11.10.1937

Lieber Hönig,

vielen Dank für Deinen sehr interessanten und aufschlussreichen Brief, der mich in allen seinen Teilen stark beschäftigt hat.
Was die Einigungsbemühungen in Siebenbürgen anbelangt, so bin ich durchaus Deiner Ansicht. Das unklare Verhalten Möckels in Oxfort hat scheinbar einen neuen Konfliktsstoff gezeitigt. Die Oxforter Botschaft ist widerlich pfäffisch. Ihre in triefende christliche Phrasen gewickelten Angriffe muss jeder Deutsche ablehnen. Ich beobachte seit langer Zeit sowohl in Siebenbürgen wie auch hier die lutherische Kirche und halte die evangelische Orthodoxie und Wortgläubigkeit, die neuerdings ~~immer~~ Mode wird, für ein sehr schlechtes Mittel, den verlorenen religiösen Kredit der Kirche wiederzugewinnen. Den Buchstaben vor dem Kopf merkt die Kirche nicht, dass sie selbst daran schuld ist, wenn sie immer mehr an Boden verliert.
Du willst Beiträge von mir. Ist Dir mit meinen Ausführungen über das Deutsche Ausland-Institut im Oktoberheft des "Inneren Reichs" gedient, so stehen sie Dir zur Verfügung. Wie ich Euerem Blatt entnehme, liegt Euch das "Innere Reich" vor. Es erübrigt sich daher, es Euch zu übersenden. Es wird notwendig sein, in meinem Aufsatz, der sich vorwiegend an reichsdeutsche Leser wendet, etliche Kürzungen vorzunehmen. Hierzu erteile ich Dir jede Vollmacht.
In der Zeitschrift "Der Volksdeutsche", die Euch sicherlich auch zugeht, wird demnächst ein Aufsatz von mir über Buch und Volksbewusstsein veröffentlicht, den ich Dir auch zur Verfügung stelle. Auch in diesem Fall bitte ich Dich eventuell nötige Kürzungen nach eigenem Dafürhalten vorzunehmen. Andere Beiträge kann ich Dir leider jetzt nicht geben.

Mit herzlichsten Grüssen Dein

lkgs

Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt
Schriftleitung
Hermannstadt, Str. Avram Iancu (Reispergasse) 10 — Telephon: 11 und 12

Hermannstadt, am 17. November 1938.

Lieber Zillich!

Deine Briefe vom 1o.und 15.November habe ich erhalten.Hoffentlich erreicht Dich dieser Brief noch.

Deinen langen Aufsatz bringen wir in unserer Festnummer anlässlich der hiesigen deutschen Buchwoche. Ich habe in der Hoffnung, Deine Zustimmung nachträglich dafür zu erhalten, einige Stellen gestrigen,die hier unter politischem Gesichtswinkel betrachtet, missverstanden werden könnten. Ich bin dabei mit allem Respekt vor Deinem Aufbau und Deinen Gedanken vorgegangen. Auch so wird es nicht möglich sein, den Aufsatz auf einmal zu bringen, und es ist jedenfalls ungewöhnlich,dass eine Zeitung einen derartig lange Abhandlung veröffentlicht. Die Ausnahme ist begründet durch die Einzigartigkeit dieser wirklich gross angelegten ~~Behandlung~~ Darlegung, die ihrem Titel vollauf gerecht wird. Es ist eine der besten Sachen,die ich von Dir gelesen habe. Und da ich schon dabei bin, mit Lorbeersträussen nach Dir zu werfen,so will ich Dir auch nicht verschweigen,dass ich Deinen neuen Roman in einer einzigen Nacht gelesen habe und einen sehr starken Eindruck bekommen habe. Da Du auf meine Hymnen nicht angewiesen bist, will ich hier abbrechen.

Du wünschst, dass ich über die Einigung hier einiges berichte. Ich will versuchen, in einigen Worten das Wesentliche zu sagen.

Die Entwicklung der letzten Zeit hat vom Standpunkt FF6 dazu gedrängt. Von Muttern wurde die Einigung in aller entschiedenster Weise gewünscht, und es hat in diesem Falle eine Priesterin dieses mütterlichen Gedankens, die eben hier geweilt hatte, durch geschickte Verhandlungsführung diesem Wunsche erfolgreich Geltung verliehen. Andererseits war FF und sein Führerkreis unter starkem Druck, da seit der Einreichung des bekannten Statuts in Deutschland in Regierungskreisen ein scharfer Wind gegen sie geweht hat, der von Rudi kräftig geschürt worden ist. Überdies befand sich FF oder besser gesagt der Gauwolf als der Spiritus Rector in dem prinzipiellen Gegensatz mit Hans Otto, der bekanntlich es abgelehnt hatte, jenes Statutforderung bei der Regierung zu vertreten und deshalb in BV getan worden ist. Es bestand daher, die Neigung zur Einigung mit der früheren DVR, um einer Isolierung zu begegnen. (Meine Mitteilungen sind, wie immer, offen und dementsprechend ver-

ikgs

traulich/ So kam es denn ziemlich überraschend zu der Vereinbarung.

Für 15 Tage galt Schweigepflicht. Du hast daher vorerst in den Zeitungen nichts lesen können. Mittlerweile ist der von der vorlauten Banater Deutschen Zeitung gebrachte und auch von uns wiedergegebene Bericht über die Amtswaltertagung in Temeswar erschienen, sowie eine offizielle Kundmachung der Einigung, die Du wohl gelesen hast. Im wesentlichen haben die beiden Gruppen folgendes vereinbart: Es wird ein Führerrat unter dem Vorsitz von Fritz Fabritius geschaffen. Ausser ihm sind darin noch sieben Mitglieder: Dr.Wolff, Dr.Riess, und Broneske von der Volksgemeinschaft; Bonfert, Gust und Frauenhofer von der gewesenen DVR. Eine Stelle wurde für einen Konservativen freigehalten. Logisch wäre es und wird wohl auch von einem Grossteil der Teilnehmer der Einigung so aufgefasst, dass Hans Otto in diese Stelle gesetzt wird. Es ist aber noch nicht entschieden. Man will ihn offenbar unter Druck setzen, damit er in die NAF eintritt und dazu zeigte er keine Neigung, zumal die gewesenen Deveristen auch nicht dazu verpflichtet sind. Es wurden ferner folgende Beauftragte für die einzelnen Arbeitsgebiete ernannt.: Hans Kaufmes für Bauern, Lydia Müller /DVR/, Nachbarschaft: Schunn, Schiedsgericht: Otto Fritz Jickeli, Jugend: Hockl, Innenpolitik noch unbesetzt, deutsche Volksgruppen, ferner Kirche und Schule: Dr.Wolff, körperliche Ertüchtigung: Dr.Bruckner, Wirtschaft Prall Volksgesundheit: Pfarrer Csallner, Kultur: Herwart Scheiner, Presse: Gust.

Der Geist des Abkommens ist noch nicht ganz klar. Vorläufig herrscht beiderseits viel Misstrauen. Die NAF bleibt bestehen und die Gliederungen der DVR sind vollständig aufzulösen. Inwieweit die DVR-Leute der NAF beitreten werden, ist noch unklar.

Für heute abend hat Bonfert einen engen Kreis, darunter auch mich zu einem Versöhnungsabend eingeladen. Da wird man wohl näheres über die Absichten und das Mass der Aufrichtigkeit erfahren. Die gegebene politische Lage wird allerdings nach wie vor dahin, dass eine tatsächliche Geschlossenheit und eine Überwindung der inneren Gegensätze erzielt wird. Es wird allerdings noch Zeit brauchen.

Leider muss ich mir versagen diese ganzen Fragen im Rahmen der grösseren politischen Zusammenhänge zu erläutern. Äusserungen auf diesem Wege sind nicht gut möglich. Vorläufig diese erste Information, die ich in Eile nur kurz geben kann.

Seieherzlich gegrüsst von

Deinem

ikgs

Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt

Schriftleitung

Hermannstadt, Str. Avram Iancu (Reispergasse) 10 — Telephon: 11 und 12

Hermannstadt, am 15. ~~Oktober~~ Dez. 1938.

Lieber Zillich!

Ich danke Dir fürdie Abschrift des Briefes an Capesius. Es liegt mir natürlich ferne, unseren Mitarbeiter desavouieren zu wollen, doch scheint es mir der Ehrlichkeit willen notwendig zu sein, Dir mitzuteilen, dass ich einzelne Stellen dieser Kritik sehr beklage, weil ich Dich darin durchaus missverstanden sehe. Am deutlichsten ist es der Fall hinsichtlich der Erneuerungsbewegung. Da die Auswahl des Kritikers von Dir selbst erfolgt war, so war es ziemlich unmöglich, dass ich mich in die Sache einmische, und so habe ich jene Besprechung schweren Herzens das Licht der Welt erblicken lassen. Ich habe lange überlegt, ob ich mich nicht widersetzen soll, vielleicht wäre es auch richtiger gewesen. Vielleicht war es von mir ein falsches Bestreben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der Redaktion, wenn ich mir eingeredet habe, meine Freundschaft für Dich dürfte mich nicht zu einer Abweichung von bisher eingehaltenen Grundsätzen veranlassen. Andererseits dachte ich mir, dass Dich eine solche Besprechung in einem heimatlichen Provinzblatt ja, gottseidank, noch nicht umbringen wird und dass Du durch Besprechungen anderer Stellen Genugtuung finden wirst, sodass letzten Endes unser Blatt eigentlich als schwarzes Schaf dastehen wird.

Die Sache war für mich umso störender, als wir gerade einige Tage vorher mit Dir an der Spitze unseres Blattes paradiert hatten. ~~und~~ Nun habe ich daran gedacht, dass sich Gelegenheit finden wird, die Scharte auszuwetzen, Eine andere Besprechung können wir natürlich nicht bringen, doch würde ich ganz gerne eine massgebende Stimme eines reichsdeutschen berufenen Kritikers oder Dichters gelegentlich abdrucken. Ich erbitte dazu Deine Mithilfe, da die Evidenz über die Pressestimmen bei Dir jedenfalls genauer ist, als es bei uns der Fall sein kann.

Hoffentlicht vergiesst Du Deine Zusage, uns gelegentlich feuilletonistische Beiträge zum Zeitdruck zu schicken, nicht. Besonders schön wäre ja ein solches Feuilleton fürdie Weihnachtsnummer oder für Neujahr gewesen.

Herzliche Grüsse und Weihnachtswünsche von Haus zu Haus

Dein

Adolf König

ikgs

19.12.1938

Lieber Hönig,

ichdanke Dir herzlich für Deinen Brief und dessen Inhalt. Dass mich Capesius so weitgehend missverstehen konnte, liegt vielleicht daran, dass ich im Sommer, als seine Frau uns in Udlding besuchte, vor ihr und anderen Teile des Romans vorlas und, wie das bei solchen Gelegenheiten manchmal geschieht, auf die Zuhörer sehr stark wirkte; Frau Capesius wird ihrem Mann von diesem Eindruck erzählt haben; dadurch hat er sich nun ein Bild von dem Buch gemacht, ein einseitiges Bild natürlich, von dem her der Roman nicht das erfüllte, was Capesius unter dem Einfluss seiner Frau erwartete.

Gern sende ich Dir gelegentlich einige Urteile über das Buch. Ich bat den Verlag, mir die Pressestimmen zuzusenden. Ich empfange die Kritiken wohl auch, aber bewahre sie nicht auf. Ich schicke sie immer gleich meinem Vater, der seine Freude daran hat. So viel ich unterrichtet bin, ist das Buch bisher überall sehr gut besprochen worden. "Das Innere Reich" wird es in wenigen Tagen auch ausführlich würdigen.

Wenn Du schon liebenswürdig, andere Urteile über das Buch bringen will so ist Dir vielleicht auch das Gutachten der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums ~~xxxxxxxxxxx~~ über mein im Frühling erschienenes Buch "Attilas Ende" nicht unwillkommen. Dieses Buch ist zwar allen siebenbürgischen Blättern übersandt worden, wurde aber, soweit ich davon Kenntnis habe, nirgend besprochen. Ich lege das Gutachten hierbei.

Feuilletonistische Beiträge werde ich Dir wohl in absehbarer Zeit nicht geben können, da ich jetzt an umfangreicheren Arbeiten sitze. Ich will Dir aber zeitweise Aufsätze von mir zusenden, die hier und dort er-

ikgs

schienen sind. So gebe ich schon heute eine Nummer von "Wille und Macht" zur Post mit einem Aufsatz von mir über den auslanddeutschen Lehrer. Ich stelle Dir meine Ausführungen zur Verfügung, doch unter einer Bedingung, dass nicht Harald Krasser im "Klingsor" den Aufsatz haben will, dem ich ihn auch zuschickte. Du müsstest, falls Du den Artikel bringen willst, also Krasser zuerst deswegen befragen.

Dir und den Deinen wünschen wir alle die schönsten Weihnachten und ein glückliches, gutes neues Jahr!

Dein

16.1.1939

Lieber Hönig, welche Folgen die unsinnige Behauptung von Capesius in seiner Tageblatt-Besprechung meines neuen Buchs - es müsse gegen meine Zeichnung der Erneuerungsbewegung protestiert werden - zeitigen werde, konnte ich voraussehen. Deshalb hatte ich ihm auch geschrieben - Du kennst die Abschrift - meines Briefs -und konnte erwarten, dass er mir antworten werde, wenn er schon nicht, was ich erhoffte, das Bedürfnis verspürte, sein Missverstehen öffentlich klarzustellen. Er hat mir keine Zeile auf meinen doch sehr freundschaftlichen Brief geschrieben, so dass ich keine Lust verspüre ihm in dieser Sache nochmals zu schreiben.

Nun hat Scheiner im Sachsenspiegel Capesius dazu benützt, um eine ~~reine~~ Reihe schäbiger Unterstellungen gegen mich loszulassen. Warum Scheiner überhaupt die Nötigung empfindet, mireins auszuwischen, ist klar. Er hat wie der Polenka meines Romans eine Apotheke in unverzeihlicher Weise verkauft. Mochte man bisher vielleicht noch glauben können, dass er dazu durch übermächtige Umstände gezwungen worden sei, nun, nach seiner Stellungnahme gegen mich, sind seine Motive klar, ebenso wie das schlechte Gewissen, das ihn angesichts der Polenkafigur drückt. Er muss mir eins auswischen. Und da kommt ihm die unsinnige Behauptung von Capesius zurecht. Mochte ich auch in dem Roman einen Volksschädling, also einen Gegner der Erneuerungsbewegung dargestellt haben, möchte ich selbst der Bewegung angehören, womit ich mich selbst träge, wenn ich sie schlechtmachte, das ist ihm gleichgültig, mit der Beziehung auf Capesius kann er nun behaupten, ich sei ein Feind der Erneuerung. Überdies lügt er auch, ich hätte seit geraumer Zeit die Führer der Bewegung unwahrhaftig geschildert. Tatsächlich habe ich seit 1936, also seit meiner Übersiedlung aus der Heimat, selbstverständlich in deren Streitigkeiten nicht eingegriffen. Capesius hat ihm eine Caffe gegeben und Scheiner macht daraus, was er kann. Schliesslich benützt er ein Gedicht von mir, dass er lächerlich falsch auslegt, mir Feindschaft gegen die heutige Jugend in die Schuhe zu schieben .

All dies ist im Grunde heller Wahnsinn, aber es findet anscheinend Echo bei einigen Jungen, denn das Blatt des Jugendbundes hat die Angriffe Scheiners aufgegriffen und kündigt neue an. Scheiner ist heute eine offizielle Persönlichkeit. Dass er einmal Fabritius und dessen Kreis beispiellos heruntergemacht hat, hat er durch seine Unterstellung unter die Volksgemeinschaft selbst als nichtig hingestellt, und nun kann er andere ähnlich verdächtigen. Als offizielle Person könnte er versuchen, mich auch über seine Presse hinaus zu verleumden.

Und dies zwingt mich, Dich um Deine Unterstützung zu bitten. Ich bitte Dich nicht, gegen Scheiner zu schreiben. Vielleicht tut es einer meiner Freunde, die enger mit der Literatur zu tun haben als Du. Ich müsste es eigentlich annehmen, dass jemand gegen die Verdächtigungen Scheiners zu Felde zu ziehen sich verpflichtet fühlt. Ich hätte es sicher getan, wenn ich so beispiellose Verleumdungen gegen einen anderen erlebt hätte. Aber das beschäftigt mich nun nicht.

Dich bitte ich um eines. Bitte Wolff, er möge mir als pol. Beauftragter eine Bestätigung mit dem beigelegten Text in zwei Ausführungen möglichst rasch übersenden, eine amtliche Bestätigung der Volksgemeinschaft. Am besten lasse sie Dir gleich überreichen und übersende sie mir. Was in dem beigelegten Text steht, stimmt natürlich. Und ein solches Blatt ist für mich wichtig, falls Scheiner mich verpetzen sollte.

Sei mir bitte nicht böse, dass ich Dich um einen solchen Dienst bitte. Wolffs Anschrift kenne ich nicht. Deshalb wende ich mich an Dich, überdies glaube ich, dass Du mir diese kleine Mühe gern opferst. Hab bitte vielen Dank dafür. Ich wäre Dir sehr verbunden, wenn Du mir die Bescheinigung in zwei Ausfertigungen raschestens übersenden kannst.

Dein

München, 31. X. 1955
Hauptbahnhof 8h früh

Lieber Zillich!

Auf meinen Heimfahrt-Zug wartend, erinnere ich mich Deiner gestrigen tapferen Leistung. Hartl sagte mit Recht, es sei zeitweilig geradezu „ein Glorienschein" um Dein Haupt geschwebt. Es war eine tüchtige Leistung, mit dem elenden fiebrigen Katarrh, den Du hattest, diese bewegte Sitzung zu leiten. Es war mir eine Freude, wenn meinen bescheidenen Kräften mithelfen

Absender: Hönig
(Vor- und Zuname)

Freilassing Obb.
Dettach 71
Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschließfachnummer, bei Untermietern auch Name des Vermieters

zu dürfen, das Dir von allen entgegengebrachte Vertrauen auch praktisch zu festigen. –

Wie immer

Dein
Alfred Hönig

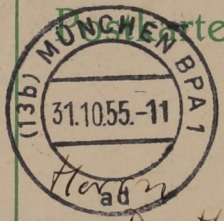
Postkarte

(13b) MÜNCHEN BPA 1
31.10.55.-11
ab

NOTOPFER 2 PFENNIG STEUERMARKE

BRIEFE DEUTSCHE BUNDESPOST

Deutsche Museum
MÜNCHEN





Herrn
Dr. Heinrich Zillich

Starnberg / See

Josef-Fischhaber-Str 15

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschließfach
bei Untermietern auch Name des Vermieters

ikgs

Berichte und Informationen
DIE UNIVERSELLE WOCHENZEITSCHRIFT ÖSTERREICHS
Redaktion

Salzburg, 16. Nov. 1956
SCHWARZSTRASSE 21 / Telephon 4145

Unser Zeichen: H/W
Ihre Nachricht vom:
Ihr Zeichen:

Lieber Zillich !

Sei bedankt für Deinen Brief vom 14.ds.M. und für den Hinweis auf "Christ und Welt". Diese Wochenzeitung bringt überhaupt oft gute Sachen. Ich habe ja einmal mit Berufung auf Dich an Wirsing geschrieben und einen Aufsatz für uns verlangt. Der Gute hat aber nicht einmal geantwortet. Die Flegelhaftigkeit in den deutschen Redaktionen ist so massvoll gross, dass mit vielen von Ihnen überhaupt eine Zusammenarbeit nicht möglich ist. Vielleicht ist es bei Wirsing nur ein Zufall gewesen, denn er gehört ja nicht dieser jungen Generation an, die Brief grundsätzlich nur dann beantwortet, wenn der Schreiber einen persönlichen Vorteil für sich erhofft.

Das Gespräch, dass ich mit Keinzel in Düsseldorf hatte, das muss ich Dir einmal erzählen, das lässt sich schriftlich nicht mit seinen Pointen widergeben. Ich hoffe wir sehen uns zur Tagung am 1. und 2. Dezember, zu der auch nach München komme. Dann können wir auch über die Frage Müller sprechen, ebenso über Theil. Die Symbolik ist erschütternd: Der greise Bischof, der seinen eigenen Leuten vor lauter politischer Schlauheit einen Koexistenz-Woogie mit Schleiern vortanzt und Dritten dann seine Geheimnisse ins Ohr flüstert, statt umgekehrt. Alt und gebeugt zwischen den Fronten sitzend und die Granaten niederbetend. Erschütternd auch das Schicksals Theils; soweit er geirrt hat, und das hat er, musste er ärger büssen als manch anderer. Geistig ist er staunenswerterweise ungebrochen. Ich habe ihn trotz völlig entgegengesetzter Ansichten und Wesensarten auch früher nur für einen unglücklichen, zerrissenen hochbegabten Menschen gehalten, aber nicht für unmoralisch. So habe ich mit ihm eine Unterredung mitten im Bukarester Hexenkessel gehabt, als ich jeden Augenblick aufgeriffen werden konnte, ohne ihm zu misstrauen. Ich glaube auch jetzt nicht, dass er wissentlich und willentlich seine Gemeinschaft oder einen Freund verrät. Ein langes Gespräch mit ihm, liess ihn gut unterrichtet und objektiv richtig urteilend erscheinen. Seine Kreise, die ihn stützen, sind natürlich die

HERAUSGEBER, VERLEGER UND EIGENTÜMER: Österreichisches Forschungsinstitut für Wirtschaft und Politik, Salzburg, Schwarzstraße 21 — Telephon 41 45 und 81 5 37 — Postscheckkonto Wien 189.402 / Spargiro Salzburger Sparkasse Nr. 22/268
Bankkonto: Creditanstalt-Bankverein, Filiale Salzburg, Kto.-Nr. 3250 / Österr. Länderbank AG, Filiale Salzburg, Kto.-Nr. 2394

Seinigen.

Für mich ist jetzt meine journalistische Tätigkeit schon eine Belastung. Vor Wochen erst habe ich aus verschiedenen Gründen beschlossen, nun ~~mit~~ wieder unter/meinem eigenen Namen zu schreiben und bleibe nun auch dabei. Ausgerechnet in dieser Zeit muss ich nun zu den Ereignissen in Ungarn Stellung nehmen und tue es selbstverständlich mit der notwendigen Eindeutigkeit. Dabei habe ich einen Eisklumpen in mir, denn ich habe die Familienzusammenführung mit meinen Eltern beantragt und muss mich nun bei den Schergen unbeliebt machen. Ich hoffe nur auf die ewig waltende rumänische Schlamperei, deren Evidenzhaltung wohl manches durchschlüpfen lässt, was nach ihrem bösen Willen nicht sein sollte. Dabei sind ~~nämlich~~ unter unseren B.u.I.-Abonnenten eine ganze Reihe von kommunistischen bzw. volksdemokratischen Stellen, worauf wir uns auch noch etwas einbilden müssen. Komisch war es doch, dass ich unlängst bei der Tagung auf Herrenchiemsee einen Herrn kennenlernte, von dem es sich herausstellte, dass er während der ganzen Zeit seiner Gefangenschft in Jugoslawien bis vor seiner erst im Vorjahr erfolgten Entlassung als Hauptbeschäftigung die Übersetzung der B.u.I, ins Serbische zu besorgen hatte.

Hast Du übrigens meine im Laufe der letzten Wochen im "Vertriebenen Anzeiger" erschienen Aufsätze für eine einheitliche deutschen Aussenpolitik, ferner "Sind wir Störenfriede?- ein Wort über die Rolle der Vertriebenen politische" und "Zutreiberdienste" gelesen? Es würde mich gelegentlich interessieren zu erfahren, inwieweit Du meine Ansicht teilst. Ich hoffe - wie gesagt - dass wir wieder einmal Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch haben. Für alle Fälle werde ich Dich, wenn ich nächstens weinmal nach München komme, anrufen. Wenn Du zufällig Zeit hast, könnten wir uns dann irgendwo für eine Stunde zusammensetzen, wenn es Dir recht ist. Wenn Du gerade nicht Zeit hast, überlassen wir es der nächsten Gelegenheit. Ich kann es mir leider zeitlich noch geldlich werden leisten, stets zu den Sitzungen zu kommen. Ich hätte aus diesem Grunde auch schon längst von meinem Beisitzerposten honoris causa abgedankt, erwägte ich nicht, dass ich gelegentlich zu irgend einer Lufterschütterung benötigt werden könnte. Es grüsst Dich herzlich

Dein

ikgs

16.7.1958

Lieber Hönig,

eben kam ein Brief von Klein und einer von Dir. Klein erinnerte sich, als er Dir schrieb, daß Du und Hartl es in Dinkelsbühl übernommen hattet, den Termin für unsere Aussprache über Kleins Pläne festzulegen, außerdem hatte ich das in einem Schreiben an ihn einmal erwähnt. Heute war er nun in München, wir sprachen telefonisch miteinander und er drängt sehr, daß die Aussprache bald stattfinde. Da Du den kommenden Sonntag dafür als einen möglichen Tag genannt hast, einigten wir uns auf Sonntag, nachmittag, 3 Uhr, bei mir. Das ist für Dich insoweit günstig, als Du Montag ohnehin hier sein mußt. Klein übernahm es auch, Hartl dazu zu rufen. Ferner will er, daß Dr. Paul Philippi anwesend sei, weil er neulich in Siebenbürgen war. Ich habe nichts dagegen. Wir können dann vielleicht die ganze Angelegenheit eingehend behandeln unter Einschluß der Personen, die am deutlichsten die verschiedenen Standpunkte vertreten, wobei - nach dem Hörensagen Philippi nicht unbedingt als Kleins Anhänger gelten darf. Klein wird Philippi bewegen, Sonntag herzukommen. Kostenersatz kann ich freilich keinen bieten.
Also komm, bitte, ich werde mich freuen, Dich wiederzusehen.
Als Vertreter unseres Bundesvorstands war ich allein in Wels. Meine kleine, frenetisch begrüßte Ansprache mußt Du allerdings ins Druckdeutsche übersetzen.

Sei herzlich gegrüßt von Deinem

Kopie

Salzburg, 15. Juli 1958

Sehr verehrter, lieber Herr Prof. Klein!

Meine Frau telefoniert mir soeben aus meiner ausserhalb der Stadt gelegenen Wohung hieher ins Salzburger Zentrum, dass von Ihnen ein Expressbrief eingetroffen sei, wonach Sie von mir eine Nachricht über ein geplantes Zusammentreffen mit Ihnen erwarten. Offenbar hat Freund Zillich vergessen, mich von Ihren diesbezüglichnn Vereinbarungen zu unterrichten. Ich bin jedenfalls nicht im Bilde. Ober bezieht sich Ihre Terminerwartung auf unser seinerzeitiges Gespräch in Dinkelsbühl, wo wir meines Wissens aber keinen Zeitpunkt vereinbart hatten.

Ich bin nun bis anfang August hier in Salzburg und versuche, meine durch Ueberarbeitung ziemlich ramponierte Gesundheit in Ordnung zu bringen, unterbrochen durch landsmannschaftliche Pflichten, wie z.B. heute die Berichterstattung über die Tagung in Wels.

Wenn ich mir eine Anregung erlauben darf, so würde ich ein Zusammentreffen für das kommende Wochenende in München vorschlagen, wo ich ohnedies am kommenden Sonntag abend eine Besprechung und am Montag, den 21. vormittag Umbruch ~~im~~ der Siebenbürgischen Zeitung in Starhenberg und im Anschluss einige Gespräche in München habe. Ich könnte vorher oder nachher zur Verfügung stehen und diese Unterbrechnung meines Urlaubes gerne erweitern. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich auf solche Weise mit Ihnen Gedankenaustausch pflegen könnte.

Eine neuerliche Urlaubsunterbrechung schon nach wenigen Tagen würde meinen gesundheitlichen Vorschriften Abbruch tun und ich könnte Sie wegen einer zusätzlichen zahnärztlichen umständlichen und zwangsläufig gegebenen Planfolge nicht ohne weiteres bewerkstelligen.

Ich schicke einen Durchschlag dieses Schreibens an Dr. Zillich und mache ihm den Vorschlag, zum Zusammentreffen etwa am Sonntag vormittag (20 ds.M.) oder am Samstag, den 19. abend oder am Montag, den 21. abend.

Unter der Voraussetzung, dass meine Frau mir den Inhalt Ihres Briefes richtig übermittelt hat, würde ich meinerseits also Zillich die Festsetzung des Termines überlassen, da Sie beide augenscheinlich sich schon grundsätzlich hierüber geeinigt haben und Freund Hartl meines Wissens über das Wochenende auch eher verfügbar ist als während der Woche.

Herzliche Grüsse von Ihrem

Klönig

ikgs

Salzburg, 15. Juli 1958.

Lieber Zillich !

Du entnimmst aus dem beiliegenden Durchschlag eines Schreibens von mir an Prof. Karl Kurt Klein, dass ich bereit wäre, Sonntag vormittag oder Montag abend an einer Unterredung teilzunehmen (notfalls auch Samstag, den 19.ds.M. abend), die Du anscheinend mit Klein grundsätzlich vereinbart hast. Ich weiss die Sache nur aus einem Expressbrief von Prof. Klein, über den mich meine Frau soeben telefonisch unterrichtet hat, und ich antworte, sofort, damit nicht mehr Zeit und ~~die~~ Sache durch Verzögerung in Unordnung komme und bitte Dich, Klein und Hartl so wie auch mich von dem Termin zu verständigen, von dem ich hoffe, dass er auch Euch genehm ist und mir die Möglichkeit gibt, meinen Urlaub nicht noch ein weiteres Mal unterbrechen zu müssen, so sehr ich die Aussprache mit Prof. Klein begrüsse.

Sei herzlich gegrüsst von

Deinem

Alfred Höring

Salzburg - Gnadenstraße
Eichendorffstr. 28
Tel. 68491

Bitte teile mir für den Bericht über Wels mit, wer aus München außer Dir noch dort war. – Deine Rede habe ich bekommen.

1.10.1959

Lieber Hönig,

ich habe in meinem nun schon etwas langen Leben als Schriftsteller selten eine so unverschämte und dumme Äußerung gelesen, wie Retzlaff sie in seinem Offenen Brief an mich vorgebracht hat.

Da Retzlaff unseren Leuten bekannt ist, bin ich dafür, seinen Offenen Brief unverändert abzudrucken, allerdings mit meiner hier beigelegten Stellungnahme.

Wir sind im Text seines Buches aufs Lächerlichste verballhornt worden. Dazu muß man Fraktur reden. Und ich bin sicher, daß unsere Landsleute das bejahen. Im übrigen werden sie das Buch nun kaufen und mithelfen, daß es bald vergriffen ist und in der zweiten Neuauflage mit einem besseren Text erscheint.

Ich wäre Dir dankbar, wenn ich erfahren dürfte, wann meine Antwort auf Retzlaffs Offenen Brief zur Korrektur kommt. Ich möchte den Satz selber lesen.

Sei gegrüßt von Deinem

ikgs

Salzburg, am 5. 12. 1959

Lieber Zillich !

Nachfolgend die Daten über meine Neffen. Ich bemerke, dass mir ein Irrtum unterlaufen ist, ich habe vergessen, dass der eine nicht Peter heisst, sondern so nur gerufen wurde, während sein eigentlicher Taufname ERNST ist.

Günther Hönig, geb.in Hermannstadt am 16.Juli 1929
Ernst Hönig (genannt Peter), also wohl am besten:
Ernst-Peter Hönig,geb.in Kronstadt am 6.Sept.1932

Ich danke Dir herzlich für Deine Bemühungen.

Unser Telefongespräch ergänzend,bitte ich erneut, als meine Adresse: Freilassing / Obb., Salzburgerstraße 8, anzugeben. Ich erwäge nämlich, dass juristische Schwierigkeiten auftauchen können, wenn eine deutsche Aktion bzw. Intervention zugunsten von Personen erfolgt, die nicht Bundesbürger sind oder deren Angehörige im Ausland leben,ohne deutsche Staatsbürger zu sein, sodass also das Recht,über sie zu verhandeln, entfällt .

Mittwoch und Donnerstag der kommendem Woche bin ich wieder in München und Montag, d.14.d.M., erfolgt der Umbruch der Siebenbürgischen Zeitung. Ich bin also in diesem Rahmen verfügbar, wenn etwas zu besprechen sein sollte.

Hier fand ich eine umfangreiche Korrespondenz von Retzlaff und Frau Pischel vor. Beide bitten mich inständig, dem Verlag das Weihnachtsgeschäft nicht zu zerschlagen. Retzlaff und Pischel seien finanziell schon abgefunden, der Verlag aber habe es nicht verdient, von den Siebenbürgern im Stich gelassen zu werden. Zu allem Überfluss verlangt Retzlaff von mir mit Berufung auf die Verlagsinteressen auch noch, ich sollte die Leser in einem redaktionallen Hinweis darauf aufmerksam machen, dass es sich trotz allem um ein schönes Bildbuch handelt, das derVergangenheit der Siebenbürger Sachsen ein Denkmal setzt.

ikg./.s

Ich habe lange nachgedacht darüber, was man mit dieser Pischeline machen soll. Du hast sachlich recht, bloss hast Du - so meine ich in aller Bescheidenheit - mit einer grossen Kanone auf einen kleinen Spatzen geschossen, der ohnedies schon halbgerupft ist. Ich würde auch des Buches und des Verlages willen sowie dem Meschendörfer zuliebe, der ja den Alleinvertrieb des Buches hat, gerne etwas zur Versöhnung beitragen, Selbstverständlich kommt es nicht in Frage, dass ich Dir in den Rücken falle. Nun ist aber die Zeit zu kurz, um darüber noch grosse Besprechungen abzuhalten, und leider hatte man versäumt, mir die Post aus Salzburg nach München nachzuschicken.

Eingedenk der erfahrungsgemäss weitgehenden Übereinstimmung Deiner und meiner Auffassungen in solchen Dingen und angesichts unserer eben erst in Mannheim bewiesenen Neigung, Komplikationen auf vornehme Weise zu überwinden, komme ich nun auf folgenden ungewöhnlichen Vorschlag:

Wärest Du nicht am Ende geneigt, selbst in der nächsten Nummer der Siebenbürgischen Zeitung ein paar Zeilen des Inhalts erscheinen zu lassen, dass Du auf verschiedene Anfragen aus landsmannschaftlichen Kreisen hin folgendes mitzuteilen habest: Deine Kritik an einzelnen Textstellen des Buches sei nicht als eine Ablehnung der Neuerscheinung überhaupt zu verstehen, das Bemühen des Verlages und die glänzenden, hervorragenden Bilder Retzlaffs seien des Dankes wert. Frau Dr.Pischel aber habe unbeschadet der einzelnen Irrtümer als Freundin der Siebenbürger Sachsen und unbeschadet der Kritik an jenen Irrtümern Deine Anerkennung (oder Achtung oder Sympathie oder ?) Um Missverständnisse zu vermeiden, gäbest Du als Deine eigene Meinung kund, dass es trotz allem ein schönes Buch für Weihnachten sei usw. usw.

Der Frau Pischel aber würde ich vorschlagen, ihre Antwort auf die Januarnummer der Siebenbürgischen Zeitung zu verschieben. Dein Recht auf Erwiderung aber könne Dir nicht bestritten werden, u.zw. aus grundsätzlichen Erwägungen, ganz abgesehen davon, dass Deine Bereitschaft zu weihnachtlicher Begönnerung des Buches den Betreffenden und der Zeitung die Pflicht doppelt auferlegen, Dir, zumal als Erstem Mann der Siebenbürger Sachsen, das Recht der Erwiderung nicht zu nehmen.

Ich lege nun ~~einen~~ zwei Brief an die Pischelin bei, ~~den ich Dich~~ ~~aufzugeben~~ davon, ~~bitte~~. Ich muss dieses abgekürzte Verfahren wählen, damit ich am Mittwoch, wenn ich nach München komme, bereits Antwort habe und amtshandeln kann. Ich bitte Dich daher auch, mir dorthin Bescheid zu geben und die Unterlagen, vor allem das Manuskript hinzuschicken.

Sollte die Pischeline damit nicht einverstanden sein, so würde ich ihre Kritik bringen, wobei es Dir überlassen bleibt, ob Du sogleich oder erst in der nächsten Nummer antwortest. Man könnte sie unter Umständen dann auch zunächst allein reden lassen, denn das schadet Dir nicht, und in der nächsten Nummer ist dann wieder mehr Zeilenraum, denn jetzt beginnt es mit dem Platz bereits sehr knapp zu werden.

Im übrigen ist ja das Ganze irgendwie fiktiv, denn die Zeitung erscheint ja so knapp vor Weihnachten, dass eine grosse Entfaltung des Weihnachtsgeschäftes nicht möglich ist. Ich hielt es aber für gut, angesichts der Sachlage eine Art Nachweis zu erbringen, dass wir dem Verlag und Retzlaff durch unser Eingreifen nicht über die berechtigte Kritik hinaus die ganze Rentabilität eines gutgemeinten Beginnens zerschlagen haben.

Bitte also das ganze Zeug mitsamt Deiner Entscheidung nach München, allwo ich Mittwoch aufkreuze.

Herzliche Grüsse von Haus zu Haus

Bitte also einen der beiden Briefe an Fr. P. zu korrigieren und weiterzusenden, den anderen aber zu entwerten

7.12.1959

Herrn
Alfred Hönig
Klingerverlag
München 8
Trogerstr.32

Lieber Hönig,

die Pischel schickte mir auf meine Buchbesprechung eine Antwort für die Südostdeutschen Vierteljahresblätter; sie enthält ungefähr dasselbe, was ihre Dir übergebene "Antwort" widergibt. Ich lehnte die Veröffentlichung ab, weil Zeitschriften üblicherweise derartige Polemiken rezensierter Autoren nicht abdrucken und weil ich andernfalls eine Entgegnung dazu schreiben müßte, die der Pischel schädlich wäre, und das will ich nicht. Ich habe ihr jedoch in einem Brief Punkt für Punkt den Inhalt ihrer Einsendung widerlegt.

Nun kam Dein Brief samt den vielen Beilagen. Ich lege hier eine heute verfaßte Stellungnahme zu Pischels Dir zugeleiteter "Antwort" bei und bitte Dich, solltest Du ihre "Antwort" bringen, in derselben Nummer mein "Nachwort" anzufügen.

Du wirst aber für die beiden Manuskripte im Dezember keinen Platz haben. Daher muß ich mich auch zu Deinen zwei Vorschlägen äußern:

1. Bitte lies, was ich in meinem "Nachwort" zu Pischels "Antwort" sagte. Du erkennst dann, daß sie durch Verdrehung meiner Sätze dem Zugriff meiner Kritik zu entwischen versucht und ganz dumm zurückschlägt. Das enthüllt wie auch ihr an Dich gerichteter Brief die Kläglichkeit der Person, die sich anmaßte, uns lediglich auf Grund oft mißverstandener papierener Quellen darzustellen, ohne uns selber zu befragen, was eine erstaunliche Dünkelhaftigkeit und ein unwissenschaftliches Gehirn sondergleichen beweist. So lieferte sie ein verzeichnetes, willkürlich gemaltes und überdies sentimentales Gemälde. Darum war meine Rezension notwendig, gleichgültig, ob ich mit der Kanone auf einen Spatzen schoß. Es ist unser aller Sache, daß wir solche Darstellungen unseres Volksstammes entschieden ablehnen.
Ich bin nicht bereit, meine Rezension zur Farce zu machen, indem ich selber, wie Du es mir nahelegst, die Lektüre des Retzlaff-Buches empfehle. Die Pischel ist mit uns umgesprungen, als hätte sie das Recht, die Wahrheit zu verzerren und die Tragik unserer Angehörigen in eine Folge von Festschmäusen umzulügen. Und nun soll ich, weil sie Kritik nicht verträgt, der jeder ausgesetzt ist, der in die Öffentlichkeit tritt, mir aufs Maul schlagen? Das tu ich nicht, nicht nur meinetwegen nicht, sondern der Sachsen wegen nicht. Die Bilder sind gut, der Text unerträglich. Noch unerträglicher finde ich, daß Autorin und Photograph uns nötigen wollen, wider jede Gepflogenheit die Kritik, die uns zusteht, nachträglich zu entwerten, obwohl unsere Landsleute den Text des Buches empört ablehnen.

2. Dein zweiter Vorschlag! Ich kann Dich nicht hindern, daß Buch nicht bloß für sehens-, sondern sogar für lesenswert in unserer eigenen Zeitung zu loben, damit zwingst Du mich aber, Platz zu beanspruchen, um mich ebenfalls dazu zu äußern und zwar, was ich als Loyalität erbitten darf, in derselben Nummer.

Ich weiß allerdings nicht, weshalb Du bei der von Dir erwogenen redaktionellen Befürwortung des Buches weiter gehen willst, als es dieser

Retzlaff, der mich unverschämt eines unfairen Verfahrens bezichtigt, gewünscht hat. Er will ja bloß einen kurzen redaktionellen Hinweis darauf, daß es sich trotz des schlechten Textes um ein doch recht schönes Bildbuch handele.

Wenn nichts sonst in Deiner redaktionellen Bemerkung steht, könnte ich meine Bedenken gegen sie zurückstellen. Darf ich ungefähr skizzieren, wie ich mir eine solche Bemerkung denke? So etwa:

Das neue Retzlaff-Buch

Über die jüngst erschienene Neuauflage des Retzlaff-Buches "Die Siebenbürger Sachsen" (Hans E.Günther Verlag,Stuttgart) brachten wir vor etlichen Monaten eine Besprechung von Heinrich Zillich; sie lobte die Bilder des von uns seit langem dankbar bewunderten Lichtbild-Künstlers Hans Retzlaff, der vor schon zwanzig Jahren unser Bauerntum in der Erstauflage in herrlichen Aufnahmen zahllosen Lesern bekannt gemacht hatte. Freilich, den Text von Dr. Barbara Pischel, der jetzt anstelle des früheren ausgezeichneten Aufsatzes von Misch Orend die Abbildungen begleitet, mußte Heinrich Zillich als unzulänglich und fehlerhaft bezeichnen, nicht ohne daß manche Landsleute eine strengere Kritik für nötig gehalten hätten.

Nun aber bat uns Herr Retzlaff, dem sein Werk wie uns am Herzen liegt, um die Freundlichkeit - unbeschadet der Einwendungen gegen den Text - unsere Leser darauf hinzuweisen, daß es sich bei dem Band doch um ein recht schönes Bildbuch handele, in dem der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen ein sehenswertes Denkmal gesetzt wird.

Wir wollen das in Übereinstimmung mit Heinrich Zillich gerade jetzt vor Weihnachten gerne bestätigen und das Bildwerk - wie immer der Text beschaffen sein mag - unseren Freunden zur Beachtung empfehlen.

Wenn Du die redaktionelle Notiz so abfaßt, ohne die Pischel zu loben und mich dadurch zu desavouieren, brauche ich mich nicht mehr zu äußern. Auch die blöde "Antwort" der Pischlerin kann unveröffentlicht bleiben, sofern die Notiz in dieser Fassung erscheint. Damit die aufgeregte Henne auf der Veröffentlichung ihrer Antwort nicht besteht - wozu sie kein Recht hat - mache sie mundtot, indem Du ihr mit dem Manuskript ihrer"Antwort" mein "Nachwort" zuschickst und ihr rätst, sie möge still sein; sie müsse doch einsehen, daß ihr Aufbegehren gegen meine Kritik grundlos sei und ihr auch eine umgeänderte "Antwort" - sie müßte sie ja nach meinem "Nachwort" umändern - nur schaden kann. Sag ihr außerdem, wer in die Öffentlichkeit tritt, hat Kritik herausgefordert, und die meine ist belegt.

Etwas anderes: eben traf die letzte Folge des "Deutschen Ostdienstes" (Informationen des Bundes der Vertriebenen) vom 7.12. bei mir ein. Sie enthält keinen Bericht über unseren Verbandstag in Mannheim. Bruckner hat also gebummelt. Ich will ihn nicht deswegen anstupfen, aber gib ihm einen Renner.

Sei herzlich gegrüßt.
Dein

Beilagen in Fülle

NB. Damit es klar ist: ich wäre nicht einverstanden und würde es öffentlich widerlegen, wenn Du in der oben skizzierten red. Notiz sagen wolltest, daß Landsleute Dich zu ihr bewogen hätten; es muß, damit ich die red. Notiz kein Dolchstoß gegen mich sein soll, den ich nicht verdient habe, bei der Wahrheit geblieben und ausgesprochen werden, daß Retzlaff die Notiz erbeten (nicht etwa gefordert) hat. Du meinst zwar, ich möge mich wie in Mannheim vornehm zeigen. In Mannheim gings um die Sachsen; hier gegen die Sachsen, wenn ich "vornehm" bin, was freilich alles andere als vornehm wäre.

wenden

Hätte die Pischel zwei, drei, vier, sechs Irrtümer in ihrer Bucheinleitung, so könnte man darüber hinwegsehen, dann hätte ichs wohl in meiner Rezension mit einem Nebensatz bloß gestreift, aber ihr ganzer Text quillt über von Fehlern, er ist ein Mitschiges, saumäßig geschriebenes Gewäsch. Immer wieder, wenn ich - durch die unverschämten Quengeleien dieser inferioren alten Jungfer gezwungen - einen Blick in ihren Aufsatz werfe, entdecke ich neue Unrichtigkeiten. Und so eine Pischlerin geht her und wähnt sich begnadet, den Text zum ältesten understen Bilderbuch der Siebenbürger Sachsen zu schreiben. Und da sie dunkel ahnt, daß sie viel Dreck geschrieben hat, zeigt sie das Manuskript keinem Sachsen, wiewohl sie das ja ursprünglich wohl beabsichtigt hatte. Der Verlag und Retzlaff fallen auf sie herein, und obschon nie ein ernster Verlag ein Buch druckt, ohne Gutachten von sachkundigen Lektoren oder Fachleute einzuholen, wird das hier unterlassen, und der Text erscheint, unzutreffend, falsch und schlecht geschrieben wie er ist. Die Kritik stellt das fest und zwar mit dem erforderlichen Beisatz von Ironie, die hier ein Werk der Barmherzigkeit leistete, denn man hätte eigentlich sagen müssen: es ist ein Skandal. Und wir beide, Du und ich, sollen nun die aufwinselnde Person bedauern, wir sollen ihr - wie Du mir ansinnst "Achtung" oder "Sympathie" bezeugen, ja ich selbst soll es tun - lieber Hönig, nein!

Bedenke, was bei uns daheim mit einen solchen Text geschehen wäre. Vom Bischof bis übers Tageblatt bis zum letzten Wochenblättchen, vom Brukenthalmuseum angefangen über den Klingsor bis zu den Presbyterien, Vereinen, alle hätten jeden Fehler dieser Pischel aufgenadelt wie Mistkäfer. Und wenn man ihr zur Rechtfertigung Platz gegeben hätte, so wäre sie dabei in ein Minenfeld geraten. Man hätte sie ausgelacht, verspottet, lächerlich gemacht, und selbst der Müller, der Bischof, hätte öffentlich wie sein Vorgänger einst, gesagt: des Detschen sen gor tumm! - Man hätte sie vielleicht gefüttert, aber niemand hätte von den befugten Kritikern verlangt, ihre Kritik dieser Person zuliebe abzuschwächen oder gar zu widerrufen.

Natürlich mache ich mir einen Vorwurf. Schon als Retzlaff mit seinem unverschämten Offenen Brief anrückte, hatte ich darauf bestehen sollen: solche Leute beachtet man nicht. Ich schrieb eingedenk seiner Verdienste eine Antwort. Du hast richtig gehandelt, als Du Retzlaffs Off.Brief ablehntest, aber nun kommt er und die Pischel immer wieder. Gut, bei den Vierteljahresbl. verhielt ich mich richtig; ich sagte: Nein! Bei der Zeitung haben wir uns in Unterhandlungen eingelassen, statt klipp und klar zu sagen: unglaublich, wie Sie, Frl.Pischel, so was schreiben konnten! Was wollen Sie noch? Dort ist die Tür! - Ich unterließ es, von der Landmannschaft aus das Buch als skandalös brandmarken zu lassen, aber am 12.12. bin ich in Bonn bei der Bundesversammlung des Bundes der Vertriebenen. Dort vor dem höchsten Gremium der Ostdeutschen einige Worte über gewisse Weiber zu sagen, die, aus den Tränen der Ostdeutschen eine literarische Wassersuppe zu kochen, ihre Eitelkeit treibt, reizt mich ungeheuer.

Ich breche schnell ab - je länger ich über diese Geschichte nachdenke, umso wütender werde ich angesichts der Frechtheit dieser Pischlerin. Und auch dem Retzlaff ist eine Nummer! Einst, gewiß, war er der Photograph. Seinen Ruhm teilen heute manche andere. Eine Netoliczka ist nicht schlechter und ist ein Herr. Wir brauchen Retzlaff nicht gar zu sanft um den Bart gehen: nicht wir haben ihm die Pischel serviert. Er war so töricht, sich von dieser Jungfer den Text schreiben zu lassen.

Also nochmals - ungern zwar, aber - habeas! - dennoch bin einverstanden mit der Veröffentlichung einer wie oben entworfenen red.Notiz, doch damit müßte - meine ich - Schluß sein.

KLINGER-VERLAG

Verlags- und Werbegesellschaft mbH

München, den 10.Dezember 1959

Lieber Zillich !

Der Vollständigkeit halber übersende ich Dir nun auch die Durchschläge meiner heutigen Briefe an die Pischeline und den Retzlaff.

Du magst, weil Du die vorangegangene Korrespondenz nicht kennst, in dieser letzten Phase nur meine berüchtigte Kompromisslerei gesehen haben. Ich wiederhole, dass selbstverständlich keinen Augenblick ein Dolchstoss in Deinem Rücken von mir erwogen worden war, sei es auch nur dem Schein nach. Deshalb allein sandte ich Dir ja das ganze Zeug zur Einsicht und stellte Dir die Entscheidung anheim. Einzig und allein die Vorstellungen unserer Berliner Landsleute wonach diese Unglückselige jahrelang für die Landsmannschaft irgendwelche opferwillige Arbeit geleistet habe, erweichte mein Herz und lässt mich darauf bedacht sein, sie irgendwie noch am Leben zu lassen.

Dass Du in der Sache Recht hast, daran besteht kein Zweifel.

Bitte schick mir die Durchschläge in dem beigelegten Umschlag als Drucksache wieder zu.

Herzliche Grüsse von Haus zu Haus

Dein

[illegible]

Dr. Barbara Pischel
Volkskundliche Forschungsstelle
Berlin W 15, Schaperstr. 21

Hans Retzlaff
Tann / Rhöngebirge
Blauschlösserhof

ikgs

MÜNCHEN 8, Trogerstraße 32 - Fernruf Nr. 450561
Postscheckamt: München Nr. 164000 - Drahtwort: Klingerverlag München
Bankverbindung: Bayerische Staatsbank München Konto-Nr. 21611

Stipendium

ikgs

19.1.1965

An die
Südosteuropa-Gesellschaft
z.Hdn. ihres
Herrn Vizepräsidenten Alfred Hönig
München

Sehr geehrter Herr Vizepräsident,

Ihnen verdanke ich eine Unterstützung durch die Deutsche Stiftung für Europäische Friedensfragen zur Abfassung einer soziologischen Studie über Südosteuropa und dessen deutsche Menschen, die manche als pannonischen Menschen bezeichnen. Die Unterstützung fließt mir durch Ihre Gesellschaft zu. Darum fühle ich mich verpflichtet, Ihnen über meine Arbeit und deren Fortgang zu berichten.

Ich tue es am besten, indem ich Ihnen in der Beilage die zu Papier gebrachten Kapitel der Studie überreiche sowie das Inhaltsverzeichnis, doch möchte ich hiebei bemerken, daß sowohl die Inhaltsangabe als auch die ausgeführten Kapitel, die schätzungsweise die Hälfte des Gesamttextes ausmachen, in der Endfassung noch Veränderungen erfahren werden, daher - abgesehen vom umfangreichen 1.Kapitel - als, freilich weithin gültiges, Konzept aufzufassen sind.

Indem ich hoffe, daß Sie sich durch die überreichten Kapitel ein Bild des Ganzen ausmalen können, stelle ich Ihnen anheim, die Texte einschließlich dieses Begleitbriefes der Deutschen Stiftung für Europäische Friedensfragen zu Händen des Herrn Prof.Dr.Domes - mit dem ich hierüber vor wenigen Wochen sprach - zuzuschicken.

Vermutlich werde ich mit der Studie am Ende des laufenden Jahres fertig werden.

Mit bester Empfehlung
Ihr ergebener

Beilagen
rund 170 Manuskriptseiten

ikgs

Vorläufige Inhaltsangabe einer
soziologisch-politische Studie
von Heinrich Zillich

Der pannonische Mensch (Arbeitstitel)

(Gemeint ist der in Südosteuropa seit vielen Jahrhunderten schaffende, in verschiedenen Siedlungsgebieten beheimatete deutsche Mensch in seiner Vielfalt, der zur Europäisierung dieses Raumes Entscheidendes beitrug und 1944/45 durch Entrechtung, Verjagung und Knechtung entweder die Heimat verlor oder in ihr nur noch als verstummtes Arbeitstier des Kommunismus hinlebt und der Entvolkung ausgeliefert ist - Leistung, Art und Tragödie dieser Deutschen soll die Studie darstellen, zugleich aber auch die Gemeinsamkeiten, die diese Deutschen mit den in Südosteuropa lebenden anderen Volkstümern haben; dem dient besonders das 1. Kapitel)

ikgs

I. Vom Wesen des südosteuropäischen Menschen (50 Seiten)

II. Leistung und Tragik der Südostdeutschen (14 Seiten)

III. Die Siebenbürger Sachsen

1. Siebenbürgen und Europa (18 Seiten)
2. Überblick über die Geschichte der Siebenbürger Sachsen (6 Seiten)
3. Die kulturellen Leistungen der Siebenbürger Sachsen (8 Seiten)
4. Vom Wesen der deutschen Volkskirche in Siebenbürgen (5 Seiten)
5. Das Volkhafte
   a. Die deutsche Volkstracht in Siebenbürgen (7 Seiten)
   b. Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen (11 Seiten)
   c. Österliches Spritzengehen (3 Seiten)
6. Gestalten
   a. Stephan Ludwig Roth (16 Seiten)
   b. Ein deutsches Leonidas, Friedrich Hensels Opfertod 1809 (4 Seiten)
   c. Adolf Meschendörfer (13 Seiten)
   d. Verschiedene andere große Persönlichkeiten
7. Vom südosteuropäischen Schicksal
   a. Das Dorf Tartlau in Siebenbürgen (5 Seiten)
8. Vom Wesen der Siebenbürger Sachsen

IV. Die Donauschwaben

1. Die Geschichte der Donauschwaben
2. Die kulturelle Leistung der Donauschwaben
3. Vom Wesen der Donauschwaben
4. Das Volkhafte
   a. Tracht
   b. Bräuche
5. Gestalten
   a. Überblick über die bedeutenden Donauschwaben
   b. Der Künder und Vorkämpfer des Südostdeutschtums: Adam Müller-Guttenbrunn (20 Seiten)
6. Vom südosteuropäischen Schicksal
   a. Aus der Geschichte der Donauschwaben
   b. Episoden aus der jüngsten Geschichte

V. Überblick über die Deutschen der Bukowina, Beßarabiens und der Dobrudscha

VI. Die Südostdeutschen heute und in aller Welt

VII. Ergebnis: gibt es einen pannonischen Menschen? - was hat das südosteuropäische und das südostdeutsche Wesen für eine fort-wirkende Bedeutung?

ikgs

Vom Wesen des südosteuropäischen Menschen

Wer als Fremder, etwa als Geschäftsmann, in die kommunistisch gewordenen Teile Südosteuropas reist, sucht den schnellsten und kürzesten Weg an sein Ziel. Vom Lande, in das ihn sein Vorhaben führt, wird er oft wenig mehr erblicken als zufällig erhaschte, für ihn fremdartige Szenen, die ihn fesseln oder verwundern und aus denen er mancherlei schließen mag; eine überzeugende Einsicht kann sich dabei nicht ergeben. Vielleicht zeigt man ihm eines der neuen Industriewerke, die gleichsam als Burgen der staatlich allein zulässigen sozialpolitischen Weltanschauung aus dem Boden steigen. Ist er Fachmann, so kann er sicherlich einzelne wichtige Feststellungen machen. Doch weil er, wohin er sich auch wendet, irgendwie begleitet, also geleitet und beeinflußt wird, bleiben seine Möglichkeiten zur Beobachtung beschränkt auf verhältnismäßig kleine, zufällige oder ihm absichtlich aufgetane Ausschnitte aus einem stummen, verdunkelten Ganzen.

Urlauber aber, um die man seit wenigen Jahren wirbt und die sich durchaus nicht in jedem der südosteuropäischen Länder unbehindert, in etlichen jedoch scheinbar ungestört ins Volk mischen dürfen, hören und sehen, sofern sie die Ohren spitzen und die

ikgs

Augen öffnen, schon recht viel. Was man ihnen sagt, sind jedoch - das müssen sie bedenken - oft nur hastig zugeraunte Signale, Klopfzeichen aus der Tiefe. Gerät der Reisende an die Funktionäre der Macht, so vernimmt er deren Parolen und Selbstdarstellungen. Ein völlig freies Gespräch führt er höchstens mit einem seit langem bekannten, nun wieder aufgesuchten Freund oder Verwandten irgendwo draußen im Feld oder Wald. Freilich, selbst hier belastet die rasch hinschwindende Gelegenheit Frage und Antwort.

Solche gute Freunde und Verwandte in Südosteuropa haben eigentlich nur die von dort Geflüchteten und Ausgewanderten. Wem es von ihnen gelingt, die Heimat für wenige Tage oder Wochen zu betreten, der ist, weil sich das Einstige in ihn eingeprägt hat, mühelos fähig, die Veränderungen auch ohne Erläuterungen behördlicher Fremdenbetreuer zu gewahren und sie einigermaßen zu beurteilen; er wird vor allem die Herzenssignale und Klopfzeichen richtig deuten. Und falls sich vor ihm, was er keineswegs erwarten darf, ohne Umschweif und Zurückhaltung die Zungen der Besuchten lösen, so dringt sein Blick ins Entscheidende vor, und er, der Südosteuropa nicht bloß oberflächlich kennt, sondern dessen Wesen selbst einmal mitverkörpert und dessen Leben geteilt hat, durchschaut die gegenwärtigen Verhältnisse bei einigem Eifer schnell. Trotzdem bleibt das Urbild, das er in sich trägt, bestehen, durch die Geschehnisse ~~xxx~~ seit 1945 in ereignisreichen revolutionären Jahren überspült und verformt, wie Pflanzen und Geröll, über die ein Bach schießt, etwas verzerrt erscheinen; doch sie behalten ihre Gestalt.

Für fast alle Fremden war Südosteuropa schon seit jeher ein ziemlich unaufgeschlossener, geschweige ein begriffener Daseinsraum; das gilt heute in noch größerem Ausmaß. Im Westen empfinden eben unzählige diesen vorgelagerten Teil des Abendlandes nicht als dessen Glied. Für sie endet Europa ungefähr an der ungarischen Grenze.

Darum darf man mit einiger Übertreibung sagen, der Südosten sei für die meisten Angehörigen der weißen Kulturvölker eine unentdeckte Gegend. Lediglich die Deutschen müssen bis zu einem gewissen Grad ausgenommen werden. Ihre germanischen Vorfahren hausten mit vielen Stämmen sehr lange dort, und sie selber sind über mehr als tausend Jahre geschichtlich, politisch und durch Siedlungsgruppen mit dem Schicksal der Donauländer eng, mit dem des Balkans loser verbunden. Im ersten Weltkrieg schon marschierten ihre Soldaten durch Ungarn, Rumänien und Bulgarien, Serbien, Mazedonien, im zweiten auch durch Griechenland. Hunderttausende davon fielen; dennoch üben deren Gräber keine solche Macht auf das deutsche Volk aus, das man sagen könnte, es sei sich der unzerreißbaren Verknüpfung seines Loses mit der Erde, in der seine toten Söhne ruhen, ständig bewußt, obwohl es, besonders in Österreich, am ehesten von allen westeuropäischen Nationen über den nachbarlichen Zaun hinüberspäht und dabei angeweht wird vom Atem einer ihm nun vielfach fremdgewordenen Welt. So ähnlich mag auf unsere Ahnen der Anhauch des Islams gewirkt haben, als dessen Wachen vom zweiten Viertel des 16. fast bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nur einen Tagesritt östlich von Wien standen.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns sofort, welche ungewöhnliche Bedeutung Südosteuropa für den ganzen Kontinent zukommt. Der Wall der Karpaten schiebt sich in den Umrissen eines riesenhaften Schiffes aus den Alpen in die Ebene hianus. Vom südlichen Gebirgsarm hängt wie ein breiter Schal die Balkanhalbinsel bis in die Ägäis hinunter. Einer Burg des Abendlandes gleich muten die Karpaten an; sie sind es wirklich, in geringerem Umfang auch die balkanischen Gebirgszüge. Der Eindruck solcher Wehrhaftigkeit vermittelt sich umsomehr, als die ungarische Tiefebene wie ein Burghof inmitten

der Umwallung liegt, deren Durchlässe gegen Osten Pässe sind, sich gegen Westen aber breit öffnen , als wollte schon die Natur damit kundtun, wem dieser Raum zugeneigt ist, der sich freilich, fällt er in die Gewalt östlicher Herren, sogleich zur Festung gegen Europa verwandelt; er flankiert außerdem Polen und den südslawischen Bereich und macht sie botmäßig.

Sagt man Südosteuropa und meint damit nicht bloß den geographischen Raum, sondern dessen Menschentum, Geschichte, Gesicht und Gefüge, so stempelt man, w e i l man das große Gebiet mit dem e i n e n Wort benennt, rund zehn Völker und ihre Länder zu einem zusammengehörigen und für gänzlich kenntnislose Fremde sogar zu einem einheitlichen Gebilde. Diese Magie der Bezeichnung bescherte dem Südosten unseres Erdteils die erstaunlichsten Beurteilungen.

Als ich einmal vor gut dreißig Jahren in einer ungemein kleinbürgerlichen deutschen Universitätsstadt einen Vortrag halten sollte, belustigte es mich, meinen Abend auf den Plakaten, die der Dekan der philosophischen Fakultär hatte drucken lassen, als Lösung des "siebenbürgischen Dichters aus dem Sudetenland" erläutert zu finden. Der Dekan allerdings, den ich auf den Unsinn hinwies, winkte ab und lächelte; "Ach , dort im Südosten ist doch alles ein-und dasselbe".

Daß Zahlen - und gar die Statistik - die Stelzen der Gelehrten sind, wußte ich schon damals; darum antwortete ich nur dies: "Herr Professor, Sudeten und Südkarpaten sind 1000 Kilometer voneinander entfernt, und dazwischen wohnen Menschen von sechs oder sieben Völkern!"

Nie erhob sich ein Lehrer der Erkenntnistheorie hurtiger von seinem Sitz! Er hatte einen Blick ins Ungeheuerliche geworfen. "Tausend Kilometer!" rief er, "Sechs oder sieben Völker! Mein Gott, das Plakat muß sofort berichtigt werden!"

Es war nicht mehr nötig. Die Studenten hatten es schon mit Bleistift besorgt.

Im Südosten alles ein- und dasselbe - das ist die Meinung vieler, die es vom Westen oder von der Mitte unseres Kontinents gewohnt sein sollten, daß sich in jedem Dorf eine winzige, in sich ruhende besondere Welt verkörpert, die, auf ihre Umgebung bezogen, zugleich auch deren Spielart ist, die eigenwillige Gestalt eines landschaftlich größeren Geweses, dann eines Stammes, eines Volkes, ferner einer Kultur und schließlich der europäischen Völkerfamilie, welcher - das sei vorausgeschickt - Südosteuropa ebenfalls angehört.

Ist es Überheblichkeit? - bestimmt ist es Blindheit, daß Westeuropäer der Magie des Wortes Südosteuropa so leicht verfallen und glauben: alles, was jenseits von Wien rechts und links der Donau liegt und sich bis Mazedonien und noch weiter erstreckt, sei im Grunde trotz verschiedener Glasierung ein Eintopf, angefüllt mit paprikaessenden, tanzfreudigen, selten sich waschenden, bunten, von undurchsichtigen Geschäften fröhlich lebenden Menschen. Wird der Eintopf Balkan genannt, so würzt ihn das noch mit einer Prise aus Blutrache, Abenteuern und Hammelfleisch. Sobald Ungarn allein ins Auge fällt, bekommt es einen besonderen Eintopf: sehr viel Paprika, sehr viel Liebe, sehr viel Pußtaromantik mit Sporengeklirr, Zigeunermusik und Frauen, die sich alle so aufführen wie Operettenmadjarinnen und ständig: "Jaj!" rufen. Was würden solche Eintopfgucker sagen, hörten sie, daß in Ungarn bis 1918 die Mehrheit der Bevölkerung keine Madjaren waren? Natürlich hat man auch jedes andere südosteuropäische Volk in einen so willkürlich geformten Eintopf gepreßt.

Ich übertreibe, aber ich übertreibe nur wenig. Millionen Europäer, darunter meistens Deutsche, zogen durch diese Länder; sie wären entrüstet, wenn man ihnen vorwürfe, selbst sie, zum überwiegenden Teil, stopften ihre doch äußerst mannigfaltigen Eindrücke nach kurzem wieder in den Eintopf hinein. Wie oft erlebte ich, daß

man glaubte, meine Heimat Siebenbürgen liege auf dem Balkan. Es waren unter den Leuten, die so sprachen, welche, die monatelang in den Karpaten geweilt hatten. Die Magie der Bezeichnung bestimmte nachträglich, was sie meinten, erlebt zu haben.

Sie sind allesamt ehrlich davon überzeugt, daß hinter Wien eine völlig andere Welt liege. Damit haben sie freilich recht. Die südöstliche Welt ist anders. Und wenn sie Paprika, Zigeuner, ewig trällernde Mädchen, Sporen und reitende Hirten als Generalnenner Ungarns auffassen, sind die Madjaren daran nicht mitschuldig? Haben nicht alle Völker Südosteuropas dazu beigetragen, daß sich so etwas wie ein Exportbild ihres Wesens für den Massenabsatz in der westlichen Ländern verbreitete? Ein Klischee, das geschmackvolle und kultivierte Menschen nach kurzem abstößt, weil es primitiv ist. Ja, es fordert geradezu heraus, daß man es belächelt.

Jedes Volk sicht sich zu verherrlichen; keines macht da eine Ausnahme; nur unter den zwischen Wien und Aachen beheimateten Deutschen findet man zuweilen Leute mit eingefleischter Lust zu nationaler Selbsterniedrigung, was kein Südosteuropäer ohne Verachtung beobachten kann. Die Völker des Donauraumes und des Balkans freilich betreiben, einschließlich der dort verwurzelten Deutschen, die Selbstverherrlichung recht ausgiebig, mehr als andere, naiver und unmittelbarer. Sie sehen sich, nicht im Alltag, doch bei Festen - und solcher gibt es viele - sowie in den Schriften, die sie sich selbst widmen , gar zu gern im Heiligenschein. Da entzückt man sich an den stark kolorierten Abziehbildern des Heldentums der Vorfahren. Da lauscht man den Kalendergeschichten siegreicher Kämpfer gegen fremde Unterdrücker. Da bebt die Empfindsamkeit geschichtlichen Selbstlobs, das nicht immer geschichtlich begründet ist und Taten anderer Völker mitunter habgierig in die eigene Ruhmeshalle stellt! Und welche Empfindlichkeit, wenn ein Gast nicht glaubt, was er vernimmt! Tagsdrauf beginnt die Werkwoche. Die Sonne leuchtet nicht

mehr so tief ins Herz, sie treibt den Arbeitsschweiß aus der Stirne. Die Träume rücken zurück. Aber es bedarf nur des geringsten Anlasses, so glühen sie wieder auf.

Die Vorstellung, Südosteuropa, das Pulverfaß des Erdteils, koche über von Leidenschaften, ist nicht ganz falsch, sie hat sich mehrmals fürchterlich und über jedes Maß bestätigt. Falsch ist bloß, daß solche Aufwallungen das tägliche Brot zwischen dem Leithagebirge und dem Sund von Salamis seien. Wer das annähme, wäre blind dafür, daß die Nüchternheit des kleinen Bauern diese Gebiete kennzeichnet, ein Denken, das Vor- und Nachteile haarscharf abzuwägen weiß, eine Gesinnung, die weit weniger der Verschwendung als der Sparsamkeit verfallen ist, auch den Geiz in jedem Dorf beherbergt, erklärlich, denn den meisten biegt sich der Tisch nicht unter üppigen Schüsseln. Zum bäuerlichen nüchternen Rechnen gesellte sich das handwerkliche, in trüben, kargen Arbeitsstuben brodelnde, gesellte sich ferner die Schlauheit, das verschmitzte, oft ans Gaunerische streifende Gewinnstreben der kleinen und mitunter der größeren Händler, von deren Preisen die Hälfte abzuhandeln ihnen immer noch eine Reinertrag vom Doppelten der Anschaffungskosten einbrachte.

Sie wußten, wie man sein Schäfchen schert. Sie wissen es noch. Nichts ist illusionsloser nüchtern als der in die Kollektiven gepreßte, seines Bodens verlustig gegangene Bauer, der nicht mehr wie ehedem, wenn es nottat, von vier Uhr früh bis abend zehn auf dem Felde arbeitete, der Natur gefügig, sondern jetzt oder die Sense abwischt oder vom Traktor steigt, wenn die achte Arbeitsstunde vorbei ist. Ob unter dem Kommunismus, ob unter Königen, unter welcher gesellschaftlichen und politischen Ordnung immer, das breite südosteuropäische Volk wußte und weiß, wie es die Gelegenheit nütze. Und dennoch, es war stets bereit, gewissen Forderungen der Ehre, etwa denen der Gastfreundschaft, mit der Liebe zum eigenen Volk zu gehorchen.

Ich ertappe mich dabei, vom Südosten schlechthin zu sprechen, wie er einst war und zugleich heute ist, als hätte sich nichts verändert, indessen seit 1944 die ganzen Lebensumstände revolutionär umgemodelt wurden, aber es gibt keine Möglichkeit zu behaupten, das Vergangene ende an einem bestimmten Tag. Beweisbar ist nur, daß bestimmte überwältigende geschichtliche Ereignisse Altes beseitigen und Neues durchsetzen. Dadurch ändert sich das ererbte Wesen der Menschen, die das erleben und erleiden, nicht bis zur Wurzel. Ja, ihre Eigenart wird sich sogar im Widerstand gegen das Neue festigen, sofern der geschichtliche Prägestock in der Faust einer fremden oder sonstwie unerwünschten Macht niederwuchtet und die Unterjochten ihre Abwehrkräfte bloß im schweigeden Dulden sammeln und schärfen können. Weder die Osmanen noch die anderen Gewalthaber, die den Südosteuropäern ein Joch auferlegten, löschten deren Selbstbewußtsein aus. Was der vergangene Südosren war, bleibt er im Kern auch in der Gegenwart.

Daß dies keine leere Annahme ist, läßt sich bei jeder Begegnung mit Flüchtlingen aus jenen Gebieten wie mit Händen greifen. Der Reisende mit dem Blick durch die Fassade sieht es ebenso deutlich. Die Südosteuropäer mögen den verschiedensten Anschauungen huldigen - das scheint unerheblich angesichts der unbedingten Liebe, mit der sie ihr Volkstum umhegen und es auch den Fremden, mitunter nicht ohne Aufdringlichkeit und Protzerei, vors Augen rücken.

Der Drang zur Selbstverkündung ist eine Eigenschaft aller Südosteuropäer, auch der Südostdeutschen, und dieser Trieb betätigt sich emsig daheim und in der Fremde, wo sich ihm oft eine wehmütige, fast anklägerische Note beifügt. Man äußert ohne Scheu, überschwenglich, in Erinnerungen schwelgend, um wieviel köstlicher das Leben zu Hause sei oder war. Ehrlich beleidigt schilt man die Küche des Gastlandes, weil sie, obwohl sonst reichhaltiger, ein Leibgericht vom

Plattensee oder Balkan nicht kennt. Ach, und die Frauen sind schöner, züchtiger, je nach Laune des Erzählers auch leidenschaftlicher und wilder und unzüchtiger als im kalten Westen, der Wein goldener, das Brot duftiger.

Binnendeutsche und sicherlich nicht minder Franzosen und Engländer blickten seit jeher staunend auf südosteuropäische Studenten, wenn diese mit heißem Herzen und blühender Ausschmückung ihre Heimat schilderten, sich singend umfaßten oder sich an ihren Tänzen berauschten. Keiner der Schwärmer leugnete den Wert westlicher Errungenschaften und Vorzüge; sie wußten durchaus, was bei ihnen zulande kläglich und verbesserungswürdig war; freilich, sie zuckten gekränkt zusammen, wenn andere davon sprachen; das liebten sie gar nicht, wenngleich sie vor fremden Ohren solche Mißstände ungeniert verdammten. Wie ein Feuer überkam es sie manchmal, dem Ausland zuzuschreien: Seht, so sind wir, nicht zu vergleichen mit euch!

Und sie offenbarten und lobten das Eigene mit jener übertreibenden und pathetischen Unbekümmertheit, die man derart selbstüberzeugt allenorts im Südosten antrifft. Gegenüber der Freude und dem vom Heimweh bewegten Bedürfnis, sich mit Landsleuten in der Fremde zu verbinden, wie es den Angehörigen aller Völker eigen ist, wirkte hier eine heftigere Nötigung und zugleich die Absicht, zu werben für die ferne Heimat, die zu Unrecht wenig bekannte, als wollten sie es jedem einhämmern, daß sie etwas besäßen, dem nichts standhält.

Dieses Etwas, das man in sich walten fühlt, nie bezweifelt, immer gegenwärtig weiß und sofort bekennt, wenn andere davon nichts bemerken; das man zeigen muß, weil man es nicht erträgt, daß es unbeachtet bleibe, ist das angestammte Volkstum. Es haftet dem Südosteuropäer an wie das Geschlecht dem Mann oder der Frau. Es ist pulsende Natur.

Als während der Bedrückungszeit der Deutschbalten im zaristi-

schen Rußland ein Würdenträger dem Gouverneur von Livland Oettingen vorhielt, daß er als russischer Untertan doch Russe sein müsse, empfing er die Antwort: "Wenn ein Vollblutpferd im Schweinestall geboren wird, bleibt es doch ein Vollblutpferd".

Diese Antwort hätten auch Südosteuropäer geben können, mit Ausnahme einer gewissen Gruppe, auf über die sogleich gesprochen werden soll, Allen anderen war und ist es selbstverständlich, daß nicht der Staat sondern Gott die Völker schafft, und für Vollblut edelster Herkunft hielten sich und halten sich alle Südostvölker.

Die eben erwähnte Ausnahme machten jene Menschen, die der Madjarisierung nachgegeben hatten. Zu ihnen kann man noch rechnen, wer der Rumänisierung oder Serbisierung nachgab, doch das waren, verglichen mit der Madjarisierung, verhältnismäßig wenige. Nur die Madjaren suchten unbeirrbar viele Jahrzehnte lang hartnäckig und gnadenlos, anderen Völkern das Eigene zu rauben und sie in sich einzuschmelzen, wozu tausend Mittel dienten, Gewalt, Rechtsbruch, Verlockungen, katholische Kirchenhilfe, Herabwürdigung, und am seltsamsten und wirkungsvollsten die Verachtung, die die Madjaren für alle empfanden, die nicht Madjaren waren; diese im Grunde stupide Haltung ließ knechtischen und einfältigen, gewinnsüchtigen und gemeinen Seelen auf den Leim gehen.

Ich beabsichtige nicht, hier die Versuche zur Entwolkung der sogenannten nationalen Minderheiten ausführlich zu erörtern. Sie kräftigten im Endergebnis das Nationalbewußtsein der Angegriffenen, abgesehen von jenen, die ihr zum Opfer gefallen waren, meist Donauschwaben der gebildeten Schichten, Erfolgte ihr Überschwenken ins Madjarentum in langen Läuften allmählich ohne äußeren Zwang und ohne eigenes Spekulieren wie ein Naturakt, so ließ sich dagegen wenig einwenden. Auch sonst wo verschieben sich Volkszugehörigkeiten. Vollzog sich der nationale Bekenntniswechsel wie in den meisten Fällen in wenigen Jahren und bewußt, vor dem Hintergrund der elter-

lichen Familien, die man verließ, des heimatlichen Wesens, dem man den Rücken kehrte, so traten die bösartigen Begleitumstände des Renegatentums kraß in Erscheinung, die Überhitzung der Treueschwüre für das Volkstum, dem man wider heimlich besseres Wissen krampfhaft angehören wollte, die Unduldsamkeit gegen die verratenen Volksbrüder und eine sittliche Labilität, die selbst bei denen immer wieder durchbricht, die später nochmals umschwenkten oder zurückschwenkten. Ihr Abfall drückte ihnen das Kainszeichen auf. Sie wissen nicht, wohin sie gehören, und das ist bei Südosteuropäern ein arger Zustand. Was man an Hemmungslosigkeit, Untreue, Verleumdung, Niedertracht, Narrheit und Tücke von solchen Leuten, wenn sie ins öffentliche Leben drängen, bis zu ihrem Tod gewärtigen muß, ist Südosteuropäern wohlbekannt.

Für die Madjaren selbst war das Bemühen, andere Volkstümer einzuschmelzen, kein Segen, es zersprengte ihren Staat, den einst Stephan der Heilige als Heimstatt vieler Völker entworfen hatte. Wer die innere Idee eines Staates, unter der dieser in die Gesdhichte trat, verletzt, zieht das Verderben heran. Als 1918 alle Randteile Ungarns jubelnd abfielen, siegte das Volkshafte Empfinden über die in jenem Raum immer verhängnisvolle überschärfte nationalstaatliche Doktrin.

Zur Überschärfung der Doktrin, das muß beachtet werden, kann die eindeutige nationale Gesinnung der Südostmenschen, nicht nur der Madjaren, leicht führen, wie keine Empfindung davon gefeit ist, sich zu übersteigern. Wo sie über Macht verfügt, bieten sich Versuchungen an. Auch die Rumänen und Serben gaben dafür nach 1919 einen Beweis, obwohl es ihnen, besonders den Rumänen, gedankt sei, daß sie das Erwachen der Donauschwaben aus volkhafter Lethargie nicht störten, zuweilen sogar förderten. Aber unvergessen blieben doch die ärgerlichen Plakate in den Ämtern, die dazu aufforderten, nur die sogenannte Staatssprache zu benützen, und ähnliche Vorstöße mehr.

ikgs

Solche nationalistische, oft staatliche gelenkte Überspitzungen beschränkten sich nicht auf politische Hitzköpfe und Hetzer, die vielerlei Ideologien huldigten und doch nur Anhänger der chauvinistischen Tyrannei waren. Auch die breiten Massen durchwogte gelegentlich eine Welle des Chauvinismus, und dies nicht nur dort, wo sich zwei oder mehr Völker berührten oder verzahnt siedelten. Die national gleichförmigen Gebiete betraf es ebenso, mitunter vielleicht sogar stärker.

Was man nicht aus eigenem Augenschein kennt, läßt sich im Handumdrehen verteufeln. Außerdem gab es ja niemanden, der nicht durch den Anblick Fremder - bei Märkten, in den Städten, beim Durchzug von Hausierern und Zigeunern - die Erfahrung machte, daß in der Nähe andere Leute lebten, die gut oder schlecht sein konnten. Wenn sich jedes Volk als Vollblutpferd auffaßte, drohte die Gefahr immer, diese Auszeichnung allein zu beanspruchen und sie den übrigen abzustreiten.

Und dennoch bestand unter den Völkern des Südosten eine Rangordnung, erstens eine, an die jedes selber glaubte; da war es unzweifelbar, wer die oberste Stelle innehatte, jeweils das betreffende Volk selbst; zweitens eine heimliche, nicht weniger anerkannte Rangordnung, die sich entsprechend der unterschiedlichen und genau beobachteten Tüchtigkeit und Bedeutung, Anlage und Haltung der einzelnen Völker allen ins Bewußtsein eingeätzt hatte. Hierüber zu reden, war nicht überall ratsam. Nur wenn bestimmte Tugenden zur Sprache kamen, war man geneigt zu sagen: Ja, so tapfer ist der Serbe, so fleißig Bulgar und Schwabe, so politisch klug der Siebenbürger Sachse, so höflich der Madjare, so herzlich der Rumäne, und wie diese Lobsprüche sonst lauteten; sie wurden reichlich aufgewogen von tadelnden Kennmarken und Schimpfwörtern für jedes Volk. Man blickte sich über die Schulter. Man roch sich ab. Man wußte viel voneinander. Man kannte die eigenen Fehler. Man verglich sich mit anderen. Und all dies konnte zu Spannungen, Gegherschaften, Ausbrüchen und Annäherungen führen.

Dennoch mußte man sich im Alltag gelten lassen. Derselbe Madjare, der es für richtig hielt, daß jeder Bürger Ungarns sich zum Madjaren verwandeln solle, ja für einen Verräter ansah, wer sich dagegen auflehnte, dachte nicht im Traum daran, einen rumänischen Bauern im Banat, einen Slowaken in den Nordkarpaten, einen Schwaben oder südungarischen Serben als etwas anderes anzusehen als eben für einen Rumänen, Slowaken, Deutschen oder Serben, und er enthüllte damit das Gekünstelte, das Unnatürliche des nationalstaatlichen Anspruchs auf Selbstvernichtung der natürlichen Volkstümer.

Kein rumänischer Beamter, der unter dem Schild "Sprich rumänisch!" saß, dachte, wenn ein madjarischer Bauer eintrat, es stehe ein Rumäne vor ihm. Er herrschte ihn vielleicht an, sich der rumänischen Sprache zu bedienen, ihn für einen Rumänen zu halten, kam ihm nicht in den Sinn. Er sah doch, daß es keiner war. Er hatte wie jedermann, der im Südosten beheimatet ist, den Blick fürs Andersartige, worauf ich noch zurückkommen werde.

Vorerst sei aber nochmals auf die Bodenform des Südostens verwiesen.

Verglichen mit dem vorwiegend flachländischen Nordosten ist der Südosten mannigfach gegliedert durch Täler, Höhen und eingebettete Ebenen; darum wirkt er gestalthafter; wobei wir natürlich Südrußland, das ein Teil des sarmatischen Raumes ist, nicht dazu rechnen. Reiche Bewegtheit der Landschaft begünstigt die Bildung und Selbstbewahrung von Menschengruppen mit deutlicher Eigenart und starkem Selbstbewußtsein und Stolz! Sie vermag sogar Völker zu schaffen. Dies alles geschah im Südosten, sowohl in seiner nördlichen, von der Donau durchflossenen Hälfte wie in der balkanischen. Er ist die Heimat mehrerer Völker und Stämme, die nebeneinanderhausen und sehr oft durcheinander, wobei die tägliche Berührung eine gegenseitige Vermischung meist nicht einschließt und sich jedermann zu seinesgleichen hält.

Im Südosten vollzog sich schon vor der römischen Epoche und dann in ihr eine ununterbrochene Begegnung von Lebenswelten, Sprachen, Völkern, Kulturkreisen und Religionen, nicht anders als nachher bis zum heutigen Tag. Die Machtgrenzen verschoben sich hundertmal, wuchsen oder schmälerten sich; geschichtslose Sprachgemeinschaften entfalteten sich, beeinflußt vom entwickelteren Nachbarn, zu bewußten Völkern. Es trafen hier Rassen aufeinander, Germanen, Romanen, Slawen, finnisch-ungrische Stämme, wie die Madjaren es sind und die Bulgaren, die ihre Ursprache zu Gunsten des Slawischen verloren haben.

Obzwar unbedingte Volkstreue das Ethos und innere Gesetz aller

Südosteuropäer ist und die Zersetzung oder auch nur die Abschwächung des Nationalgefühls, wie man sie etwa in Deutschland beobachtet, Ekel und Verachtung hervorriefe, scheinen die Formkräfte des Volkhaften nicht unbedingt stärker zu sein als das prägende Gewicht der großen Kulturkreise für bestimmte von ihnen erfaßte Gebiete. Diese kulturelle Ausrichtung wird bald zum Bestandteil des Volkhaften; so sind die Serben,Griechen,Rumänen,Bulgaren ins Erbe der byzantinisch-orthodoxen Welt gesetzt, das durch die türkischen Jahrhunderte nicht beseitigt werden konnte; im Donauraum gebietet westeuropäisches, meist katholisches, doch in Siebenbürgen, Ungarn und in der Slowakei ein recht bedeutsames protestantisches Wesen.

Die orthodoxe Kirche ist die legitime Schatzverwahrerin des morgenländischen Christenglaubens der Frühzeit in einer undynamischen, sich treubleibenden Art; in ihr lebt zugleich ein Teil vom Geist des byzantinischen Staates fort, freilich nicht in dem Sinne, als ob staatlicher Ehrgeiz sie beunruhigte; sie strahlt vielmehr den Geist der Daseinswelt jenes großen Reiches aus, in dem Hellenismus, Römertum und Einflüsse des Orients zu einer sowohl kirchlichen wie irdischen Haltung fanden, die sich mehr als die weströmische Kirche und Staatlichkeit dem Wunderbaren und der Mystik innerlich verbunden fühlst. Ihre dem Überirdischen besonders weit aufgetane Mentalität beschränkt sich keineswegs auf Mönche und Priester, sie gehört zur Seele der ganzen orthodoxen Welt und spricht die Naivität des Volkes unmittelbar an. Daher die gewaltige Bedeutung dieser Kirche für den Balkan, die auch von den nationalen Anliegen ihrer Gläubigen stets ergriffen war und dafür jederzeit eintrat. Die strengen Anschauungen über Ehre, Männlichkeit, Mut, Frauentugend in der Landbevölkerung, besonders im Gebirge, wo sie sich in einer bewundernswert kriegerischen Gesinnung verdichteten, stehen im Zusammenhang mit den im Heiligen verankerten Satzungen für rechte Bewährung auf Erden; sie können nicht

allein erklärt werden aus der sozialen Verfassung sehr armer, ständig von Feinden bedrohten Bergbauern.

Im nördlichen Südosteuropa, wo das westeuropäische Christentum seit tausend Jahren Fuß gefaßt hat, herrscht eine andere Geistigkeit. Sie ist dem irdischen Getriebe nicht etwa näher oder nüchterner verhaftet - auf dem Balkan zwingt Kargheit der Natur und Armut ebenso zur Ausnützung jedes Vorteils -, abersie packt planvoller zu, westeuropäisch, arbeitsfreudiger, und erfaßt das Jenseitige weniger unmittelbar, sondern bekenntnishaft. Man merkt hier den deutschen Einfluß. Die zivilisatorisch höhere und aufgezweigtere Entwicklung, die sofort ins Auge fällt, geht auf diese Nachbarschaft zurück, deren Sitten, Anschauungen, Moden, Gedanken und Künste man nachahmte, deren Fachausdrücke man entlehnte, die in den südöstlichen Sprachen bis 1945 wie Bojen gewerblicher, händlerischer und militärischer Unterweisung schwammen. Die vielen Deutschen, die schon im frühen Mittelalter von ungarischen Königen ins Land gerufen wurden und die in geringerer Zahl nach Kroatien, in die Moldau, Walachei, und etwa als Geschützmeister in die Türkei gingen, bauten eine Unzahl von Orten, Städten und Dörfern, auch Burgen, innerhalb des Karpatenwalls, vor allem in Siebenbürgen, in der Zips, später in Südungarn. Sie bauten nicht anders als einst an der Mosel und am Rhein, wodurch sich im nördlichen Südosten recht große Gebiete bis vor kurzem noch dem Auge darboten wie ein Gau Frankens oder Schwabens. Diese Gemeinden und Landschaften wirkten als Ausstrahlungsstätten der abendländischen Kultur, was sich leicht erkennen ließ, wenn man die Entwicklungsstufe der umliegenden Siedlungen anderer Völker betrachtete. Ringförmig nahm, je weiter man sich vom deutschen Kern entfernte, die Kraft der geistigen Befruchtung ab. In den Bauwerken wird sich das noch nach Jahrhunderten zeigen.

ikgs

Der Einfluß der Russen auf den von den Karpaten umgebenen Donauraum war früher dürftig, auf die Ukrainer Galiziens und der Bukowina stärker. Die orthodoxe Konfession hätte die Russen, so sollte man meinen, ihren Glaubensgenossen unter den Rumänen nahe bringen müssen; das geschah jedoch nur selten und oberflächlich. Von Zaren gestiftete Gotteshäuser nahmen Rumänen sogar im siebenbürgisch-sächsischen autonomen Freitum gern entgegen. Doch dergleichen Beziehungen drangen nicht tiefer ins Volk, waren weder maßgebend noch andauernd. Nach dem 1.Weltkrieg bestand keine Verbindung zwischen beiden Völkern als die des Mißtrauens und der Besorgnis der Rumänen vor russischen Ansprüchen auf ihre Ostprovinzen, die Moskau sich bei der ersten günstigen Gelegenheit 1940 tatsächlich einverleibte. Erst mit der Waffenruhe, die König Michael am 23.August 1944 verkündete, begann die Berührung wieder, nun in einer Intensität, die dem zeitwendenden Ereignis für den ganzen Südosten entsprach.

Auf das Verhältnis der Rumänen zu Rußland wirkte sich der romanische Herkunftsanteil ihres Volkes aus, den sie gefühlsmäßig allein gelten lassen, dessen sie sich allerdings erst spät bewußt wurden, nicht ohne daß vorher deutsche Humanisten in Siebenbürgen ihre Schriftsprache geschaffen und damit deren Vergleichbarkeit mit den anderen romanischen Sprachen ermöglicht hatten. Die führende Klasse der Rumänen betonte seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts am liebsten die Verwandtschaft mit den Franzosen und bemühte sich, deren Art, Sprache und Lebensweise zu übernehmen, wiewohl - von den slawischen Bluts= und Wesenseinschlägen abgesehen - eher die Italiener ihnen ähnlich sind. Die Ausrichtung auf Paris förderte das Entstehen einer geistigen und akademisch gebildeten Schicht in erheblichem Umfang, doch gab es daneben immer Kreise, die es wissenschaftlich, kulturell, künstlerisch und politisch zu Deutschland hinzog. Die Masse der Rumänen kannte von den großen

westlichen Kulturvölkern durch unmittelbare und ständige Berührung nur das deutsche, dessen Sprache daher auch von vielen gesprochen oder verstanden wurde, weit mehr als Französisch.

Für die Bulgaren war Rußland, seitdem es sich in die Balkanpolitik einmischte, der große befreiende Bruder, was ihre Sympathie für Deutschland nicht störte, selbst während des 2.Weltkriegs erst gegen dessen Ende. Die Serben blickten mit derselben Zuneigung und gelegentlich mit leidenschaftlichen Hoffnungen nach Moskau. Die ihnen bluts= und sprachverwandten Kroaten fühlten wiederum anders, gesteuert von ihrer katholischen Religion und der von Wien empfangenen städtischen Kultur ihrer Führer. Die Bürgerkriegexzesse im 2.Weltkrieg und ihres Kampfes gegen die Serben offenbarten, wie stark auch in ihnen die unheimlichen Eigenschaften südöstlicher Krieger lebten, nicht schwächer als in Serben, Slovenen, Bulgaren, Mazedoniern und Albanern.

Die deutsche Mithilfe bei der Umwandlung des einstigen madjarischen Reitervolkes in ein Bauernvolk ist bekannt. Bis tief ins letzte Jahrhundert bestand die Bevölkerungsmehrheit der ungarischen Städte aus deutschen Bürgern. Zweimal wurde Ungarn geschaffen: zum erstenmal, als König Stefan ums Jahr 1000 das Christentum einführte und damit das abendländische Daseinsgesetz übernahm, dessen erster, nicht sehr angenehmer Paragraph: Arbeit heißt. Er und seine Nachfolger stützten sich, wie schon erwähnt, bei diesem großen Werk auf Bergleute, Verwaltungsbeamte, Gelehrte, Ritter, Gewerbetreibende, Bauern und Händler aus Deutschland, teilweise aus Italien. Zum zweitenmal bedurfte Ungarn einer Neugeburt nach der Türkenvertreibung. Das verheerte, entvölkerte Land besiedelte der Deutsche Kaiserhof in Wien vorwiegend mit rhein=pfälzischen Bauern, die es zur Blüte brachten, während sich zugleich die Städte rasch entfalteten, eben-

falls durch Zusiedlung aus dem Reich. In Siebenbürgen war eine solche Blutübertragung unnötig.

Das Schicksal der einzelnen Völker in Südosteuropa verlief außerordentlich verschiedenartig; gemeinsam war die vielfältige katastrophale Tragik ihrer Geschichte.

Die Staaten der Südslawen brachen schon vor Ungarn unter dem Ansturm der Türken zusammen. In der Moldau und Walachei vermochten sich einheimische Bojarengeschlechter zu erhalten, Pfeiler der dem Sultan botmäßigen und hundertfach ausgesogenen rumänischen Fürstentümer, die trotz dieser Abhängigkeit eine größere Freiheit genossen als die von Paschas regierten balkanischen und binnenungarischen Gebiete. Der orthodoxen Kirche fiel die innere Führung der christlichen Südslawen zu; sie bewahrte die Völker vor dem Untergang. Ein solcher Halt fehlte dem nach der Schlacht bei Mohács 1526 von der Pforte einverleibten Hauptteil Ungarns, der 15o Jahre lang besetzt blieb, verwilderte und verödete. Vom Königreich konnte als Anhängsel der Hausmacht der Deutschen Kaiser, die sich die Stefanskrone erworben hatten, bloß der Landkranz entlang der Nordkarpaten frei erhalten werden. Siebenbürgen überstand die anderthalb Jahrhunderte der islamischen Vorherrschaft unter der von ihm anerkannten Oberhoheit der Pforte als christliches und abendländisches Wahlfürstentum, das durchaus fähig war, eigene Politik zu machen, oft sogar gegen die türkischen Willensäußerungen, eine erstaunliche und großartige Leistung; sie beruhte einmal auf der Einsicht Stambuls, daß eine solche, in inneren Angelegenheiten freie Enklave inmitten des riesigen Reiches manche Vorteile abwarf; zweitens aber - und das erleichterte ein solches Einsehen - besaß Siebenbürgen in den befestigten deutschen Städten und in den über dreihundert dörflichen Kirchenburgen der Sachsen ein Abwehrsystem, dessen voll-

ständige Brechung Jahre lang erhebliche Mittel und Opfer erfordert hätte. Es gibt madjarische Schriftsteller, die jene Epoche als Siebenbürgens goldene Zeit loben, eine Übertreibung - nicht ohne einen kleinen Beisatz der Wahrheit. Das geistige Leben erblühte nämlich dort damals erstaunlich, die Reformation fand Eingang am Fürstenhof und besonders in den deutschen Städten, die ihre wirtschaftliche Bedeutung weiter erhalten konnten; über sie floß als Parallele zum Seeweg des binneneuropäischen Handels mit dem Orient, dieser Warenverkehr, soweit er über Land ging. In ihren Mauern setzte ein reges humanistisches Schaffen, Forschen, Buchdrucken ein; hohe Lehranstalten wurden aufgebaut, die deutschen Dörfer bekamen alle ihre Volkschule. Bald beschloß der Landtag als erstes europäisches Parlament die Glaubensfreiheit und verankerte damit die berühmte siebenbürgische Duldsamkeit. Diese Taten echten Renaissancegeistes geschahen - und das verdient Beachtung - gewissermaßen unter der politischen Vormundschaft des Sultans, mit dem man sich diplomatisch meist gut zu stellen wußte, was nicht verhinderte, daß gelegentlich ganze Landstriche von islamischen Heeren fürchterlich gebrandschatzt wurden.

Mit der Türkenvertreibung am Ende des 17. Jahrhunderts durch deutsche Reichsheere begann sich der eiserne Deckel zu lüften, der das selbständige Leben der südslawischen Völker, des madjarischen, rumänischen und griechischen, solange niedergepreßt und auf kleinste Zellen beschränkt hatte. Bis sich ihre Staatsgründungen verwirklichten und gar Souveränität erlangten, verstrichen noch zwei Jahrhunderte; ein langwieriger, abwechslungsreicher Prozeß, der mit den Balkankriegen 1912, in gewisser Hinsicht erst nach dem 1. Weltkrieg zum Abschluß kam, als Altösterreich zerbrach, in dessen Rahmen das nördliche Südosteuropa eine Ordnung von tiefer kulturel-

ikgs

ler Substanz empfangen hatte, die bis in die Gegenwart nachwirkt.

Die formende Kraft des Kaiserhofes zeigte sich mindestens ebenso bedeutsam und nachhaltig wie die der einstigen byzantinischen Großmacht und gewichtiger als die türkische, so sehr auch die das Leben auf dem Balkan, besonders dort, wo sich die Bevölkerung zum Islam bekehrte, umzugestalten vermocht hatte. Als sich in den von Kaiserlichen eroberten Öden durch Verwaltungsfähigkeit und Zusiedlung Ackerbau und Viehzucht ausbreiteten, sich in den neuen Dörfern und wiederbelebten Städten Handel und Wandel, Gewerbe und westeuropäische Fertigkeiten einpflanzten, da erfolgte es unter einem durchaus klaren Stilwillen, wie er in jeder gesunden imperialen Herrschaft durchschlägt. Hier war es der deutsche Barock, den man auch den Reichsstil genannt hat, weil sich in ihm der Triumph des Reiches über den jahrhundertealten Todfeind des Abendlandes äußerte; er verwandelte die Kirchen zu prunkhaften Dank= und Jubelsälen zu Ehren Gottes und eroberte mit seiner Baukunst ganz Süddeutschland und schenkte Maß und Sinn dafür, wie in den eroberten Gebieten zu bauen sei. Im ungarischen Tiefland entstanden Bauernhäuser, die, ob bei Deutschen, Südslawen oder Madjaren, alle Dörfer einander bis heute so ähnlich machen, als wären sie aus einer Werkstatt geliefert; es war tatsächlich dieselbe Werkstätte der kaiserlichen Kameral-Regierung. In den Kirchengebäuden und in den Städten trat das Barock ebenso in Erscheinung wie in Innenösterreich, und wenn dort später ein anderer Stil hochkam, griff er sogleich auch her. Dadurch glichen sich die Städte alle und erinnerten, obschon in kargerer Ausführung, an Linz oder Graz. Selbst in der Zips und in Siebenbürgen, wo Romanik, Gotik, Renaissance ihre schönen Baudenkmäler hinterlassen hatten, drang die neue Baugesinnung ein.

Die Sonderrechte der Provinzen, in denen sich überall ein re-

ges Selbstgefühl bewahrte, wurden nicht weggefegt, doch die kulturelle Beeinflussung war von derlei Grenzen nicht behindert, sie faßte nach allen Donauvölkern, sie erzeugte allmählich ein mit Westeuropa verbundenes kulturelles Selbstbewußtsein, das einigend wirkte und die Höhe des eigenen Daseinsniveaus gegenüber den zurückgebliebenen Landstrichen der Nachbarn, etwa der Moldau, Walachei, Serbiens, sehr angenehm verspüren ließ. Die abendländische Lebenswelt hatte in den Herzen gesiegt, was schwerlich jemals völlig beseitigt werden kann, denn es gehört seither zum Wesen der donauräumlichen Menschen.

Die nach 1918 als Erben Österreich-Ungarns vergrößerten oder neu entstandenen Kleinstaaten, alle zu schwach, sich zwischen den zwei für ihren gemeinsamen Bereich wichtigsten Nachbaren, den Deutschen und den Russen, selbständig zu behaupten, mußten sich nach dem 2.Weltkrieg Moskau anschließen. Damit unterliegen sie nun einer neuen, sehr schematischen Ausrichtung und Entwurzelung aus dem Hergebrachten. In ihrer Sozialverfassung hatte es empörende Ungerechtigkeiten gegeben, die dem Marxismus zugutekamen; doch sei nicht vergessen, daß von Wien bis zum Schwarzen Meer, von der Slowakei bis zum Sund vom Salamis die Masse der Bevölkerung nach Gesinnung, Daseinsvorstellung und Lebenswunsch seit endloser Zeit kleinbäuerlich und besitzliebend war; sie lebte in festen Sitten, Ehranschauungen, in einer beseelten Umgebung voll Märchen, Lied und Sagen und bejahte ihre Nation leidenschaftlich, für deren Freiheit zu kämpfen ihr selbstverständlich ist. Solche Seelenbindungen ersticken nicht beim aufgenötigten Eintritt in den Kolchos oder in eine Fabrik; sie ducken sich unter dem Zwang; und wo anders als hier wäre man von den Ahnen her ein derartiges schließlich überlebendes Sichducken besser gewöhnt? Es warteten schon früher Generation um Gene-

ration auf Befreiung.

Ich will diesen Gedanken nicht fortspinnen, sondern vorerst feststellen, daß mein sehr aphoristischer Rückblick auf die Geschichte und Kultur der südosteuropäischen Völker - mag ich auch viel Bekanntes ausgebreitet und noch viel mehr Bekanntes nicht berührt haben - nötig war, um das unmittelbare Wesensbild der Menschen jenes Raumes leichter zeichnen zu können und begreiflich zu machen. Dabei werde ich mich wieder nicht nur auf die Gegenwart beschränken, denn deren echte Äußerungen sind gelähmt; sie selbst ist verhangen, voll Verschwiegenheiten, Lügen und Angst; sie allein heranzuziehen, ergäbe ein verzerrtes und falsches Bild vom Menschentum, das uns beschäftigt.

Völker und Menschen verschiedener Rasse, Sprache, Kulturhöhe, Geschichte und Religion, die innerhalb eines nicht gar zu großen Gebietes leben, dessen reichgegliederte Oberfläche ihre Eigenart außerordentlich fördert, müssen bestimmte Eigenschaften entwickeln, um miteinander auszukommen. Ich nenne diese Eigenschaften die südöstliche Weisheit des Zusammenlebens.

Natürlich wird solche Weiheit nicht allen abverlangt, denn die meisten hausen in Gegenden, die ihres Volkstums sind, aber in den Städten begegnen auch sie eingesessenen fremden Gruppen. In anderen Landstrichen jedoch wohnen Angehörige von zwei, drei, sogar vier und fünf Völkern Haus an Haus oder Stube an Stube, allesamt Nationalisten, und doch reiben sie sich im Alltag keineswegs aneinander. Sie begreifen, sie berücksichtigen sich, was nicht bedeutet, daß sie sich stets lieben. Jedermann hält entschieden zu seinem Volk; nationale Überläufer sind verachtet. Gerade die strenge Volksverbundenheit ermöglichte es, die Schwierigkeiten zu meistern, die sich aus der Vielfalt ergeben, die nicht selten durch

soziale Unterschiede vermehrt wird. Man trennt das öffentliche vom privaten Dasein und dieses umgreift die engere Familie, die Sippe, den Stamm, das Volk, dem man angehört, während das Staatliche, - ich sagte es schon - selbst wo es sich mit dem eigenen Nationalen deckt, eine Kategorie für sich bleibt; etwas von Menschen Geschaffenes; Völker dagegen sind Gottes Werk. Wie sich in Liedern, Märchen und Sagen alle südöstlichen Völker ausnahmslos mit verblüffender Unbefangenheit verherrlichen, so unbefangen pflegen sie auch ihre Erbfreundschaften und Erbfeindschaften, mit denen sie die Nachbarvölker bedenken. Hiebei sind über das politisch Begründete hinaus fast mystische Vorstellungen mit im Spiel, die solche gefühlhafte Bewertungen stützen und ihnen dauernd Blut einflößen, weswegen zu geeigneter Stunde in Zeiten großer Erregung gern viel Blut vergossen wurde mit berauschter Teilnahme von Tausenden, was sich sogar über Monate erstreckte und 1945/46 entsetzliche Metzeleien verursachte. Daß dabei von den Tito-Partisanen (und durch deren Maßnahmen) weit über 150,000 schwäbische Bauern und Bürger, außerdem mehrere Zehntausend deutsche Gefangene vernichtet wurden, weiß die westliche und auch die westdeutsche Öffentlichkeit kaum; es wird ihr weder vom Staat noch von der Presse bewußt gemacht, obwohl die Verantwortlichen Mörder in Jugoslawien bekannt sind.

Die Weisheit des Zusammenlebens setzte sich (nach den Massakern) in den meisten Gebieten fast immer wieder durch. Oft blieb sie trotz geschichtlichen ~~Massakern~~ Umschwüngen gegen den Willen der Machthaber unangetastet; so halfen nach 1945 zahllose Madjaren und Rumänen behördlich verfolgten Deutschen und ermöglichten ihre Flucht. Wir kennen Fälle, in denen sich Rumänen weigerten, die enteigneten Höfe von Schwaben und Sachsen zu übernehmen. Nun, sie gewöhnten sich daran; nach wenigen Jahren wurden sie selbst enteignet und in Kolchosen

ikgs

gesteckt. In etlichen Gegenden des Balkans zog sich ein ewiger Kleinkrieg zwischen Sippen oder gegen Eroberer durch Jahrhunderte hin; dabei erhielt sich die Blutrache als ordnendes Gesetz und ist auch heute noch nicht ganz ausgestorben. Eine solche kriegerische Gesinnung wird geadelt durch Stolz und jene Gastfreundschaft, die auch sonstwo in Südosteuropa selbstverständlich und mit Freude geübt wird. Der Deutsche Gesandte Neubacher erzählte einmal, in Kreta herrsche die Sitte, daß der Gastgeber den Besucher mit einem Geschenk begrüße. Als Neubacher die Hütte eines unsagbar armen Mannes betrat, kam der ihm völlig zerlumpt entgegen und überreichte ihm auf einem Weinblatt eine Nuß. Solche Vornehmheit im größten Elend läßt sich nicht überall in Südosteuropa entdecken; sie ziert vornehmlich die balkanische Mentalität in Dörfern, Einöden und Kleinstädten. Absolute Volkstreue, inneres Gespür für die Geheimnisse der Natur, ein ausgeprägter, bei Landbewohnern selbstverständlicher Sinn für Vorteile, die man sich durch Klugheit und Geschick zu beschaffen vermag, zeichnen dort die Menschen ebenso aus wie Gelassenheit und Würde des Auftretens, stoisch hingenommene Not und eine bescheidene Lebensführung, die nach sittlichen Regeln verläuft.

Man witzelt in Westeuropa oft über das balkanische Bestechungswesen, ohne dessen soziale und gesellschaftliche Funktion zu begreifen. Ein Professor aus einer Stadt der unteren Donau zeigte mir mit Gebärden der Bestürzung eine deutsche Zuchthausordnung; sie sei grauenhaft, sagte er. Ich fragte ihn, ob die Zuchthausordnungen seines Landes anders aussähen? "Nein, nein! Aber in Deutschland werden sie durchgeführt," rief er voll Entsetzen. Und dann erläuterte er beredt, er könne zwar nicht leugnen, daß die Mißstände in den Kerkern seiner Heimat zum Himmel schrien; doch wenn

ikgs

die Wärter sich bereicherten und die Sträflinge prügelten, so ließen sie sie manchmal aus Faulheit drei Stunden länger schlafen oder führten sie nicht zur Arbeit, weil sie sich selber einen freien Tag gönnten; und das sei menschlicher, als Verordnungen Tag um Tag aufs i-Tüpfel zu befolgen; genau so verhalte es sich mit der Bestechung; sie öle die Räder der Bürokratie, mildere die Wut und Gier der Abgeordneten und nütze den Untertanen. Wem schade man damit? Den Beamten nicht. Dem Staat? Ach, den könne man weder sehen noch mit ihm sprechen.

Diese Philosophie hat, wenn man Südosteuropa kennt und dort lebte, viel für sich; sie ist vermutlich unsterblich; auch der Marxismus, der wenig Verständnis für sie aufbringt, wird sie nicht restlos ausrotten können. Aber er ist ja der Staat, den man allerdings, im Gegensatz zu früher, ununterbrochen sieht und der die Menschen reden läßt, wie er will. Indessen - seine Beamten sind Menschen.

Zu den Eigenschaften der Südosteuropäer, in sehr verschiedener Dosierung nach den einzelnen Völkern, gehört der Humor. Er versiegt bei jedermann sofort, wenn man die Seinen kritisiert oder gar herabsetzt. Wie alle kleinen Völker sind die südöstlichen überaus empfindlich und leicht gekränkt. Darum verlangt es die Klugheit, darauf Rücksicht zu nehmen. Wer einen Dummkopf Esel nennt, regt keinen Zuhörer auf; sagt er ihm aber:"Du ungarischer Esel", dann beleidigt er alle Anwesenden. Das sollten sich Reisende hinter die Ohren schreiben, wenn sie sich durch irgendetwas verlockt fühlen auszurufen: "Ich Deutschland macht man das besser!"

Wessen Heimat im Südosten liegt, ist seinem Volkstum so nahtlos verwachsen, daß er, ohne viel nachzudenken, bei anderen mit einem Blick erkennt, welchen Volkes sie sind. Diese Fähigkeit läßt

sich nicht recht erklären; sie urteilt nicht nach der Haar- oder Augenfarbe, nach Kopfform oder Wuchs, denn das wären trügerische Merkmale; Volkszugehörigkeit drückt sich in schwerer zu beschreibenden Zügen aus. In jenen Teilen Europas aber sind die Menschen unvergleichlich schärfer als im Westen geprägt, ihr Antlitz, ihre Gesten, ihr Mienenspiel eindeutiger gezeichnet und zwar nicht nur durch ihr Volkstum, sondern auch durch Beruf, Persönlichkeit, Charakter. Sie haben mehr Gesicht. Das Gute und Böse spricht sich darin kräftig aus, ebenso absichtliche Zurückhaltung dort, wo sich Gefühle und Gedanken zu verbergen wünschen, wie es bei alten Bauern oft geschieht.

Das Unverwaschene aller menschlichen Regungen äußert sich auch in der Beziehung zur Heimat. Die Landschaft in der man aufwuchs, wird ohne Vorbehalt geliebt; in diese Liebe teilen sich manchmal mehrere Völker, was sie einander näherbringen kann, weil es sie ohne Rücksicht auf Sprache und Nationalität in gewissem Ausmaß einander angleicht; man gewahrte das in der Bukowina, schwächer in Siebenbürgen. Soweit ich unterrichtet bin, bekannten sich nur die Siebenbürger Sachsen mit ihrer Hymne ausdrücklich zu dieser national unbegrenzten Heimatliebe, die den Nachbar mit einschließt, indem sie sangen, um alle Söhne des Landes möge sich der Eintracht Band schlingen. Doch gibt es unzählige Beispiele dafür, daß auch andere Völker, wenn sie vor ein aufrüttelndes Ereignis gestellt wurden, den Volksnachbar plötzlich als Bruder empfanden. Deshalb läßt sich von der Seele einer Provinz sprechen.

Sie äußert sich auch in klarer politischer Haltung, so z.B. als Ende 1918 Banat, Siebenbürgen, Bukowina, Länder also, die ein Vierteljahrtausend ihre höchste Spitze in Wien gehabt hatten, woher auf sie, teilweise über Budapest, bis in die Lebensweise, in den

städtischen Baustil, ins Denken und Fühlen hinein ständig ein Strom von Einflüssen ausgegangen war, mit Altrumänien vereinigt wurden, bekräftigten die Westrumänen, nachher auch die Deutschen, die Wende mit Abstimmungen, wandten sich aber gemeinsam gegen gewisse ostrumänische Zustände, Eigenheiten, Mißbräuche, die ihnen als "balkanisch" mißfielen. Sie fühlten sich kulturell und moralisch überlegen und sprachen das in der Presse mit erstaunlicher Schärfe aus. In den folgenden Jahren wurde viel über die Seele der Provinzen geschrieben; sie lebte in der Brust aller, die seit Jahrhunderten beisammen hausten; sie mußte geschützt werden vor der Vernichtung durch einen fremden Geist.

Es äußerte sich hier ein Ranggefühl, wie es jeder schicksalhaft zusammengewachsenen Landschaft und Gemeinschaft innewohnt und das - zum Segen der abendländischen Welt in zahllosen kleinen Gebieten dicht aneinander gereiht - Europas kulturelle Vielfalt und Kraft in spannungsvoller Fruchtbarkeit hält.

Diese Bindungen sind wie das private Fühlen, Denken und Wünschen von fast naturhafter Ursprünglichkeit. Wenn sie allerdings durch demoralisierende Einflüsse erkranken, ergeben sich sehr üble Folgen. Viele Bauernsöhne, die nach ihrem Studium rasch in hohe Stellen aufrückten, waren außerstande, es innerlich zu bewältigen; sie entarteten sittlich, sie verkamen auch biologisch.

Die <u>Urordnung Südosteuropas ist die Bejahung des Volkstums bei jedermann</u>. Auch der Chauvinismus bejaht es, allerdings mit der bösen, die Ordnung aufsprengenden Sucht, fremdes Volkstum in das seine einzusaugen oder es sonstwie auszulöschen. Die Folgen sind immer schlimm. Das Problem, vor dem dieser Raum stand und weiterhin stehen wird, ist die Frage, wie sich die staatliche mit dieser urhaften Ordnung abfinden und sie bestätigen kann.

ikgs

Alles, was zum Rüstzeug des Minderheitenkampfes gehörte, wie er in jedem Winkel des Südostens seit mehr als einem Jahrhundert ablief: das wache Lauern darauf, daß kein Hof von Volksgenossen an Bauern eines anderen Volkes verkauft werde, das Festhalten am Recht auf eigene Fahnen, Vereine, Schulen, politische Vertretungen, Genossenschaften, Vorschußkassen, Zeitungen, Kulturstätten, Kirchen, die besonders bei den Siebenbürger Sachsen bewundernswert ausgeprägte Art, innere Streitigkeiten hinter verschlossenen Türen auszutragen und dann wie ein Block, etwa bei Parlamentswahlen, ins Gefecht zu gehen, all dieses strategische und taktische Vermögen: abzuschmecken, was der angestammten Gemeinschaft nützlich sei und sie zu stärken vermag - es ist das kämpferische A und O der natürlichen vielfach bedrohten Gebundenheit an Muttersprache, Vätersitte und Volksseele. Es ist eine wehrhafte Gesinnung, die den persönlichen Vorteil hintanstellt; sie hat Ethos, Ehrgefühl und Opfermut.

Wir wären blind, wollten wir glauben, diese Streitigkeiten seien vorbei. Sie spielen sich unter der kommunistischen Macht ebenso ab wie einst im vergangenen Südosteuropa. Sie wären nur dann überwunden, wenn alle Staaten jenes Raumes ehrlich bestätigen wollten, was dort immanent von jeher die Ordnung des Zusammenlebens ausmacht. Bis noch versäumte niemand eine Gelegenheit, dem eigenen Volk Vorteile zu verschaffen. Spannungen bestanden dauernd, so daß die alltägliche friedfertige Begegnung etwas von einem Waffenstillstand an sich hatte.

Ein Waffenstillstand, unter dem ein ständiger Kampf vor sich geht, ist tatsächlich die Urordnung der Völker für ihr Zusammenleben im weiten gemischten Gebiet des Südostens. Der Kampf bestätigt ja den Gegner. Dazu kommt das andere und sehr wichtige:

Man wußte, daß kein Volk die übrigen Nationen restlos verdrängen könne. Vielleicht liegt hier die Ursache, daß im kaiserlichen Donauraum, ehe die nationalistische Verhetzung begann, über lange Zeiten hinweg der Kampf kaum in Erscheinung trat und das Bewußtsein, der Kaiser sei aller Herr, die Völker wie Hausgenossen nebeneinander leben ließ; volkhaft waren sie gesichert, niemand beeinträchtigte sie darin. Was ihre Unzufriedenheit wecken konnte, war nur die ständische und soziale Verfassung.

Von dieser einstigen Völkerfamilie blieb uns bis zuletzt, blieb uns bis heute ein Vorbild gebendes, Nachahmung heischendes Wissen im Blut. Dazu gehören ungeschriebene Gesetze, die als Vorbedingung des friedlichen Zusammenwohnens erfüllt werden müssen: Man mischte sich nicht ehelich mit den andern, und wo es geschah, fand es selten Billigung; man blieb seiner Kirche, Muttersprache, Sitte und Kultur treu. Dadurch vermied man Reibungen, innere Nöte und wurde geachtet.

In den Ratssitzungen meiner Heimatstadt benützten noch einige Zeit über das Jahr 1918 hinaus die Ratsherren ihre Muttersprache und empfingen Antwort in der Muttersprache des nächsten Redners. Die Weisheit des Zusammenlebens hat sich hier eine sehr einfache und befriedigende Regel gesetzt; auch Protokolle schrieb man mehrsprachig. Nie lohnten sich Kosten für Übersetzer besser. Leider blieb der kluge Brauch nicht unangetastet, er verdient aber für die Zukunft Beachtung.

Dieselbe Regel wurde im geistigen Austausch der Gelehrten oft befolgt. Jeder schrieb und sprach in seiner Muttersprache. Die Höflichkeit verlangte es, daß man der landesüblichen Sprachen wenigstens so weit mächtig war, um sie zu verstehen. Nicht anders verhielt sich in tausendfachen Begegnungen das Volk, hier freilich

die Bauern mit ihren Knechten immer nur in deren Sprache redeten, und gegenden, wo

waren die Gepflogenheiten verschieden. Es gab Gegenden, wo es umgekehrt zuging. Beides hatte dieselbe gute Wirkung, wenn es zum Brauch geworden war.

Die Heimatliebe war und ist oft, nicht immer, eine völkerverbindende Macht im Donauraum, sei es, daß sie sich einer Landschaft zuwendete oder einem Ort, bei dem noch die persönliche Bekanntschaft zwischen den Einwohnern verschiedener Nation Brücken schlug, die schwerster chauvinistischer Belastung standhalten konnten, selbst wenn man gelegentlich miteinander stritt. Es waren selten die serbischen Dorfgenossen, die sich 1944 und 1945 bei der Ermordung, Verjagung und Folterung der Donauschwaben in Südslawien mit Blut besudelten. Und es waren die Stadt- und Dorfgenossen, die in Rumänien, Ungarn und in der Slowakei Verfolgten des Nachbarvolkes Hilfe leisteten, sie versteckten, sie warnten, ihre Flucht ermöglichten; oft spann sich ein Netz heimlicher Hilfsstellen von Gemeinde zu Gemeinde weiter. Heldentaten sonder Zahl wurden dabei vollbracht, die zu schildern einmal die Stunde schlagen wird.

Schon seit frühesten Zeiten kam es zur Zusammenarbeit der verschiedenen Völker in Orten und Provinzen aus gemeinsamen politischen Interessen, in den Körperschaften der Selbstverwaltung, bei kulturellen Vorhaben und geselligen Zusammenkünften. Es woben sich Freundschaftsbande von Mensch zu Mensch. Es gab niemanden, der über Volksschranken hinweg nicht Verkehr hatte. Das ließ eine gewisse Ritterlichkeit entstehen, die sich rücksichtsvoll bewährte, auch wenn man im Dienste der eigenen Nation verschiedene Wege ging. Es läßt sich nichts Würdigeres denken als diese Beziehungen zwischen Männern von Ehre und Bedeutung, die sich achteten und sich gelegentlich als Gegner gegenübertraten. Das Verständnis der Völker füreinander nährte sich aus solchen Freundschaften.

lkgs

Es entwickelte sich außerdem in manchen Gebieten, wie ich es in Rumänien erlebte, eine Kameradschaft der Geistigen. Mochten sie in sachlichen Fehden liegen, sie sprangen einander sofort bei, wenn einer von ihnen verleumdet oder verdächtigt wurde. Ich erinnere mich an Fälle, wo die Sekundantenhilfe mit besonderer Schärfe von Schriftstellern jenes Volkes geleistet wurde, aus dem ein Kollege anderen Volkes angepöbelt worden war. Weder Nationalität noch politische Ansichten spielten dabei eine Rolle. Man trat sich zur Seite, weil man die Besudelung des Ranges nicht ertrug. Man hätte das Gesicht als geistiger Mensch verloren, wenn man sich da verweigert hätte. Das bändigte die Hemmungslosigkeit gewisser Zeitungen nicht, es nahm ihnen aber die Glaubwürdigkeit, es machte sie verächtlich. Mit Wehmut entsinne ich mich dieser Kameradschaft, die sich auch mir geschenkt hat. Fände man sie in Deutschland, so hätten sich nach 1945 nicht ganze Banden von Verleumdern bilden können, die das Kulturleben terrorisierten und schädigten; freilich nach 1945 geschah das auch in Südosteuropa.

Noch eine Beziehung erleichterte das Zusammenleben: das gute Verhältnis der Kirchen zueinander. Man muß weit in die Vergangenheit zurückschweifen, bis zur Verfolgung der slowakischen und deutschen Lutheraner in der Zips, bis zu den Jesuitenumtrieben im 18. Jahrhundert, um auf Ausbrüche arger religiöser Unduldsamkeit im Donauraum zu stoßen. Die Handlangerdienste der katholischen Geistlichen bei der Madjarisierungsaktion gegen die Donauschwaben stehen auf einem andern Blatt; sie haben mit Religion nichts zu tun und sind bewußt ausgeübter nationaler Seelenraub; ein christlicher Abfall und unverzeihlich. Aber im eigentlichen religiösen Bereich war Duldsamkeit ein Wesensteil der gesamten Bevölkerung und der Kirchen. Darum rauschten die Bässe aus der goldenen Dichte des orthodoxen

Gottesdienstes nicht als fremdartiger, sondern als ein heimatlicher Wohlklang auch durch die Lebenswelt der katholischen und protestantischen Bürger. Ebenso hatten die römischen oder die lutherischen Kirchen und die mittelalterlichen gewaltigen Bauten der deutschen Städte ihren unverrückbar heimatlichen Platz im Herzen der orthodoxen Ortsbewohner, von denen manch ein einfältiges Weiblein in der Meinung, bei Gott zähle wie bei den Menschen das größere Gebäude mehr als ein kleines, ihr Gebet in der evangelischen Portalnische verrichtete, um nachher ohne Schuldgefühl in der Kapelle der eigenen Konfession noch eine Kerze als vorsorgliche Draufgabe zu entzünden.

In einer mir bekannten Fabrikschule unterrichtete der Lehrer am Montag Religion für die Katholischen, am Dienstag für die Evangelischen, am Mittwoch für die Unitarischen, am Donnerstag für die Kalvinischen, am Freitag für die Griechisch-Katholischen, am Sonnabend für die Orthodoxen, und am Jahresende saßen einträchtig auf einer Bank Popen, Kapläne, Pfarrer, Vikare und Pastoren; der Lehrer fragte vor ihnen den Katechismus ab, und siehe, es war bei allen fast bis aufs Wort der gleiche. Mein Vater meinte dazu, das sei nicht verwunderlich, denn Gott habe zwar viele Regimenter in verschiedener Uniform, aber nur ein einziges Heer von Christen, sofern es Christen seien.

Ich weiß, darüber wird sich mancher in Europas Herzmitte entrüsten. Ich spreche hier vom Südosten, einer Gegend, die man gemeinhin als einen Acker betrachtet, wo Tyrannei und Unterjochung wie Korn wachsen, eine nicht immer unrichtige Meinung. Die rabies theologorum aber war dort zum Segen der Völker und, wie ich glaube, zum Nutzen echter Gottesgläubigkeit, so selten anzutreffen, daß die Priester überall geehrt ein Feld bestellen konnten, aus dem dicht

lkgs

beisammen das Wunderbare und Gute - und da sie Menschen sind - mitunter auch Unkraut emporschoß. Freilich, die Pfarrer fühlten sich nicht allein der Kirche verpflichtet, sondern zugleich als Diener aller Volksdinge. Hätten sie sich nur auf Verkündigung beschränkt, so wären sie sich als schlechte Christen erschienen. Kirche war ein Sein, kein Bekennen. Darum lebten diese Glaubensgemeinschaften verschiedenster Konfession wirklich. An ihren Geistlichen schätze ich noch den Humor, mit dem sie beim Wein über den eigenen Stand und seine Allzumenschlichkeit zu lachen vermochten. Ich verdanke ihrer breiten Erzählerkunst ein halbes Buch samt den darin gesammelten Anekdoten von lustigen, lächerlichen und sündigen Seelenhirten. Freilich, heute haben die Pfarrer wenig Anlaß, das Leben humoristisch zu betrachten.

Nicht nur die Pfarrer, den ganzen Südosten zeichnet Sinn fürs Allzumenschliche aus. Seine Völker, empfindlich wie Mimosen, wenn sie glaubten, man sehe auf sie herab, konnten Tränen über sich selbst lachen, freilich nicht alle und nicht alle mit derselben Großzügigkeit. Ich lobe mir da die Rumänen. Ich lobe gewisse deutsche sehr alte, selbstbewußte Gruppen; weil sie innere Sicherheit hatten, erfreute es sie, sich zu verspotten.

Alle Völker Südosteuropas kennzeichnet mehr oder minder ein nicht leicht zu schilderndes Südostgefühl, das z.B. dann blitzhaft und befreiend, in einem Sichzunicken von Nachbar zu Nachbar zutage tritt, wenn ein Fremder, etwa ein gar zu eifriger norddeutscher Profitmacher mit Forschheit oder ein Wiener mit schmeichlerischer Arroganz glaubt, jede Tür zum Geschäft öffnen zu können. Man schlug ihm die Faust selten ins Gesicht. Man ließ ihn sich im Netz seiner Unzuständigkeit verwirren. Man frozzelte ihn, man ließ ihn tanzen, man ertränkte ihn im Wein, und es war für uns Deutsche nicht immer

angenehm, mitanzusehen, wie solche aus dem Westen herangereiste Volksbrüder an die Wand rannten. Aber das waren die Fälle, in denen wir vor den Südosten traten und Deutsche ruhig anrennen ließen, wenn sie das Deutschsein in einer Weise übten, daß man unser keineswegs geringes Ansehen nur retten konnte, indem man von ihnen abrückte.

Auch Engländer und Franzosen blieben davon nicht verschont, eine unglückliche Figur zu machen, besonders in der Maienzeit der Kleinen Entente, als alle Nasen lang ein kleinwüchsiger oder lattendürrer langer General, die goldschnürig umwickelte Kappe oder die betreßte Schirmmütze über dem verdutzten Antlitz, zwischen Damen in Tracht Hora tanzen mußte, einen feierlich schönen Reigen von national-kultischer Bedeutung - aber wie sollten sich westeuropäische Würdenträger dabei wohlfühlen? Man bejubelte die alten Herren, und wenn sie von Oliven, Fischen, auf dem Spieß gebratenen ~~Fxix~~ Fleischstücken und ~~Stxix~~ Stierhoden, von Süßigkeiten, Pflaumenschnaps, schwerem Wein und einem Dutzend Ansprachen betäubt sich den Anforderungen einer so überströmenden Gastfreundschaft entwunden hatten, gab es nichts Vergnüglicheres, als zu beobachten, wie die Redegewandtheit, die fast jeden Südosteuropäer ziert, verebbte, wie sich die Begeisterung abkühlte zur spöttischen Kritik am kurzatmigen oder steifen Sendling einer Nation, die man liebte oder wenigstens zu brauchen glaubte und von der die wenigsten überzeugt waren, daß sie ihre Hilfsbürgschaft einlösen werde. Umso absonderlicher mutet es an, daß man sich politisch dorthin orientierte. Auch die Ungarn fuhren ihre italienische Tour wie Serben und Rumänen die französische. Sie alle begriffen erst spät die Alternative ihres Schicksals, die durch Rußland und Deutschland gegeben war.

Indessen, handelte der Südosten jemals nur aus nüchternen Erwägungen? Seine Staatsmänner konnten sehr schlau und gerissen sein,

ein Beisatz irrealer Verblendung beirrte auch sie. Ich bin nicht der Ansicht, daß ihre Politik nach 1919 gut war, und das beeinflußte leider die Politik im Innern Europas.

Es sei noch ein winziger Einblick gegeben in die Typologie des Südostens, wobei ich ein wenig ins Vergangene ausschweife, weil das bleibende Wesen dabei Farbe gewinnt, so verschieden davon die Äusserlichkeiten auch geworden sein mögen. Im Südosten gab und gibt es wahrhaftig noch menschliche Typen, klar greifbar, deutlich, oft wie aus Märchenbüchern hervorgetreten. Und all diese Figuren gemahnen an ein Weberschiffchen, das hin- und hersaust, das Leinen der Eintracht zu weben.

Als ich jung war, ein Kind, kam mehrmals im Jahr ein Mann mit einem Gewirr von Mausefallen über der Schulter und schrie seinen Berufsnamen "Drótos tót", das heißt: slowakischer Rastelbinder, und wie die Mäuse, die er zu fangen das Mittel anbot, schlüpften die Frauen aus den Häusern, Deutsche, Madjarinnen, Rumäninnen; wenn er westwärts wanderte: Serbinnen, Kroatinnen, Slowenninen, Donauschwäbinnen; wanderte er südwärts: Bulgarinnen; kam er gar, was ich nicht weiß, noch näher ans attische Gefilde: Griechinnen; alle brachten ihm die lecken Töpfe. Da saß er nun und umwand sie mit dem heilenden Draht - wer versteht diese Kunst noch heutzutage? Allen war er ein helfender Freund. Jeder drückte ihm den Lohn dankbar in die Hand. Sprechen konnte man mit ihm nicht, außer in jener merkwürdigen Sprache ohne Grammatik, aber mit ungeschriebener Regel, in der wir dortzulande, wenn es erforderlich ist, sehr wohl reden können mit Wörtern aus jeder Sprachtruhe, ausholenden Gebärden und freundlichem Lächeln.

Oder es kam der Gottscheer mit seinem Pack voll Gewinntand, ein altes kaiserliches Privileg nutzend, das ihm das Glücksspiel

erlaubte. Er lockte den Leuten die Münzen aus der Tasche und zog auf Papier gedruckte Nummern, das siegreiche Los oder die Niete, mit einem Stäbchen auf eine mir heute nicht mehr erdächtige Weise aus einem kleinen Ledersack. Dieser Wanderer war auch ein Weber Weberschiffchen, hinwegschwingend über Völker und Grenzen; er verband alle, er gehörte allen. Nun, diese zwei Gestalten sind verschwunden, nicht aber die Zigeuner, die echten, von denen man im Westen nichts weiß, unsäglich dreckige Gesellen, halb nackt, ungeschoren, ungekämmt, verlaust, voll Krankheiten, Gäste für vierundzwanzig Stunden - länger durften sie sich an keinem Ort aufhalten - sie kamen, sie gingen, wir alle haben sie kommen und gehen sehen, und wer sie oft erblickte, für den waren sie ein Teil der Heimat, die jedem Südosteuropäer gehörte. Diesen Nomaden verdanken wir ein Gemeinsames. Ja, an der richtigen Einstellung zu ihnen erweist sich, wer den Südosten kennt. In Binneneuropa ist der Zigeuner ein Stück Romantik. Bei uns nicht. Wie konnte er dienern, wie konnte er sich pfiffig anstellen, besonders jener, der der heroischen Gilde der wandernden Horden abtrünnig und seßhaft geworden war als Kesselschmied, Löffelschnitzer, Beerensammler und als Musikant, dem man, beglückt von seinen Geigenklängen, Geldscheine in die Hand warf oder sie ihm auch mit Speichel an die Stirne klebte. Die Wanderzigeuner hingen dunklen Bräuchen an. Sie bestiegen im Rückwärtsgang Berge, die sie für heilig hielten, begatteten dort ihre Frauen, trieben kultischen Zauber, wobei das weibliche Monatsblut eine mystische Verwendung fand. Welcher aus Asien hereingetragene schauerliche Aberglaube wucherte da mitten unter uns? Haßten wir die unfaßlichen und ruhelosen Leute? Man beschenkte sie, man sorgte streng dafür, daß sie weiterzogen, ewig hin und her zwischen Budapest und dem Schwarzen Meer. Woran der Westen bei den Zigeunern zuerst denkt,

ikgs

an schöne heiße Mädchen, nun gut, gelegentlich erblickt man ~~xix~~ eine, aber wir beachteten diese Carmen bloß als Farbtupf im Bild der Heimat, wir verloren das Herz nicht an sie, und wem es anders ergangen sein sollte, sprach nie davon.

Und dann die Hausierer und die Überfülle handelnden Volks, heute noch nicht ganz verschwunden, Jahrmarktgestalten, Wahrsagerinnen, Landstreicher, Pilger, wandernde Mönche. Wie erfreute mich als Kind der bartumrauschte Levy, von dem meine Mutter sagte, sein Kaftan sei steif von Schmutz. Das scherte mich nicht, ich starrte auf seinen Bauchkorb voll Bänder, Spielzeug, Schnüre, Knöpfe, Litzen, Kandis, Bärendreck, Schnaps, Liebesthermometer. Alles erfüllte er, wonach das Herz begehrte. Jordanwasser verkaufte er unserem frommen Gärtner; und das Unglaubhafte dabei war, daß es geweihtes Jordanwasser sein konnte, obwohl ich erspäht hatte, wie er es aus dem Burzenbach schöpfte. Levy meiner Kindheit, ich habe ihn bewundert, man sage mir, was man will, ich weiß, er wandert immer noch von der Tatra bis zum Rhodopegebirge - ein Weberschiffchen. Freilich, seine Brüder, die jüdischen Viehhändler und Schankwirte, das waren nach Ansicht der Bauern weniger segensreiche Männer. Wenn die Kommunisten sie in die Fabriken verscheucht haben sollten, wird man sich die Hände reiben von der Tatra bis zum Rhodopegebirge, doch wer nahm dann ihren Platz ein? Sicherlich keine Heiligen.

Was der Westen in solcher figuralen Plastik längst nicht mehr hat, typische Verkörperungen eines Standes oder Volkes, bot und bietet der Südosten in überquellender Menge dar. Vor allem war der Bauer, der wahrhafte Bauer, kenntlich; Seine Tracht verriet, welchem Volkstum er angehörte, verriet mit Kleinigkeiten auch, in welchem Dorf er wohnte. Sein Äußeres zeigte noch mehr: Armut oder Reichtum; sein Auftreten und Blick spiegelten das Ansehen seiner

ikgs

Sippe wider, die Höhe des wirtschaftlichen Könnens und die Herkunft aus einstmalig höriger oder freier Schicht. Heute sind sie in den streng kommunistischen Ländern Ungarn, Rumänien, Albanien, Bulgarien ins Einheitsstampfwerk der Kolchosen gepfercht, aber Tracht und Volkskunst werden sogar von den Kommunisten gepflegt.

Die Roßhirten im Sattel, dann die schäbigeren Hüter der Schweine und die wohlbestallten der Rinder, sie alle sind der Heimat eingewachsen wie Haus und Baum. Der Schafhirt im Gebirge trägt Bundschuhe an den Füßen, die Beine stecken in weißgrauen engen Hosen, der nach außen gekehrte Pelz hängt von den Schultern, ein breiter Gürtel aus Sohlenleder liegt um den Leib und darin verwahrt die wenigen Schätze, Feuerstein, Zunder, Tabaksbeutel und Messer; diese sagenhafte Gestalt im Gewand der Völkerwanderung, gekleidet wie die Ahnen der Slawen, Germanen, Romanen und weiß Gott welcher Völker noch, da steht sie, erhaben über alle nationalen Unterschiede, gleichen Aussehens in der Tatra, in den Südkarpaten, im Balkangebirge, steht stundenlang, das Kinn auf den langen Stab gestützt. Die Sonne dreht den Schatten um den Unbeweglichen, er steht auch heute, die Herde bewegt sich auf der Alm, Hunde kreisen um sie, Adler schweben darüber, er steht und wird in Äonen stehen und über die Grate hinweg seinen Ruf schreien, wird die Flöte blasen, die Muttertiere melken und mit brennendem Reisig Bären und Wölfe abwehren.

Mitunter verläßt er die Schafe, geht zu den Räubern in die Wälder; man munkelt und glaubt es sogar, daß seine Spießgesellen nur die Reichen überfallen, die Armen aber beschenken. Das ist die Mär; ein Körnchen Wahrheit funkelt darin wie das Silber im sonst sehr gewöhnlichen Katzenstein. Ausgestorben sind die Räuber noch lange nicht. Ich selber saß mit einem am Tisch, ohne es zu ahnen, nur als er sich entfernt hatte, fand ich im Gästebuch der Berghütte seinen

ikgs

berühmten Namen stolz eingezeichnet. Freilich, dem Bild edler Banditen fügte er sich nicht ein, er mordete Hilflose, und die Gendarmen schossen ihn, als er im Fluß badete, wund, ehe sie ihn zu fesseln wagten. Gott schafft eben mancherlei Hirten und Räuber; sie sterben - dem Himmel sei Dank - nicht aus, sie bleiben unserer Welt jenseits von Wien und diesseits vom Schwarzen Meer treu.

Die sozialen Gegensätze in Stadt und Dorf waren früher strichweise unerträglich hart, wie in der Walachei und Moldau, in andern Gegenden kaum spürbar. Daß es Herren und Knechte immer geben muß, bezweifelt niemand. Im allgemeinen schätzte man geborene Herren mehr, als Emporkömmlinge. Und wo sich das patriarchalisch Alte ungebrochen regte, da schien es wie gottgewollt und bürdete jedem Pflicht und Recht auf, dem Herrn wie dem Dienenden. Die Dienenden Funktionäre des gegenwärtigen Regimes sind nun die Herren. Alle anderen dienen.

Die Dienenden waren früher aber keine Sklaven, sie hatten ihr Recht, hatten sogar Macht, sie fühlten sich verantwortlich für die Ehre des Hauses. Ach, was könnte ich erzählen von Knechten und Herren, auch von bösen Herren, von Messerstichen und ungerechten Ohrfeigen, von Untreue und Härte, aber viel mehr von guten Herren und Knechten, und wieder sehe ich das Weberschiffchen fliegen. Und ich denke an die Mägde, die Jahr um Jahr, wenn sie geheiratet hatten und längst im eigenen Hof regierten, ihr ländliches Mitbringsel, Eier, Kuchen, Speck, im zusammengeknoteten Tuch, bei der früheren Herrschaft vorsprachen, zum Sitzen genötigt, erzählten und bewirtet wurden, die Kinder begutachteten, von ihren Kleinen erzählten und beschenkt schieden. Ein Dummkopf aus dem Westen oder roten Osten würde die innige menschliche Wärme nicht spüren, die dabei über die Standes- und Volksschanzen sprang, er würde bloß

unwillig vermerken, daß die einstigen Mägde der ehemaligen Herrin die Hand küßten; aber sie taten noch viel mehr, sie trugen ihr nach 1945 Essen in die Gefängnisse, Lager und Verbannungshütten, weinten zusammen mit ihr und kamen tapfer immer wieder.

Das Menschenantlitz im Südosten, soweit die Gegenwart das Hergebrachte nicht zu arg proletarisierte, hat noch die Figur von einst, ~~Wür~~ hat Würde, Ausdruck, Seele und Bescheidung ins Los, das Gott auferlegte. Es ist selten ausgelaugt, selten leer. Auch beim Verbrecher fand ich die faden nichtssagenden Züge nicht, die man in westlichen Illustrierten an abgebildeten Mördern und Dieben oder gar bei jugendlichen Rohlingen so oft gewahrt. Er war ein Verbrecher, er wußte es; und es lag in seiner Miene eingemeißelt.

Überall auf Erden ist dem Beamten ins Gesicht geschrieben, was ihn beseelt, Dünkel oder Torheit, List oder Güte, Unredlichkeit oder Anstand, Faulheit oder Fleiß, im Südosten aber - scheint es mir - als ob da die Anlagen noch deutlicher hervortraten als anderswo, besonders bei Polizisten. Man liebt sie nie. Man traut ihnen nie. Man sieht in der Staatsverwaltung einen Feind, den man betrügen darf und betrügt, weil sie nicht allen gerecht ist und Scharen von Bratenriechern an ihren Krippen mästete. Einst, als der Kaiser herrschte, war es anders gewesen. Vorbei, vorbei! Nach 1918 ~~lag~~ liegt auf den Staaten kein sakraler Glanz. Von Gottes Gnaden ~~waren~~ sind nur noch die Völker.

Bauern, landverbundene Bojaren und Adlige, eingesessene Bürger, Handwerker und bodenständige Arbeiter, all das hatte Gesicht, war typisch, war Volk, hatte Ehre und Form, ebenso die dörflichen Bürgermeister, in den Städten mit alter Geschichte, besonders in den deutschen, auch die verwurzelte Beamtenschaft. Nach dem 2. Weltkrieg brachen Enteignung, Entrechtung, Zersiedlung, Terror in

ikgs

diese klaren menschlichen Formen ein.

Ich ging einmal mit dem durch parteiliche Umtriebe aus seinem Amt gedrängten pensionierten deutschen Stadthauptmann von Schäßburg durch eine Gasse, wo die Polizei daran war, einen Rumänen aus dem Haus zu entfernen, das seine Gläubiger an sich gebracht hatten. Hundert Leute standen herum und verfluchten den gewaltsamen Auftritt. Plötzlich erspähte der verzweifelte Bankrotteur den ehemaligen Stadthauptmann, stürzte auf ihn zu, reichte ihm die Vollstrekkungsurkunde der Behörde und begehrte zu hören, ob wahrhaftig rechtens sei, was man ihm antue. Der Stadthauptmann las, fragte dies und das und sagte dann: "Ja, mein Lieber, dir geschieht Recht,ich hätte auch nichts anderes verfügen können". Die Stille, die sich auf die Menge gesenkt hatte, hielt an, man grüßte, wir schritten weiter. Niemand hinderte die Polizisten mehr, ihrem Befehl zu genügen.

Das Volk konnte gerechten Beamten grenzenlos vertrauen, gleichgültig, ob sie seiner oder anderer Nation waren. Indessen schätzte man die Redlichkeit der einzelnen Völker durchaus verschieden ein; manches bekannte freimütig, freilich nicht auf dem Anger der Öffentlichkeit, daß viele seiner Angehörigen noch nicht die höchste Stufe erklommen hätten. Wo das Unrecht unerträglich wurde, brannten die Bojarenhöfe wie 1907 in der Moldau und Walachei, oder es traten Rächer auf. Verschwörungen, wie sie am Balkan oft vorkamen, auch die Blutrache, suchten nach erlittenem Leid die Schuldigen zu bestrafen; beim Zerfall des alten Ungarn sühnten Zusammenrottungen den Übermut der Ämter, der weitaus mehr als der Übermut der Herren das Volk empört hatte und auch nachher oft empörte.

Das Proletariat in den großen Städten fiel aus dem Rahmen der volkhaft bestimmten Gestalten, doch nicht überall, denn es wuchs

aus den Dörfern hervor, ihm klopfte noch ein heimaterfülltes Herz in der Brust beim schweren Gang in die Fabrik, aber der Mangel an sozialer Hilfe, Gleichgültigkeit des Staates gegenüber den Nöten dieses sich erst entwickelnden Standes, Roheit der Polizei bei Streiken, zog zahlreiche Arbeiter herab in aussichtsloses Elend und machte sie zur Beute politischer Hetzer. In Großstädten traf man gelegentlich proletarische Viertel von arger Verkommenheit. Nicht erfreulicher hausten und lebten die landhungrigen Tagelöhner und Zwergbauern in solchen Gegenden, wo die Grundbesitzer kein Verständnis für sie hatten und die Löhne selbstherrlich bestimmten.

Altes gefestigtes Bürgertum wohnte in den deutschen und außerdem in einigen anderen Städten, dort allerdings zu einem sehr geringen Verhältnissatz der gesamten Volksmenge. Wer bürgerlichen Berufen sonst oblag, entstammte überwiegend dem Bauerntum. Handelte es sich um Akademiker, so begann ihr steiler Aufstieg meist mit einem bewundernswert eifrigen, häufig erhungerten Studium und belohnte viele der frischgebackenen "Herren" bald mit öffentlichen Posten, denen sie moralisch keineswegs immer genügten, weswegen der Staat jene Achtung entbehrte, die der kaiserlichen und der ungarischen Verwaltung nicht versagt worden war.

Aus den Emporgestiegenen ergänzten sich auch die Angestellten der Unternehmungen und Geschäfte und die freien Berufe; durchwegs fand in diesen Bereichen die Formung zum wertvollen Standestyp entschiedener und überzeugender statt. Am ungünstigsten vollzog sie sich bei den Männern, die sich der Politik widmeten. Ein Schwaden von Nutznießern umwölkte jede Partei.

Und schließlich ist noch eine Gruppe zu erwähnen, die während des roten Regimes 1919 in Ungarn die Macht zum erstenmal an sich riß, die hemmungslosen Hetzer und Presseliteraten. Ihr Weizen

blühte im Herbst 1944 jählings auf; es ist nicht das Korn, das dem Volk aus dem Herzen wuchs.

Es sind nur wenige, aber wesentliche Züge, die allen Völkern Südosteuropas gemeinsam anhaften; ich wiederhole sie: nationales Empfinden, Achtung der eigenen Sitten, Bejahung aller Anschauungen, die Mannheit, Tapferkeit, Frauentugend, Gastfreundschaft, Ehre als unbezweifelbare Werte schätzen, nicht die geringste Neigung, das eigene Volk zu beschmutzen und beschuldigen zu lassen oder es gar selber anzuschuldigen - Eigenschaften also, die neudeutschen nationalen Flagellanten abscheulich sein müssen. Diese Selbstgeißler aber sind dem Südosteuropäer unbegreiflich, selbst wenn er selber seit 1945 die Lüge öffentlicher Selbstbeschuldigung zu erlernen gezwungen wurde.

Schwingt unser Blick von Athen nach Norden über das griechische Land, so könnte man versucht sein, sich über die Quellen der abendländischen Kultur auszulassen, die hier sprudelten und ein ganz anderes Kulturgefälle als das uns vertraute west-östliche - das übrigens nur mit Einschränkungen der Wirklichkeit entspricht - in die Völkerlandschaft Europas aussandte, ein süd-westliches, süd-nördliches und süd-östliches. Nun, die mit nichts vergleichbare Bedeutung des klassischen Griechentums für die Geschichte der Menschheit bedarf keiner Erläuterung. Unter dem strengen blauen hellenischen Himmel lebt heute ein anderes, neuzeitliches Volk, und es ist frei von der kommunistischen Oberhoheit wie auf dem Balkan nur noch die Türken, die sich Jahrhunderte lang die stärkste Macht Südosteuropas und der Schrecken des Reiches - längst der westeuropäischen Zivilisation eingefügt haben. Ohne Beklemmung kann uns die schöne Buntheit Istanbuls beglücken; die früheren Namen der Stadt, Byzanz und Konstantinopel, strahlen denselben Ruhm aus und

alle drei Namen bezeichnen ebenfalls eine südost-westliche und -nördliche Kulturausbreitung, die sich in den osmanisch geformten Häusern, in den Moscheen und Dörfern leicht erkennen läßt und vor allem in den orthodoxen Kirchen, die mit dem goldenen Hintergrund der Ikonenwände und dem goldenen Baß der Mönche den gesamten Balkan bis nach Rumänien hinein überzogen.

Diese Kirchen stehen heute vereinsamter als ehedem, doch sie kennen das Warten; sie lernten es schon vor Jahrhunderten. Es stehen auch manch andere Denkmäler der Vergangenheit; verglichen aber mit der kulturellen Dichte in West- und Mitteleuropa ist das im Südosten von schöpferischer Menschenhand groß und gültig Aufgeführte weit spärlicher anzutreffen.

Im Donauraum gewahren wir, wiewohl bedeutend schütterer ausgesät, alles, was im Fluten unserer Kulturentwicklung im Westen Frucht trug und sich in den ~~Stilblüten~~ großen Stilen verdichtete, die jeweils für ein Jahrhundert oder länger gültige Gestaltungen des einen abendländischen Geistes waren. Romanik, Gotik, Renaissance, Barock, Biedermeier - alles ist auch längs der unteren Donau da, besonders reich angehäuft dort, wo Deutsche es aufbauten, wie denn der deutsche bildende Anteil nie übersehen und nie unterschätzt werden darf. Durch ihn wurde die Europäsierung maßgeblich gefördert. Von den Ausstrahlungsstellen seiner zum Teil achthundert Jahre alten Siedlungen und vom Deutschen Kaiserhof in Wien floß das Abendländische prägend aus, ergoß sich der Westen herein, gemischt mit französischen und italienischen Beigaben, und vermählte sich den Landschaften, brachte eigenwüchsige Entfaltung zustande, wie sie z.B. die Gotik rumänischer und karpatenslawischer Holzkirchen zeigt, und weckte das Eigenbewußtsein der kaum erwachten Völker. Überall, wo deutsche Gruppen und die westliche, schon von den al-

ikgs

ten ungarischen Königen vorgetragene Christenheit einwurzelten, siegte die abendländische Lebensart, überzeugte sie die Völker und gewann sie für sich. Auch die Orthodoxie schloß sich ihr an. Die gesamte Bevölkerung lernte sich europäisch fühlen. Die sarmatische Nachbarschaft wurde ihr fremd und blieb es. Diese innere Entscheidung von weltgeschichtlicher Bedeutung läßt sich nicht mehr rückgängig machen.

Abgesehen von Dalmatien, erlebte der Balkan die Stilformen des Abendlandes, Romanik, Gotik, Renaissance, Barock und Biedermeier, entweder gar nicht oder wie ein Herüberfunkeln, nur stellenweise als ~~ein~~ Aufkeimen verwehter Körner. Allein das technische Ausgreifen, die zivilisatorische den ganzen Erdball umformende Wucht des Abendlandes, die damit verbundene Verwandlung des äußerlichen Lebens nach dem Vorbild Westeuropas bis in Mode, Kleidung, Lektüre, Schule hinein, erfaßten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die balkanischen Täler und Weiten.

Ich will das Urkämpfertum dieser eigenartigen, in sich vielgeschichteten Halbinsel, die Macht der byzantinischen Klöster, die strenge Herrschaft bäuerlicher Sitte, die wache Erinnerung an die versunkenen slawischen Staaten des Mittelalters, die junge Städteschaft nicht im Einzelnen schildern, wichtig aber ist es zu erkennen, daß die starken volkhaften Kräfte des Balkans weithin anderer Art sind als im Donauraum.

Wenn man die mehr heiteren Rückstände der Türkenzeit wie etwa die Rolle, die der Bakschisch als ein Mittel zur Erleichterung des Daseins für den Empfänger wie für den Spender spielt, beiseite schiebt, so wird man schwerlich zu behaupten wagen, daß die Donauvölker jene des Balkans unmittelbar verstehen. Der Südosten spaltet sich eben in zwei Hälften, die oft ein gleiches Los erlitten haben,

doch ihre Prägung ist verschieden. Die burghafte Vorpostenstellung, die sich im Ring der Karpaten spiegelt, der den Donauraum wie mit Armen ans Abendland drückt, wiederholt sich auf der Halbinsel nicht im selben Maße. Man könnte beinahe sagen, der Balkan sei Europa nur aus seinem Freiheitswillen zugehörig, nicht aber als abendländische Pflanzstätte. Hiebei entsinnen wir uns, wie sich bei etlichen seiner Völker Freiheitssehnsucht in panslawischen Träumen mit dem Wunsch nach großer Macht verband. Daß sich diese Macht gegen das Abendland gewendet und auch unter der Zarenkrone die balkanische Selbständigkeit vernichtet hätte, ist offenkundig; die jetzige, bolschewistische Verwirklichung der Träume verrät, wie trügerisch sie waren; welche unheimliche Bedeutung sie für Europa hatten, bewies der Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Desungeachtet bleibt der Balkan ein Teil unserer Welt, der außerhalb der Städte urtümliche Ordnung bis zur Gegenwart bewahrte, seit Jahrzehnten gärt, neue Form sucht und sie nur in Abwandlung der unseren einst finden mag. Auch er ist ein Vorfeld des Abendlandes. Und wenn ich mich wiederholen darf, so unterstreiche ich nochmals den Freiheitswillen seiner Völker, denen wie uns ein würdiges Dasein erst das Leben sinnvoll macht.

Außer in den nun überfremdeten deutschen Siedlungsgebieten oder in den von Italien baulich beeinflußten dalmatinischen fehlt aber in Dörfern und Städten fast immer der überwältigende Gestaltungsreichtum, der uns in vielen Gegenden des westlichen Erdteils auf Schritt und Tritt begegnet. Alles ist einfacher, in abgelegenen Gegenden dem ererbten Stil treu, wodurch Weiler und Dörfer, die sich der Landschaft einschmiegen, als wären sie selber wie Baum und Pflanze aus ihr gewachsen, vorteilhaft abstechen von zahllosen Kleinstädten, in denen Hast sich zerstörerisch breit-

ikgs

macht. Die wenigen Großstädte, auch die alten, sind jäh, zu schnell, zu formlos gewachsen. Selbst in Griechenland, wo die Ruinen seiner einstigen Herrlichkeit tausendfach liegen, schwoll ein Leben darüber weg, dem die Gnade abhanden kam, Zerstörungen durch Neugeschaffenes halbwegs gleichwertig zu ersetzen, wie Deutschland es nach dem letzten Krieg vermocht hat.

In Südosteuropa bannen uns nicht die Bauten am meisten. Der Mensch ists in seiner Ursprünglichkeit; der Reiz des Mannigfaltigen der Völker ist es, die Übergänge vom Westeuropäischen ins Östliche, Orientalische, Sarmatische. Selbst Küchenkulturkreise konnte man einst - vielleicht heute noch - genau abstecken, und wo sich wie in Bukarest die Grenzlinien der Kochkünste Frankreichs, Wiens, Stambuls, Moskaus, sowie der einheimischen Bauernkost berührten, da boten sich Gaumengenüsse üppiger dar als in Paris.

Der Mensch in seiner Ursprünglichkeit und Unzerstörtheit sieht uns noch millionenfach an und mit ihm das zu seinem ererbten Gewese Gehörige, bezaubernde Stickereien, Krüge, Töpfe, das Gut ländlicher Volkskunst, hübsche Wiegen, feierliche Sonntagstrachten; außerdem läßt er uns Lieder, Märchen, Sagen hören, die Gusla, die Flöte. Der Schafhirte in den Karpaten, der Bauer, der seines Grundes beraubt dennoch in mancher Hinsicht noch denkt wie die Väter, sie leben weiter, sie wandeln sich wohl, aber langsam und volksverwachsen.

Burgen gleich - ich sagte es schon - steigen die Industriekombinate und Wohnblocks auf wie in Westeuropa, dessen Nachahmung ja die Narrheit aller Kontinente geworden ist - nie machten wir größere Eroberungen als diese gefährlichen. Es liegt aber ein Unterschied darin, ob Fabriken, Wohnblocks und Wolkenkratzer in der Erde stehen, deren Bevölkerung sie ersonnen hat, oder in einem geistig völlig anders bestimmten Gebiet. Unser eigenes

Kind, die Technik, zerstört fremde Kulturen leichter als den bei uns geschaffenen kulturellen Reichtum von mehr als zwölf Jahrhunderten; sie wird von ihm bei uns ja beeinflußt und gebändigt. In den von Westeuropas Zivilisation eroberten Kontinenten prallt unsere Art auf Eigenständiges, das sie in Frage stellt; dies gilt in gewissem ~~Maße~~ Grade auch für Südosteuropa, weil die Russen dort als absonderliche Vertreter unserer technischen Welt auftreten. Dabei werden Millionen um die innere Natürlichkeit ihres bisherigen Lebens gebracht. Wir hoffen zuversichtlich, daß andere Millionen sich dennoch behaupten.

In den kommunistischen Ländern des Südostens paart sich die marxistische Doktrin mit dem eingesessenen Nationalismus, der sich gegen die Russen nicht wenden kann, wenngleich die Freiheitssehnsucht den wirklichen Gegner nie aus dem Auge läßt. Sie nährt sich täglich an der Krippe der Unfreiheit. Auch vergißt die marxistisch getünchte Volksseele nicht, daß ihr genommen wurde, woran sie hing, das selbständige Bauerntum, Handwerkerschaft, Händlertum, Geruhsamkeit und süße Langeweile des Nichtstuns, für die man die bittere Langweile der Arbeitsnorm eintauschte. Das Dasein ist grau. Der Nationalismus, zwangsvermählt zur Linken mit der kommunistischen Diktatur, sucht sich mitunter ersatzhafte Betätigung, so bedrängt er in Rumänien die nationalen Minderheiten, läßt die Autonomie der Szekler zusammenschrumpfen und die deutschen Schulen im Banat und in Siebenbürgen absterben. Eine deutsche Selbstvertretung ist unmöglich. In Ungarn, gewitzt durch die Geschehnisse des Aufstandes vom Jahre 1956, kommen die Machthaber dem nationalen Willen durch Lockerung des Drucks entgegen, ja sie gründen sogar neue Schulen für die schwäbische Minderheit, die es freilich meist nicht wagt, ihre Kinder hinzuschicken; daran scheint selbst ihr deutscher

Kulturverband wenig ändern zu können; offenbar glaubt sie nicht mehr an sich. Sie schwindet dahin wie die sechshunderttausend Deutschen Südslawiens nach dem Herbst 1944 durch Mord, Hungerlager und Auswanderung verschwanden, und wie die Rumäniendeutschen versickern, wenn man ihnen nicht hilft, nach Deutschland zu ziehen. Es bedarf keiner großen Einbildungskraft, um zu ahnen, wie es in den Herzen dieser Südosteuropäer aussieht.

Für die Völker jenes Raumes stehen die Zukunftszeichen so wie in den meisten letzten Jahrhunderten ihrer tragischen Geschichte. Sie müssen abwarten. Da sie ihre Sprache treu bewahren, ihr Nationalgefühl unbrechbar ist, selbst ihre kommunistischen Regierungen die staatliche Selbständigkeit gegenüber dem roten Zaren zu mehren trachtet, bleiben sie geschichtsfähig. Die kirchlichen Bindungen lockern sich freilich. Proletarisierung ergriff alle außer der Klasse der Parteifunktionäre und Spezialisten, eine der russischen gleiche Entwicklung. Aber der Südosten ist nicht Rußland. Die westeuropäischen Kulturepochen, Romanik, Gotik, Renaissance, Humanismus, Reformation, Barock, Rokoko, Aufklärung, Klassik, nahm Rußland nicht wahr noch in sich auf. Wie kann es da Europa recht verstehen? Es mißversteht es, weil es sein Äußerliches überschätzt und nur dieses nachahmt. Der Norden Südosteuropas dagegen empfing die Kulturblütezeiten mit geöffneten Armen und wirkte selber an ihnen mit; der Balkan wurde geringer besämt; beide hängen, wie erwähnt, schon allein durch diese Bande mit uns urgründiger zusammen als durch die marxistische Doktrin mit Rußland. Sie verstehen uns unmittelbar.

Nichts scheint sicherer als daß sich, selbst bei längerer Dauer der Moskauer Vorherrschaft, Eigenart und Selbständigkeit der südosteuropäischen Staaten - und das heißt der Völker und

Menschen - immer entscheidender durchsetzen wird. Die aufgenötigten Lebens- und sozialen Glaubensdogmen samt ihren Wirtschaftsformen können es nicht verhindern, daß sich ihrer schließlich der Freiheitsdurst zu bedienen lernt. Jugoslawien und Albanien bewiesen, wie heftig der südosteuropäische Trieb zur Unabhängigkeit ist. Das hätte sich in Ungarn und Rumänien, das jetzt seine wirtschaftlichen Interessen entschieden wahrnimmt, und in Bulgarien längst erfolgreich gezeigt, wenn sie dem russischen militärischen Zugriff nicht so nahe lägen.

Wir Westeuropäer müssen die geistigen, künstlerischen und wissenschaftlichen, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bewegungen in diesem wichtigen Teil des Abendlandes ohne Scheuklappen und Einseitigkeit beobachten und, soweit es uns gut dünkt, Brücken dahin schlagen. Vernachlässigen wir das Menschliche dabei nicht! Unterdrücken wir unsere eigene innere Anteilnahme niemals zu Gunsten äußeren Nutzens! Die Südosteuropäer, deren Dichtung und Kunst wir mehr als bisher beachten sollten, können uns hoch beschenken, nicht allein mit volkskünstlerischen Gaben. Die Werke ihrer großen Dichter verdienen Ehrenplätze in unseren Bücherschränken.

Wir wollen uns daran gewöhnen, Donauraum und Balkan trotz ihrer Abhängigkeit von Moskau als uns so eigen zu empfinden, wie Deutschen Frankreich zu eigen ist oder Italien. Welche Fülle landschaftlicher Köstlichkeiten entgeht uns, wenn wir die Karpaten oder das Schwarze Meer, die Pußta, die Banater Heide, Kroatien, Slowenien, die Täler und Klöster des Balkans, Griechenland und die Türkei nicht kennen und den frischen Atem ihrer Unberührtheit nicht einsogen!

ikgs

Leistung und Tragik der Südostdeutschen

Von Heinrich Zillich

Die Schutzaufgabe, die das deutsche Volk mit der Schaffung des Ersten Reiches für das Abendland übernommen hatte, stellte es in alle geistigen und politischen Bewegungen des letzten Jahrtausends so tief hinein, daß kein geschichtliches Ereignis in Europa ablaufen konnte, ohne sich auf die Mitte des Erdteils und damit auf die Deutschen auszuwirken. Dies ist oft beklagt worden, wenn aber auch manche tragischen Folgen daraus für unser Volk erwuchsen, die machtvollen Handlungen und unvergeßlichen Leistungen der Ahnen wären ohne eine solche verantwortungsbeladene Bindung ans abendländische Geschick unmöglich gewesen. Völker ohne schöpferischen Anspruch mögen sich mitunter aus den Händeln der Zeit fernhalten können, den Preis dafür zahlen sie aber meist mit dem Absinken in noch ärgere Bedeutungslosigkeit.

Die räumlishe Grundlage war schmal, auf der das deutsche Volk nach der Völkerwanderungszeit fußte. Nur der wenig besiedelte Osten bot eine Ausdehnungsmöglichkeit, und diese wahrzunehmen, wurde im Hinblick auf die gesamteuropäische Sicherheit zur Pflicht. Der Osten bildete von je das Aufmarschgelände der gefährlichsten Gegner des Abendlandes, dessen Grenze der Ostsaum des deutschen Volksbodens war. Je weiter sich dieser hinausschob, umso weiter rückte die Gefährdung Europas.

Östliche Gefahren glichen nicht jenen, die jedem europäischen Volk von seinen Nachbarn drohen konnten. Im Westen veränderten sich in Kriegen die Machtgebiete, wodurch noch kein Volk vernichtet wurde; vor allem erlitt die europäische Kultur dadurch keine tödliche Wunde. Im Osten aber ging es sehr oft schlechthin um die Ausmerzung des Abendländischen. Hätte nur einer der Anstürme der Mongolen, der Madjaren oder der Türken das deutsche Volk völlig überrannt und wehrlos gemacht, so hätte es ein weltausgreifendes Franzosen- und Engländertum ebensowenig gegeben wie ein weißes Amerika. Es gehört zur Tragik der Deutschen, daß sie bei der Aufteilung der Erde in der Weltumseglungszeit vornehmlich deshalb zu kurz kamen, weil sie, die sich so häufig im Westen und Süden ihrer Angreifer, der Franzosen vor allem, zu erwehren hatten, im Osten überdies noch die gefährlichste Front halten mußten, hinter der die anderen ihre Ausfahrt vollziehen konnten. Gewiß hätte das deutsche Volk diese Aufgabe leichter bewältigt und sich daneben einen angemessenen Teil an der Weltbeute der Weißen zu erringen vermocht, wenn es

jederzeit einig gewesen wäre. Doch gerade seine Verflechtung in fast alle Auseinandersetzungen Europas, auch in die geistigen, störte den Volks- und Reichszusammenhalt, förderte die Eigensucht der Teilstaaten und lähmte die gemeinsame Kraft. Umso höher ist die Leistung der Südostdeutschen zu werten, die, zumeist auf eigene Füße gestellt, den Donauraum der abendländischen Kultur gewonnen haben.

Im Gegensatz zur deutschen Nordostwanderung, vollzog sich die im Südosten ganz ohne Gewalt. Nach ihren Niederlagen in Deutschland mußten die Madjaren versuchen, sich in der Donautiefebene zum Bauernvolk zu verwandeln; ein Weiterleben als raubende Nomaden war unmöglich; im Westen verhinderte dies das Deutsche Reich, im Osten vereitelten es die in der Walachei und Moldau sitzenden Kumanen und Petschenegen. Ohne fremde Hilfe war aber die Verwandlung von Beutereitern in Bauern unmöglich. Die Besieger wurden jetzt zu Wohltätern und Lehrmeistern der Geschlagenen. Gerufen von den ungarischen Königen kamen deutsche Städtebauer und Siedler ins Land, zunächst in die westlichen Gebiete, wo schon seit Karl dem Großen deutsche Orte bestanden, dann nach 1140 in grösserer Zahl in die siebenbürgische Grenzmark und in die ~~nördliche~~ im Norden Zips, und empfingen "für ewige Zeiten" weite Flächen als Raum ihrer Entfaltung. Außerdem fand man bald deutsche Verwalter, Krieger, Gelehrte, Handwerker und Bürger in den sonstigen Gegenden. Den kulturell überlegenen Zuwanderern und dem Christentum verdankt das madjarische Volk seine Europäisierung und den inneren Anschluß an die europäische Mitte, so daß seine Menschen heute, nach Mischung mit germanischem und slavischem Blut, asiatische Rassenmerkmale kaum noch erkennen lassen.

Die deutschen Siedler schufen nun die Städte des Donauraumes; die einstigen von den Römern gebauten Städte waren ja alle verschwunden. In den Karpaten wurden die Deutschen auch zu Grenzwächtern als erste Vorpostenkette des Abendlandes. Sie blieben in der Mehrzahl durch Schutzbriefe gesicherte Freie und errichteten sowohl in der Zips als auch in Siebenbürgen ein eigenes Freitum, eine deutsche Republik; die siebenbürgische, die sich siebenhundert Jahre lang, bis 1867 erhielt, verwaltete sich völlig selbständig und war dadurch befähigt, ihre großen Aufgaben zu erfüllen.

Die ständige Bedrohung vom Osten her zwang Siebenbürgen eine hohe Wehrhaftigkeit auf; die größeren Städte, besonders Kronstadt, Hermannstadt und Bistritz, wurden überaus stark befestigt; auch die Dörfer sahen sich dazu genötigt; sie bauten ihr Gotteshaus zur Kirchenburg um. Unzählige Angriffe scheiterten an diesen Sperriegeln, in denen die bewegliche Kriegführung aber nicht vergessen wurde. Das siebenbürgisch-

deutsche Fähnlein schlug 1447 in offener Feldschlacht als erstes europäisches Heer die Türken zurück. Schon vorher hatten die Siedler den Mongolensturm unter ungeheueren Verlusten überdauert. Die innere Kraft der Gemeinschaft entfloß der Gleichberechtigung ihrer Glieder. Die Siebenbürger Sachsen, die stammlich vorwiegend Moselfranken sind, wählten ihre Amtleute und Pfarrer selbst, sie schufen die erste demokratische Gebietsherrschaft in Europa, dessen Anfänge schon im 12. Jahrhundert zutagetreten.

Wehr ohne Geist und Wissen ist vergänglich. Hätten die Südostdeutschen nur Waffen besessen, so wären sie verschwunden. In Siebenbürgen ragen die gotischen Kirchen nicht weniger eindrucksvoll als im Westen. Schon vor der Türkenzeit begann sich hier das wohl erste allgemeine Volksschulwesen der Welt zu entwickeln im deutschen Freitum. Alle wichtigen Städte besaßen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bedeutende Erziehungsanstalten, die in mancher Hinsicht Hochschulen glichen. In den riesigen Kirchenburgen, in denen sich bei feindlichen Einfällen alle Dorfbewohner mit Kindern, Gesinde und Vieh manchmals sogar mit dem versammelten, bewohnten Pfarrer und Lehrer ein Sonderstübchen, damit der Unterricht nicht unterbrochen werde. Die größte Kirchenburg, die von Tartlau bei Kronstadt, sah ihr schönes Dorf in fünfhundert Jahren fünfzigmal von Feinden niedergebrannt, und jedesmal bauten die Verteidiger der Burg den Ort wieder auf.

Selbst in der endlosen Türkenzeit, als fast ganz Ungarn in ein Paschalik verwandelt war, vermochten die Osmanen die wichtigeren deutschen Städte Siebenbürgens nicht zu erstürmen. Manches Dorf starb allerdings dahin. Es blieb aber das sächsische Freitum erhalten, und gestützt auf dessen Kraft bewahrte sich das von Ungarn nun abgetrennte Fürstentum Siebenbürgen im islamischen Meer wie eine Insel als abendländischer, christlicher, der Pforte nur tributpflichtiger Staat. Die Jahrhunderte vorher hatten dem deutschen Teil Siebenbürgens eine wirtschaftliches und geistiges Monopol weit bis ans Schwarze Meer verschaft; der dabei angehäufte Reichtum und das zähe Selbstbewußtsein halfen jetzt nicht bloß die unsicheren Zeitläufte zu bestehen sondern auch die kulturelle Spannkraft nicht einzubüßen. Die Siebenbürger Sachsen führten damals in unmittelbarer Verbindung mit Luther und den Schweizer Reformatoren die Reformation bei sich durch und stellten sich - das war die wohlerwogene politische Bedeutung des Ereignisses -- nun auch kirchlich auf eigene Beine mit der Errichtung einer nur sie umfassenden, unabhängigen Volkskirche, die unschätzbare Dienste leisten sollte. Zur selben Zeit schufen ihre Humanisten die Schriftsprache des rumänischen Volkes und förderten dadurch dessen nationales Sichselbsterkennen. Zugleich gründeten

sie die ersten Druckereien des Südostens, ein Vorgang, der sich in den anderen deutschen Gegenden und Städten Ungarns, z.B. in der Zips, wiederholte. Und schließlich schlossen sie durch das kodifizierte Eigenlandrecht der Deutschen in Siebenbürgen die letzte organisatorische Klammer um ihr Freitum.

Um diese Taten richtig zu würdigen, sei bedacht, daß sie in einem Jahrhundert erfolgten, als die Türken ganze Landstriche immer wieder verheerten, und das Reich sich um dieses Gebiet, abgesehen von gelegentlichen erfolglosen Versuchen, höchstens geistig kümmerte. Die glanzvolle Epoche lag weit zurück, in der Kaiser Sigismund von Kronstadt aus ein halbes Jahr lang das Deutsche Reich und Ungarn regiert und noch ein unmittelbares staatliches Band den fernsten Vorposten des Abendlandes mit dem ganzen Erdteil verbunden hatte. Dennoch ging das deutsche Siebenbürgen nicht unter.

Das blühende Deutschtum Südungarns aber, verschwand nach der Schlacht bei Mohatsch (1526) beim Vorstoß des Islams bis an die österreichische Grenze vollständig; ebenso ging die deutsche Bevölkerung Ofens zugrunde.

Als jedoch nach der Vertreibung der Türken 1683/ 1687 Ungarn und Siebenbürgen der Hausmacht der Deutschen Kaiser zufielen, wurden die früheren kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungsfäden zu Deutschland schnell wieder dichter gespannt. Reichsheere hatten Europa endgültig vor dem Islam gerettet. Nun konnte die Reichshauptstadt Wien her eine zielbewußte Ansiedlungstätigkeit im verödeten Mittel- und Südungarn, in und um Budapest und in vielen anderen Gebieten aufgenommen werden.

Es begann die zweite große Wanderung unseres Volkstums. Sie verlief in jahrzehntelangen Wellen von Prinz Eugen bis Josef II. Die Siedler stammten zumeist aus Westdeutschland, aus der Rheinpfalz, und brachten die Batschka, Slawonien und das Banat in mühseliger Arbeit verhältnismäßig rasch zum Blühen. In ähnlicher Weise, wie die hauptsächlich moselfränkischen Deutschen Siebenbürgens fälschlich den Namen Sachsen (Niedersachsen) empfangen hatten, hieß man die neuen Siedler schlankwegs Schwaben. Sie hatten es anfangs sehr schwer, denn die ihnen zugeteilten, fast menschenleeren Provinzen waren versumpft, verseucht und von Räuberbanden bedroht. Es gehört zum Ruhm der Hofburg, daß sie den Einsitzern nicht bloß Land zuwies, sondern ihnen auch die Häuser baute, Gerät und Vieh beschaffte und sie unter eine gute Verwaltung stellte, die das Banat für lange Zeit als ein unmittelbar Wien untergebenes Gebiet behandelte und förderte. Es wuchs ein bodenständiges, vorwiegend katholisches, gesundes, dörfliches Leben, das in einem breiten Streifen von der Westgrenze Siebenbürgens bis an die Grenze Österreichs griff und auch in Innenungarn weite Strecken

vollkommen bedeckte. Außerdem gelang die Wiedererweckung des städtischen abendländischen Geweses in so wesentlichen Orten wie Fünfkirchen, Arad und Temeschburg, das bald Klein-Wien hieß. Ja, alle Städte Ungarns mit ein oder zwei Ausnahmen verdeutschten sich zum zweitenmal. Das schaffende Bürgertum, das hereinströmte und die verödeten Gemeinden aufleben ließ, war in überwiegender Zahl deutsch und blieb es auch ~~bis ans Ende des 18.~~ Jahrhunderts bis tief ins 19.

Das madjarische Volk wurde aus ~~der~~ kulturellen Unfruchtbarkeit und dem Elend, in ~~die~~ das die Türkenzeit es geworfen hatte, allmählich herausgeführt und gewann durch das Vorbild seiner Befreier eine neue Formung. An diesem Erziehungswerk beteiligte sich sogar das deutsch kommandierte kaiserliche Heer nicht bloß durch Ordnung der Verhältnisse und Niederwerfung von Unruhstiftern, sondern ~~durch~~ mit künstlerischen Taten. Es errichtete in den Garnisonen Theater, was der ungarische Hochadel auf seinen Gütern bald nachahmte. Die lateinische Sprache, die früher von den Gebildeten über die Volkstumsgrenzen hinweg gesprochen worden war und in der Verwaltung vorherrschte, verlor ihre Bedeutung an die deutsche. Während Banat und Batschka ~~zur~~ Weizenkammern Europas wurden, entfalteten sich in den Städten Handwerk, Gesittung, Lebensart und Bildung so schön, wie es in diesem Teil Europas, abgesehen von Siebenbürgen und der Zips, noch nie geschehen war. In Budapest, das einen ganz deutschen Eindruck machte, wurde 1812 mit dem "Nationaltheater" die größte deutsche Bühne des Abendlandes eröffnet. Hebbel, Stifter, Grillparzer und Rosegger ließen ihre Werke ~~in dieser Stadt~~ hier im Verlag Heckenast erscheinen.

In Siebenbürgen waren nun stillere Jahre eingekehrt, in denen sich Handel und Wandel von den Schädigungen der langen Kriegszeit erholten, Moldau und Walachei als Absatzgebiete des Handwerks wieder stärker herangezogen wurden. Die einstige Wehraufgabe des Freitums oblag dem kaiserlichen Heer, das mit der Anlage der "Grenze", eines eigenartigen Sicherungsgebildes den Südosten vor weiteren Angriffen der Türken schützte und dabei Europa für immer auch von der Cholera befreien konnte. Die "Grenze" war ein verschieden schmaler Landstreifen, der sich von der Steiermark über Kroatien um Südungarn und Siebenbürgen bis zur Bukowina hinzog und dessen Einwohner allesamt zu Wehrbauern erklärt wurden, die Zeit ihres Lebens Soldaten und zugleich Ackersleute zu sein hatten. Sie unterstanden auch im bürgerlichen Tun dem militärischen Befehl und bildeten sich sehr schnell trotz ihrer vielvölkischen Zusammensetzung, in einen Menschenschlag um, der, stolz auf seine kriegerischen Pflichten und seine Freiheit von jeglicher Adelshörigkeit,

zu den treuesten Anhängern des Kaisers gehörte. Im Grenzerdienst standen auch gewisse Gemeinden der neuen deutschen Einwanderer des Banats.

In die eroberte Bukowina holte die Hofburg im 18. Jahrhundert als Bauern, Bergleute, Handwerker und Bürger ebenfalls Deutsche, deren Gesamtzahl sich schließlich (1939) bis auf über achtzigtausend vermehrte. Der allen fünf Völkern des Gebietes (Deutschen, Rumänen, Ukrainer, Juden, Polen) gerechten Verwaltung gelang es, die verlotterte Provinz mit Hilfe der Tüchtigkeit der aus dem Westen gekommenen Siedler in ein Musterland umzugestalten. Nirgendwo in Altösterreich vollzog sich das Zusammenleben der Nationen so reibungslos und friedlich wie hier im Buchenland. Jedermann konnte sich kulturell nach eigenem Wunsche entwickeln, jeder folgte allerdings dem deutschen Beispiel, und die deutsche Sprache wurde bei zwischenvölkischer Berührung freiwillig von allen benützt. Viel trug dazu die deutsche Universität in Czernowitz bei.

Welchen Segen die kaiserliche Verwaltung dem Südosten brachte, ließ sich an Abbildungen der Städte leicht nachweisen. Der österreichische Spätbarock, nachher das Biedermeier, prägten die Bauweise einheitlich; das Wiener Leben fand überall Nachahmung. Der äußere Frieden wurde von 1711 bis zum ersten Weltkrieg, abgesehen von zwei unwesentlichen Türkenkriegen, nie mehr gestört, während im Westen Europas unzählige schwerste Auseinandersetzungen einander ablösten. Die Reichsheere hatten Europa einen riesigen Raum erobert, doch nur die schöpferische Kraft deutscher Siedler und die kaiserliche, vorwiegend von Deutschen geleistete Verwaltungskunst hatten seine Seele dem Abendland gewonnen.

Der innere Frieden wurde allerdings von den Madjaren zum erstenmal 1848, dann nach 1867 entscheidend beeinträchtigt. Ungarn hatte 1857 neben nicht ganz 5 Millionen Madjaren eine Bevölkerung von etwa 3½ Millionen Slawen und Rumänen und anderthalb Millionen Deutschen, die natürlich ein deutsches Schulwesen besaßen, obgleich es im Banat und noch mehr in der Batschka nach Überstellung dieser Gebiete unter die Budapester Verwaltung schon zu Versuchen der Entvolkung gekommen war. Ohne die deutsche Romantik wäre das nationale Erwachen der Ostvölker kaum erfolgt. Es führte 1848 zum großen, in der Welt als Freiheitskampf mißverstandenen Aufstand der Madjaren, die keineswegs gesonnen waren, was sie forderten, anderen Völkern zuzugestehen. Sie weckten sehr bald den bewaffneten Widerstand der Sachsen, Slawen und Rumänen gegen sich und scheiterten schließlich. Als Österreich 1866 seinen Rückhalt in Süddeutschland verlor, mußte es, da die Gesamtzahl seiner Deutschen nur ein Viertel der Staatsbevölkerung ausmachte, den Madjaren die östliche Staatshälfte zur selbständigen Regierung überlassen; aus Österreich

wurde Österreich-Ungarn.

Damit begann für die inzwischen mit Einschluß Siebenbürgens auf fast zwei Millionen angewachsenen Deutschen Ungarns die nationale Bedrückung. Mehr als tausend deutsche Schulen, alle deutschen Theater bis auf eins, das deutsche Freitum in Siebenbürgen, die deutschen Stadtverwaltungen mit Ausnahme Siebenbürgens fielen bald der Madjarisierung zum Opfer. Das deutsche Bürgertum, dem Zeitgeist entsprechend liberal, folgte den madjarisch-liberalen Parolen in seltsamer Verkennung der chauvinistischen Grundtendenz, die sich in diese Schlagwörter hüllte, und verlor sein Volkstum allmählich immer mehr, ja aus deutschen Überläufern wurden die ärgsten madjarischen Hetzer. Lediglich die Siebenbürger Sachsen, obschon sie ihre Autonomie nicht retten konnten, erhielten sich ohne sonstige Verluste; sie gaben ihr deutsches Selbstbewußtsein, ihre Sprache und Kultur nicht auf, ebensowenig ihr altes Schulwesen. Auch das schwäbische Bauerntum, zwar durch aufgenötigte madjarisierende Priester und madjarische Lehrer ständig angegriffen, blieb seiner Art und Sprache treu, während seine gebildeten Söhne ins Madjarentum abschwammen.

Immer noch war die stark entmachtete zentrale Spitze Österreich-Ungarns vorwiegend deutsch bestimmt. Mochten an allen Ecken Volkstumszwiste toben, die deutsche zwischenvölkische Sprache spannte sich noch über den weiten Raum, nicht zuletzt gestützt auf die Armee; die deutschgeformte Kultur des ganzen Staates durchdrang auch die ungarischen Gebiete. Etwa ein Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg setzte endlich das politische Erwachen der Schwaben im Banat, in der Batschka und in den großen Siedlungen um Budapest ein.

Österreich-Ungarns Zerfall im Jahre 1918 brachte dem Südostdeutschtum die staatliche Zerteilung.

Zu Rumänien kamen der Osten des Banats, Siebenbürgen und die Bukowina, von Rußland außerdem Beßarabien und die Dobrudscha. In diesen beiden Provinzen befanden sich einhundert Jahre alte schwäbische Siedlungen, zusammen etwa hunderttausend Menschen, die aus Einwanderungswellen stammten, welche der russische Hof herangezogen hatte. Die Deutschen all dieser Gebiete schlossen sich in einem Verband zusammen und genossen gegenüber den Deutschen Ungarns den Vorteil, ihr Eigendasein unvergleichlich freier ausbauen zu dürfen. Besonders im Banat vollzog sich das in stürmischer Weise. Die einst von den Madjaren beseitigten deutschen Schulen lebten hier sofort auf. Die Bedeutung des Deutschtums für Rumänien äußerte sich vor allem im wirtschaftlichen und kulturellen Bereich. Die besten Bauern des Staates waren - das bestätigte jeder Ackerbauminister - die schwäbischen und sächsischen; im Vieh-

export und in der lebhaften industriellen Entwicklung der nach 1918 folgenden Jahre war der deutsche Anteil unverhältnismäßig groß. Beim Anblick einer Landschaft aber konnte man sofort sehen, ob in ihr deutsche Orte lagen. Das Kulturgefälle senkte sich mit der Entfernung von solchen Siedlungen ringförmig. Die größten Steuerzahler, natürlich waren es die Deutschen. Einsichtige Rumänen haben diese Tatsachen stets anerkannt. Abgesehen von innenpolitischen Quertreibereien, chauvinistischen Maßnahmen und Anfeindungen, behandelte Rumänien seine Deutschen nicht schlecht; so konnte sich ihre Volkstreue mit der Staatstreue zum Segen des Landes verbinden. Weit über ihre Zahl von achthunderttausend Menschen hinaus, nützte die deutsche Minderheit Rumänien vor allem als lebendes kulturelles Vorbild.

In Südslavien, wo die deutsche Bevölkerung (Banat, Batschka, Kroatien, Slovonien, Krain, Untersteiermark und Bosnien) an Zahl nicht viel kleiner war, hatte sie dieselbe Bedeutung, freilich wurde sie von Belgrad nicht mit ~~da~~ gleichem Verständnis behandelt wie in Rumänien. Immerhin gelang es, ein weitaus besseres deutsches Schul-Vereins- und Genossenschaftswesen auszubauen und zu halten, als es den Deutschen Ungarns gestattet wurde, die, amtlich mit etwa einer halben Million bezeichnet, in Wirklichkeit bedeutend mehr Menschen zählten. Bis in den zweiten Weltkrieg hinein hielt die Madjarisierungstendenz in Ungarn unverändert herzlos an; erst unter dem Einfluß der kriegerischen Bundesgenossenschaft mit dem Reich lockerte sich der Druck; es wurde z.B. die Errichtung ~~eines~~ deutschen Gymnasiums in Budapest, in Fünfkirchen und an anderen Orten möglich.

~~Zusammenfassend sei gesagt:~~ Das Südostdeutschtum lebte bis zum Ende des zweiten Weltkrieges wirtschaftlich gutgestellt, obwohl es auch Gegenden recht armer Bevölkerung gab; es hatte an der gesamteuropäischen Wirtschaft als Lieferant von Vieh, Weizen und Gerste einen hohen Anteil. Als das kulturell höchststehende Element der nationalen Mischlandschaft im Donauraum wirkte es auf Gesittung und Zivilisation aller mitlebenden Völker tief ein und kämpfte erfolgreich für die Sicherung seiner Rechte. Dem gesamten deutschen Volk und der Welt hatte es eine Reihe bedeutender Männer geschenkt wie St.L.Roth, Lenau, Liszt, Haydn, Semmelweis und viele andere.

In dieses Blühen und Gedeihen schlug die Katastrophe des zweiten Weltkrieges verheerend hinein. Im Jahre 1940 wurden die Deutschen der Bukowina, Dobrudscha und Bessarabiens ins Reich umgesiedelt, da man ihre Vernichtung ~~mit~~ von der Abtretung dieser Provinzen an Rußland zu Recht befürchtete. Als der rumänische König Michael Ende August 1944 die Waf-

fen vor den Russen streckte und ihnen die seine Ostgrenze schützenden deutschen Divisionen auslieferte, überrannte die rote Armee ohne nennenswerten Aufenthalt Siebenbürgen, Süd- und Mittelungarn und stand bald darauf vor Budapest. Staatsverträge zwischen Deutschland, Ungarn und Rumänien hatten die wehrfähigen Mannschaft der volksdeutschen Gebiete schon längere Zeit vorher ins deutsche Heer überstellt. Das Unheil entlud sich auf die daheimgebliebenen Wehrlosen. Das rumänische Volk enthielt sich blutiger Ausschreitungen; es war nicht deutschfeindlich. Dagegen kam es in Südslavien zu entsetzlichen Vorgängen, die zum Beispiellosesten gehören, was jemals an Frauen, Kindern und Männern gesündigt wurde. Das Deutschtum dieses Landes ist ermordet, durch Hungerlager ausgetilgt und durch Flucht aufgelöst worden. Es besteht nur noch aus wenigen tausend Menschen. In Ungarn verlief jene Übergangszeit nicht ganz so scheußlich. In allen drei Ländern fiel in den Januar 1945 die Verschleppung der Männer vom 17.bis 45. und der Frauen und Mädchen vom 18. bis 3o. Lebensjahr zur Zwangsarbeit ~~ins~~ im Donezbecken. Von den Deportierten starben etwa ein Fünftel. Die anderen durften nach fünf Jahren teils in die Heimat zurückkehren, teils nach Deutschland fahren, unzählige bis an ihr Ende gesundheitlich und seelisch geschädigt.

Die Deutschen Ungarns unterlagen dem Potsdamer Aussiedlungsbeschluß, der an vielen von ihnen ~~auch~~ durchgeführt wurde. Aber noch leben etwa 3oo,ooo Deutsche ~~in Ungarn~~ dort, alle enteignet, in Kolchosen gezwungen, verarmt, ohne Freiheit, proletarisiert, genau so wie die Deutschen Rumäniens und wie es für kommunistische Länder kennzeichnend ist. Ihr eigenes Schulwesen wurde entwendet, doch gibt es noch deutschen Unterricht, besonders in Rumänien, wo etwa 38o,ooo Deutsche leben. Die deutsche Bevölkerung Nordsiebenbürgens ist fast restlos verschwunden; sie wurde von abziehenden deutschen Truppen im September 1944 ins Reich gebracht. Hinzu stießen ~~noch~~ etliche Zehntausend Flüchtlinge (und die aus dem deutschen Heer entlassenen Wehrpflichtigen.

Die Gesamtzahl der in Deutschland ~~und Österreich~~ befindlichen Südostdeutschen beläuft sich einschließlich der Sowjetzone auf weit mehr als eine halbe Million.

Die ungeheure, durch fast ein ~~Jahrtausend~~ Jahrtausend fortgesetzte Leistung ihrer Ahnen zu Gunsten der abendländischen Kultur und zum Segen vieler Völker Südosteuropas bleibt in den Ruhmesblättern der Geschichte verzeichnet. Undank und Grausamkeit traf die Nachfahren. Was die Völker des Donauraums dabei selbst verloren haben, braucht nicht erläutert zu werden.

Als im Jahre 1945 über die reichsdeutschen Ostprowinzen ein apokalyptisches Entsetzen hereinbrach und sie mit Mord, Schändung, Ausplünderung und Verjagung von mehr als 15 Millionen völlig entleerte, worauf die Austreiber erklärten, sie besäßen diese Gebiete nun rechtens - da konnte man meinen, den Deutschen in Südosteuropa sei ein besseres Los zugemessen, abgesehen von Jugoslawien, wo es ihnen ans Leben ging. Überall sonst verloren sie nur - nur! - ihre Freiheit, Betriebe, Gründe; aus den 8oojährigen Freibauern in Siebenbürgen und den donauschwäbischen Landwirten wurden Kolchosknechte, aus Bürgern Staatsbedienstete und Fabrikarbeiter; die Verschleppung der arbeitsfähigsten Jahrgänge nach Rußland traf freilich ins Mark der Volkskraft, immerhin aber saßen Schwaben und Sachsen noch in der Heimat. Heute fragen wir uns, ob ihr Schicksal nicht das schrecklichere ist. Die Nord- und Mitteldeutschen durften bald nach ihren schrecklichen Erlebnissen im Westen ein neues, freies Dasein beginnen; die Südostdeutschen jedoch gehen in Unfreiheit und ständiger Angst, seit 19 Jahren schon, dem Volkstod entgegen.

Eine echte Selbstvertretung haben sie nicht mehr; allein in Ungarn wirkt ein natürlich marxistischer Kulturverband in ihrem Namen und erreichte bei der Regierung die Schaffung etlicher deutscher Schulen, die es in Rumänien von jeher gab; freilich führen sie die Bezeichnung deutsch nur insoweit begründet, als Deutsch die Unterrichtsprache mancher Fächer ist; in Wirklichkeit handelt es sich stets um kommunistische mit rumänischen Staatsschulen verkoppelte Anstalten, deren Zahl sich verringert. In Ungarn bringen die schwäbischen Eltern sehr oft den Willen nicht mehr auf, ihre Kinder deutschsprachig erziehen zu lassen; womit die Madjarisierung ihr Ziel schon erreicht hat; es mutet seltsam an, daß dort der Staat gerade jetzt neue deutsche Schulen errichtete.

Nicht deutsche, sondern deutschsprachige wissenschaftliche Bemühungen, Zeitungen, Zeitschriften, Bucherscheinungen, Spiel- und Singscharen, in Rumänien auch Bühnen - das findet man wohl noch, eingegliedert in die marxistische Kulturpolitik; es dient der Macht der Kommunisten, und weil diese im ganzen Südosten die dort ungeschwächten nationalistischen Gefühle teilen, dienen solche deutschsprachigen Vorkehrungen, beabsichtigt oder nicht beabsichtigt, zumindest unmittelbar auch der Entnationalisierung der Deutschen, denn es sind keine Erscheinungen eines eigenständigen deutschen Lebens, das ja nicht mehr geduldet wird. Die innere Kraft der Sachsen und Schwaben nährte sich einst aus ihrer volkhaften Eigenständigkeit, die sogar in ihrer Wirtschaft zutagetrat. Heute dagegen stehen sie in den agrarischen oder in den sich ständig erweiterten Industriebetrieben eingeschlachtelt teilweise zwischen Madjaren, meist zwischen Rumänen, deren Mehrheit sie während der Arbeit nötigt, die eige-

ne Muttersprache nicht zu gebrauchen. Es kommt daher, was früher undenkbar gewesen wäre, oft vor, daß junge Deutsche sich daran gewöhnen, auch miteinander rumänisch zu sprechen; in Ungarn reden sie noch viel häufiger madjarisch.

Volk versiegt, sobald es seine Sprache aufgibt, seine Angehörigen nicht ungestört beisammensein, sich frei äußern, gemeinsam planen, sich vertreten und schaffen dürfen. Bereits der Versuch, über Mittel nachzusinnen, die den Behauptungswillen der bedrängten Landsleute festigen könnten, wurde von rumänischen Gerichten mit sehr hohen Gefängnisstrafen geahndet. Behördlich erzwungenes Spitzel- und Denunziantenwesen führte zu Mißtrauen, Vorsicht, dauernden Ängsten; der innere Zusammenhalt lockert sich. Mischehen mit Fremden, einst eine Schande besonders unter den Siebenbürger Sachsen, nahmen in großem Umfang zu, erklärlich, weil viele Männer, die als Soldaten im Reichsheer gedient hatten, nach dem Kriege nicht mehr heimkehrten und als Freier ausschieden. Noch aber lebt, wenigstens in Rumänien, das deutsche Volksbewußtsein im Herzen der Sachsen und Schwaben, doch für ihre Zukunft muß man fürchten; volkhaftes Fortbestehen für gesichert zu halten, wird nur vermögen, wer an Wunder glaubt. Daher erstreben ihre in Deutschland hausenden Landsleute, möglichst viele Angehörige im Wege der Familienzusammenführung in den Westen zu holen; die hiebei erzielten Ergebnisse befriedigen keineswegs. Selbst wenn aus Rumänien und Ungarn monatlich 25o Deutsche auswandern dürfen, was bisher kaum einmal geschah, läßt sich ausrechnen, daß in zahllosen Fällen der Tod das Problem der Stammesvereinigung löst. Eine menschlichere Lösung muß erreicht werden; ~~dafür kämpfen~~ darauf drängen die Landsmannschaft der Banater Schwaben und die der Siebenbürger Sachsen in Deutschland ununterbrochen.

Die Tragödie des Südostdeutschtums äußert sich ferner darin, daß jene vielen, die 1944 und 1945 nach Österreich treckten und flohen, dort Jahre lang als minderberechtigt behandelt wurden und nicht recht Fuß fassen konnten. Tausende davon wurden von ihren Landsleuten in Deutschland freundlich augenommenen und sofort als gleichberechtigte Volksbrüder anerkannten Landsleuten über den Inn nachgezogen. Drei ansehnliche neue Orte in Nordrhein-Westfalen entstanden allein aus der Arbeitskraft solcher siebenbürgischer Männer und Frauen, den Söhnen und Töchtern jener österreichischen Staatsbürger, die nie gezögert hatten, sich für Österreich aufzuopfern, das jetzt so unverzeihlich versagte. Nicht ganz wenige schüttelten den österreichischen Staub erst in Amerika von den Wanderschuhen. Vorwiegend waren es Schwaben, die treu zusammenhalten. Die Siebenbürger Sachsen in Amerika haben eine fast hundertjährige Geschichte; die ersten von ihnen wanderten ein, als um 188o eine

Reblausplage die Winzerdörfer Mittelsiebenbürgens an den Bettelstab brachte. Sie und ihre Nachzügler gründeten massenhaft Klubs und Vereinigungen, Gesellschaftsheime, Schulen und Kirchengemeinden; 1916 traf sie derselbe grausame Schlag, der das deutsche Schulwesen Amerikas jäh vernichtete. Ohne eigene Unterrichtsanstalten ist eine nationale Minderheit auf die Dauer verloren, was man in den Vereinigten Staaten mit Händen greift, denn bis heute zeigten sich deren Deutsche außerstande, den erlittenen Schlag zu verwinden durch neue Schulschöpfungen; dieses Unvermögen haftet auch den nach dem ~~zweiten~~ 2. Weltkrieg hereingeströmten, in Volksfragen sonst hellhörigen Südostdeutschen an. Immerhin schlossen sich die Siebenbürger Sachsen Nordamerikas vor wenigen Wochen in einer Landsmannschaft zusammen; die Donauschwaben hatten schon vorher einen Gesamtverband gebildet.

Nur die in Österreich und Westdeutschland lebenden Südostdeutschen werden ihrem Volkstum sicher erhalten bleiben, freilich nicht ihrem Stammeswesen. In Westdeutschland, dessen Bevölkerung zu mehr als 2o% aus vertriebenen Ostdeutschen besteht, genießen sie noch immer eine ~~großzügige Förderung~~ großzügigere Förderung als in Österreich, wo die Verjagten keine 5% ausmachen; sie schufen sich in beiden Ländern landsmannschaftliche Verbände, ausgedehnte Siedlungen, Altersheime, Zeitungen, Zeitschriften, kulturpolitische und wissenschaftliche Institute; die Sachsen bauten außerdem in Österreich etliche Kirchen.

Gerade mir fällt es nicht leicht auszusprechen, daß die Südostdeutschen nach zwei Generationen in ihrer alten Heimat und in Amerika bis auf kärgliche Reste wahrscheinlich versickert, in Westdeutschland und Österreich aber ihrer Umgebung eingeschmolzen sein werden. Zwei geschichtlich bewährte Neustämme unseres Volkes, bei denen sich zum Unterschied von den alten Stämmen die Geburtstunde ziemlich genau festlegen läßt, sind dann verschwunden, ein unersetzbarer Verlust für das Volksganze, dessen kulturelle Bedeutung von seiner inneren Vielfalt und der damit verbundenen schöpferischen Unruhe abhängt.

Wenn die Donauschwaben im Kampf gegen die Madjarisierung auch manchen Intellektuellen verloren haben, wenn sie und die Siebenbürger Sachsen nun unter kommunistisch-chauvinistischem Druck aufs ärgste gefährdet sind; so sei eines nicht übersehen: nur die Abtrünnigen - auf die Masse bezogen sehr wenige - leugneten ihre von Gott gegebene Bindung ans deutsche Volk und die sich daraus natürlich ergebenden Verpflichtungen; damit waren beide Stämme nicht nur sich treu, sondern auch Vertreter des südosteuropäischen Geistes, der bei jedem Volk allein den Treuen achtet und deshalb fähig ist, das Andersartige zu verstehen und gelten zu lassen.

Treue zu sich selbst und Duldsamkeit gegenüber Fremden sind das Kennzeichen des Südostdeutschtums. Bei den Sachsen pflegt man auch ihre politische Begabung zu loben, das geistige Erbe 8oojähriger Selbstbehauptung am vordersten Saum des Abendlandes. Es sind Eigenschaften, die jeden guten Europäer zieren sollten, denn ohne sie kann ein einiges Abendland nicht entstehen und wirken.

Was sich an eigenständigem Leben in beiden Stämmen bis 1944 noch regte, war beglückend. Dem Bauerntum gehörte die überwiegende Mehrheit an; weit dichter und frischer als im Westen herrschte altes Brauchtum, ererbte Sitte, volkhafte, von den Ahnen geschaffene Ordnung. Bei den Sachsen, wo gegen die Anstürme östlicher Feinde in früheren Jahrhunderten nur eine straff organisierte Gemeinschaft Sicherheit bot, war die dörfliche Jugend ausnahmslos bis in unsere Tage hinein in Bruder- und Schwesternschaften, die Erwachsenen in Nachbarschaften gegliedert, in Vereinigungen also, die das Miteinanderleben regelten, den Nächsten Hilfe brachten, den Tüchtigen für höhere Aufgaben auslasen. Die Sonntagstracht spiegelte die Würde der strengen Gemeinschaft mit mancherlei germanischen Bestandteilen wieder; so trugen die Frauen das Sinnbild der Sonne, die Fibel, eine goldene, mit Edelsteinen geschmückte Scheibe, auf der Brust und den edelsteingeschmückten goldenen Gürtel der Vorzeit, bunte Bänder und Kürschen. Überaus tief in die Vergangenheit ließen die Stickereien auf Hemden, Kissen und Tischdecken zurückblicken; da schreiten in feierlicher Reihung ~~prunkhaf~~ die prunkhaften Tiere, Hirsch, Greif und Adler umgeben von Lebensbaum und Nornenbrunnen, da trägt der Ritter den Falken auf der Hand zur Beizjagd und beschwört die staufische Reichsherrlichkeit, aus der die Vorfahren nach Siebenbürgen zogen. Den einzigen germanischen Fluch, der meines Wissens noch lebt, hörte ich in Siebenbürgen, an der südöstlichsten Grenze des deutschen Kulturraumes, und in Trier an der nordwestlichsten Grenze. "Dat dich der Werlthangd fresse soll!" - daß dich der Welthund fressen soll. Der Welthund ist der Fenriswolf. So blieben im Schatten der Karpaten Erbschätze erhalten, die andere Stämme oft längst vergessen haben.

Im Donauschwabentum erfüllte die Tracht dieselbe hohe gemeinschaftserhaltende Aufgabe, nur war ihr Bild weniger streng, war heiterer, was in der entzückenden Art, wie die Mädchen den Zopf vom Hinterhaupt über den Scheitel legten, besonders reizvoll und weiblich hervortrat. Welche Sauberkeit strahlte von diesen Gestalten in den weißgefälteten Röcken aus! Welche Gesundheit und ruhige Kraft!

Im Bäuerlichen erschöpften sich die beiden Stämme aber nicht; es bildete den Untergrund des Volkes, ließ Märchen, Sage, Volkslied gedeihen, es erneuerte ständig die führende Schicht; es besaß überdies,

ikgs

so lange freies Wirtschaften möglich war, erobernde Tüchtigkeit; schwäbische Landwirte kauften ununterbrochen neue Ackergründe, ein für die Madjaren beängstigender Vorgang. Die kulturelle und geschichtliche Leistung ist außerordentlich gewesen, vornehmlich bei den Sachsen, denn den Schwaben, die auch mehr weit über hundert Universitätsprofessoren hervorbrachten, raubte die Madjarisierung einen großen Teil der Akademiker.

Die Sachsen wurden von allen Blüteepochen der abendländischen Kultur, von der Romanik, Gotik, Reenaissance, Humanismus, Pietismus, vom Barock, Rokoko und Biedermeier mitberührt, befruchtet, zum Mitschaffen bewogen; daher ihre starke Wirkung auf die benachbarten Völker und deren Europäisierung. Die Coeten ihrer fast fünfhundertjährigen Gymnasien waren Verbände der ältesten Schüler; sie formten den Charakter der zukünftigen Anwärter auf die führenden Posten, die Elite; wer diese Erziehung zur inneren Haltung und politischen Verantwortung empfing, ist genau so erkennbar wie bei den Engländern die Zöglinge von Eton. Die führende Schicht regierte den Stamm, endlose Jahrhunderte lang im Rahmen der deutschen Republik Siebenbürgens und durch die eigene Landeskirche, später mit Hilfe einer politischen Volksorganisation, es war eine Leistung im Dienste Europas.

Die Leistung gehört nun der Vergangenheit an. Das reichgestaltete Stammesleben samt Bräuchen und Volkskunst, mit seinen selbstbewußten Ständen, mit der Führerschaft, die politischen Sinn und die Gabe bewies, sich zwischen fremden Völkern zu behaupten, sie zu beeinflussen und kulturell zu heben, dabei stets die großen Zusammenhänge des Abendländischen zu fühlen und für sie einzutreten, - es ist vom Untergang bedroht. Bedroht ist auch die Tradition aus tausendfacher Bewährung als Krieger, Kolonisatoren, Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Verwaltern, dazu die feste, sich selbst treue Haltung, die an der einzig wichtigen Grenze, hinter der früher das ungestalte östliche Dasein begann, zwei Stämmen zum Geschenk wurde.

Eine großartige deutsche Selbstgestaltung tritt aus der Gegenwart immer tiefer zurück in den Raum der Geschichte. Es leben noch viele, die daran teil hatten. Ich selbst zähle dazu. Wir alle, die es erlebten, wissen, in solcher Art wie ehedem kehrt es nie wieder. Es bleibt davon das Leid derbunfrei Gewordenen übrig und ruft uns wortlos zu, ihnen nach Kräften zu helfen; es bleibt die Erinnerung und das Bemühen, Donauschwaben- und Siebenbürger Sachsentum in Kindern und Enkeln, wohin sie auch verstreut sein mögen, so lang als möglich lebendig zu erhalten.

Und es bleibt, hervorglühend aus dem Dunkel der Geschichte, der Ruhm, der zugleich eine Mahnung an die Deutschen und an das Abendland ist, zu lernen aus dem Ehrfurcht gebietenden Schicksal der Südostdeutschen und ihren guten Taten.

Siebenbürgen und Europa

Heinrich Zillich

Über Siebenbürgen und Europa zu sprechen, erfordert, um in Einzelheiten nicht zu versinken, eine Beschränkung auf die wesentlichen Beziehungen, sozusagen auf die Idee des Zusammenhangs zwischen dem Gesamtraum unseres Erdteils und seinem siebenbürgischen Gebiet, das schon bei einem flüchtigen Blick auf die Landkarte als besonders gestaltet auffällt.

Siebenbürgen ist in den östlichen Bug der Karpaten eingeschmiegt, erhebt sich innerhalt dieser klar gezogenen Grenze auch mit der Masse seines Inneren über die benachbarten Ebenen und gewinnt durch die reiche Gliederung in Täler und Höhen vollends das Aussehen einer von Natur geschaffenen Burg, die mit Querriegeln und Flankierungsanlagen versehen ist und nicht bloß an den glatten Aussenmauern verteidigt werden kann. Dieser Eindruck verschärft sich noch, wenn man berücksichtigt, daß der nördliche Karpatenarm mit weitausholendem Schwung Siebenbürgen an die Ausläufer der Alpen knapp vor Wien anarm
kettet und der südliche/ebenfalls nach Westen zurückgreift, wo er über die Hügel Kroatiens bei gleichzeitiger Verschmelzung mit den Balkanhöhen eine zweite Verbindung zu den Alpen findet. Damit wirkt der eiförmige Karpatenring, der die ganze ungarische Tiefe umfaßt, auf uns, wie wenn Mitteleuropa sich durch einen vorgeworfenen Wall gegen Gefahren aus dem Südosten schützen wolle. Da Siebenbürgen den stumpfen Karpatenkeil mit starken Erhebungen ausfüllt, erscheint es auch wie eine Faust geformt, in die sich beide Gebirgsarme verschränken, um den Osten fortzustoßen. In diesem Vergleich äußert sich die Uraufgabe des Landes. Es ist dazu auserlesen, das Abendland zu sichern. Wird es von östlichen Feinden besetzt, so

verwandelt es sich zur Ausfallspforte gegen die Mitte Europas, und Ungarn ist dabei die Anlaufsfläche des Angriffs. Wer Siebenbürgen mit der Richtung nach Westen überrennt, steht vor den Alpen. Erst dort kann er zum erstenmal mit wirklichem Erfolg aufgehalten werden, was sich in den Türkenkriegen erwies und was sich im letzten Krieg ebenfalls gezeigt hätte, wenn die deutsche Armee nicht zu schwach geworden wäre, um die Bariere vor Wien zu halten.

Es hängt also für Europas Geschick sehr viel daran, ob Siebenbürgen seine von Natur bestimmte Aufgabe als Vorburg unserer Lebenswelt zu erfüllen vermag oder nicht. Als Europa wird hier der Erdteil nicht im geographischen, sondern in seinem ideellen Sinne verstanden, als die westeuropäische kulturschöpferische Landschaft, deren Grenze gegen Osten im Spätmittelalter von Riga über Warschau bis zum siebenbürgischen Kronstadt verlief, im 19. Jahrhundert bis zum Schwarzen Meer vorrückte und im Norden vorher schon geistige, heute vertilgte Vorposten nach Petersburg und Moskau entsandt hatte. Mit dem ideellen Europa ist keine bestimmte staatliche Ordnung gemeint, auch nicht das westliche Christentum schlechthin, sondern der eben nach Osten abgegrenzte Raum, dessen geistiges Wesen, unbeschadet der volkhaften Verschiedenheiten, vom Christentum, Antike, Germanen- und Romanentum geprägt wurde, wozu später noch ein Einschlag westslawischer Art kam. Es ist die uns eingeborene Lebenswelt, die in manigfachen Spielarten zeitlich auftritt und sich in zahlreichen Herrschaftssystemen ablöst, von der Diktatur bis zur Demokratie, von der Monarchie bis zur Republick, dennoch aber bei aller verwirrenden Fülle gegensätzlicher Verwirklichungen unverkennbar abendländisch bleibt. Für die Bildung dessen, was wir ~~so=heißen~~ abendländisch heißen, war außerdem jener begnadete schöpferische Akt maßgebend, der nach dem Verfall Roms das gesamte Herzgebiet Europas im Reich Karls des Großen vereinigte.

Solcher Zeugungsakte, die den Samen verschiedener Kräfte zu einer

Neugeburt zusammenschießen lassen, bedarf eine Kultur. Sie verkündet sich damit, spricht ihre Parole aus, und nimmt im Überschwang früher Entfaltung alles vorweg, was nachher äußerlich wieder zersplittern mag, geistig aber fortan zusammenhält. Die Scherben der ersten Gestalt glänzen weiter, und niemand, der im selben Raum daraufhin in des Wortes echter Bedeutung schafft, kann für lange Jahrhunderte etwas anderes tun, als im Bereich jener königlichen Zeugung zu wirken und ihr nachzutasten. So hob Karls des Großen Reich, das ins Heilige Römische Reich mündete, ~~und dessen Mitte ins deutsche Volk verlagerte,~~ den abendländischen Menschen aus der Taufe. Was wir seither erlebt haben und was uns selbst als zukünftige Aufgabe bewegt, ist das brausende Suchen nach der einmal schon besessenen Gemeinschaft. Jeder europäische Staat, gleichviel welcher Verfassung, ~~trägt~~, freilich meist nur scherbenhaft, einen Schimmer vom zerschlagenen Krug des europäischen Reichs in sich. ~~und drängt, sofern er eine gewisse Größe erreicht,~~ Wie unter einem Urgesetz darnach, die getrennten Teile ~~des Abendlandes reichhaft wieder~~ zu vereinigen. Sucht man nach dem Sinn dieses Reichs und aller staatlichen Existenz von Rang in Europa, so wird man ihn darin finden, daß er sich auf keinen ausschließlich nüchternen Zweck beschränkt, sondern ein religiöses Streben verrät.

Gottes Ordnung auf Erden zu verwirklichen, ist die Sehnsucht der abendländischen Menschen. Es ist ein letzthin unerfüllbares Streben, denn was Gottes Ordnung sei, wird immer umstritten bleiben. Aus dem Streit hierüber nährt sich allerdings die außerordentliche Kraft der europäischen Kultur. Ihre weltverwandelnde Macht entspringt ihrer inneren Spannung, die keine Erstarrung duldet und zu immer neuen Gestaltungen drängt.

Gottes Ordnung auf Erden zu verwirklichen, - darum handelt es

ikgs

sich immer in Europa, gleichgültig, ob Kirche oder Kaiser, ob religiöse oder vermeintlich unreligöse Ziele eine Epoche beeinflussen. Gewisse Werte, zwar häufig in Frage gestellt und gelegentlich geschändet, bleiben dabei gesichert, so die Hochschätzung des Rechtes, der Menschenwürde, der Achtung vor dem, was wir als von Gott geschaffen auffassen: Eigenständigkeit und Art der Völker und ihre Muttersprache. Wo dagegen gehandelt wird, liegt ein Abfall vor, in welchem sich wieder die freilich irrige Meinung kundtut, eine neue Spielart ewiger Ordnung gefunden zu haben. Dies geschah z.B. in der französischen Revolution, als sie die Nation als Summe gleicher Staatsbürgerschaften auffaßte und damit unsägliches Unheil verbreitete. Sie wich ~~damit~~ in vernunftbesessener Gläubigkeit von der Demut ab und benützte den Seelenraub als erlaubtes Mittel zur schematischen Menschenformung. Aus derselben Haltung, der Demut und Scheu angesichts gottgeschaffener Werte fehlt, wuchs der Komunismus hervor, auch er getrieben von der abendländischen Sehnsucht nach Verwirklichung einer absoluten Wahrheit, die aber konstruiert ist und in Lüge umschlägt, weil ~~sie~~ das Menschliche nicht als unantastbar achtet. Diese Achtung, deren Kern Demut vor Gott ist, gehört zu den Voraussetzungen der abendländischen Fruchtbarkeit.

Ein durchaus anderes Bild zeigt das uns benachbarte Asiatentum, sobald es machtvoll auftreten kann. Es mißachtet den Nächsten. Es scheut sich nicht, ihn durch Raub an Leib und Seele dienstbar zu machen. ~~Aus dem Erbe~~ endlosen Steppendaseins ~~erscheint~~ ihm der Raub ~~als~~ Tugend der Krieger und Herrscher, als natürlicher Lohn der Macht und ~~als~~ ihr sicherstes Fundament. Hier fehlt die Sehnsucht nach Verwirklichung einer göttlich gesetzten Ordnung, Gewalt wird nicht durch das Recht, das dem Einzelmenschen anhaftet, begrenzt. Wie immer die Ideen sein mögen, unter denen dieser Geist in Bewegung gerät, seine Herrschaftsform wird im Sieg zur nackten Gewaltausübung.

Selbst kultureelle Bestrebungen - man denke an Dostojewski - zeigen einen Hang zum Diktatorischen und die Kirchen, wie sich an Byzatinismus erweist, beugen sich der herrschenden Macht leichter als in Europa.

Der grundlegende Unterschied zwischen asiatischer und europäischer Diktatur darf nicht verkannt werden. Einzelne schreckliche Taten mögen bei beiden gleichartig ausfallen. Im Westen aber knüpfen sich die Maschen nie so dicht wie im Osten, und die Menschen werden höchstens für kurze Zeit zu willen- und rechtlosen Bausteinen der Gewalt erniedrigt. Schrankenlose Diktatur endet rasch, im Osten hat sie Bestand. In den überseeischen Gebieten der weißen Kolonialmächte dauerten die Zeiträume allerdings länger, in denen Sklaverei, rücksichtslose Raublust, sogar Völkermord, regierten und sich als rechtens fühlten, doch auch hier setzte sich durch Selbstbesinnung der Herren Rechtlichkeit und menschliches Empfinden allmählich durch und gab den anfangs nur zur Ausplünderung bestimmten Ländern eine höhere Ordnung, als die meisten von ihnen aus eigenem Vermögen früher erreicht hatten.

Bei Beachtung der tiefen Verschiedenheit zwischen West und Ost enthüllt sich erst die ungeheuere Aufgabe, die jedem Grenzgebiet auferlegt ist, das an die uns wesensfremde Zone stößt. Für Siebenbürgen stellte sich diese Aufgabe mit besonderer Wucht, sobald die abendländische Welt gebildet war.

Siebenbürgen war einst nach Unterwerfung der Daker schon von den Römern zur Grenzprovinz gemacht worden. Es verlor dann in der Völkerwanderung seine Vorpostenstellung, weil es mitten ins Fluten der Goten, Wandalen, und Gepiden geriet, rund dreihundert Jahre lang, worauf es zwei Jahrhunderte avarisch blieb und auch eine slawische Einsickerung erfuhr. Am Ende des 9. Jahrhunderts drangen die Madjaren ein, die mehrere Generationen hindurch ihre Beutedasein

von der Pußta her gegen Westeuropa richteten, bis sie sich, von Reichsheeren aufs Haupt geschlagen, gezwungen sahen, entweder nach Osten zurückzuweichen, wo ihnen freilich die Petschenegen den Weg verstellten, oder sich dem europäischen Lebensgesetz der Arbeit einzufügen. Als Stephan der Heilige das Christentum annahm und es seinem Volk aufnötigte, fällte er eine Entscheidung von schlechthin europäischer Bedeutung. Denn nun glitt der ganze Raum innerhalb des Karpatenrings in die von der Geographie vorgezeichnete geschichtliche ~~Bestimmung~~ Bestimmung hinein und begann ein Bestandteil des Abendlandes zu werden. Seine südöstliche, dem ungarischen Königreich nur lose verknüpfte siebenbürgische Grenzprovinz konnte sich jetzt zum Bollwerk Europas entwickeln.

Die Könige sicherten das weithin öde und bloß gering besiedelte Bergland, dessen wenig seßhafte Menschen rumänischen oder anderen Volkstums gewesen sein mochten, durch Verhau der Pässe und die Einrichtung von Grenzwachen. Damit war nichts Bleibendes getan, ~~weil rundum steppenhafte Nachbarn lauerten, denen so unfeste Wehren keinen genügend starken Riegel vorschoben~~. Überdies befanden sich die Madjaren selbst noch im Übergang vom Nomadentum zum Landbau, waren also ungeeignet, an Zahl auch zu schwach, Siebenbürgen zu einer wirklichen Festung auszugestalten.

Es mußte daher das Ziel des Hofes sein, das eigene Volk durch Zuwanderung befähigter Siedler zu festigen und innerlich zu verwandeln. Eine solche Wesenswandlung beansprucht lange Fristen, ~~Ja,~~ man wird trotz der über tausend Jahre erstreckten Blutvermischung mit Germanen und Slaven und der nicht kürzeren Beeinflussung durch den Westen, noch heute in erregten Zeiten bei einzelnen Madjaren eine bemerkenswerte Anfälligkeit für Europa-feindliche Ideen und Taten entdecken. Hierher gehören die Aufstände gegen das Christentum in der Frühepoche der Arpaden, die Widersetzlichkeit gegen die

nach deutschem Vorbild eingerichtete Staatsverfassung und die ins Land gerufenen westlichen Siedler, dann die bis ins 18. Jahrhundert reichende, ja darüber hinaus noch vielenorts bis in unsere Tage andauernde soziale Knechtung der Masse, ferner die Unterstützung der türkischen Angreifer durch gewisse Adlige, so etwa bei beiden Stürmen auf Wien. Auch die krasse Art, wie die madjarische Intelligenz die nationalstaatlichen Ideen der französischen Revolution zum Chauvinismus übersteilte und gegen die Mitnationen verwendete, wodurch Ungarn seit 1867 zum klassischen Land des völkischen Seelenraubs wurde, darf man hier nennen, zuletzt noch die zweimal bewiesene, allerdings stets rasch enttäuschte Hinneigung der Arbeiterschaft und vieler Literaten zum Bolschewismus oder die romantische Verklärung der turanischen Herkunft durch schwärmerische Nationalisten, die Ungarn als Speerspitze Asiens aufgefaßt sehen wollten. Freilich - aufs Ganze betrachtet verhinderten diese, zum Teil gefährlichen Erscheinungen nicht, daß der Entschluß Stephans Ungarn endgültig in den Rahmen Europas stellte und es mit dessen Schicksal verband. Jede Bemühung, dagegen aufzubegehren, rächte sich meist ohne Verzug.

Wollten die Könige ihr Land also auch innerlich Europa eingliedern, so mußten sie Ausstrahlungsorte seines Geistes mitten ins Volk setzen. Dies begann sofort um die Jahrhundertwende mit Klöster- und Bistumsgründungen, durch Anlage von Burgen, durch Berufung deutscher Staatsmänner, Soldaten, Geistlichen und Verwalter, Gelehrter, Handwerker und Bauern. Der Hof glich sich dem vorgelebten Beispiel am schnellsten an. Siebenbürgen allerdings blieb bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts von dieser unmittelbaren Beeinflussung fast unberührt. Erst König Geisa II. zog Einwanderer in den Karpatenwall. Sie kamen in mehreren Wellen aus verschiedenem Gegenden des Reichs, vorwiegend wohl aus dem Nordwesten; zuerst als Deutsche bezeichnet, später als Sachsen, empfingen sie Gebiete, die von den

Chroniken als öde benannt werden. Von diesen Ländereien her erfolgte die Erhöhung der Grenzprovinz zur Grenzbastei Europas, als die sie sich etwa 5oo Jahre kriegerisch, eine noch weitaus längere Zeit geistig bewährte.

Wären lediglich Bauern eingewandert, mit dem Ziel, sich Höfe aus der Wildnis zu roden, so hätte ihr Werk, das die Europäisierung Siebenbürgens in Gang setzte und zugleich die angrenzenden Gegenden beeinflußte, schwerlich gelingen können. Es zogen aber mit den Bauern zweifellos Ritter mit, Handwerker, Bürger, Priester, in denen Fülle und Geist des staufischen Reiches lebte. Ihre Heimat war der Acker gewesen, aus dem sich Karl der Große entfaltet hatte. Sie ähnelten den Elendsauswanderern keineswegs, die im 19. Jahrhundert aus Deutschland über See liefen und nach kurzen Geschlechterfolgen anglisiert wurden, weil ihnen die Heimat weder ein staatliches, noch ein widerstandkräftiges nationales Ethos, geschweige ein reichhaftes Sendungsbewußtsein ~~xixxxxxxx~~ mitgeben konnte.

Die siebenbürgischen Einwanderer mußten sich, selbst wenn sie aus ~~k~~einem so schöpfungsträchtigen Boden gekommen wären, schon durch den Vergleich mit den Menschen, die ihnen ~~be~~ unterwegs begegneten und die sie in Siebenbürgen vorfanden, ihrer kulturellen Überlegenheit sicher werden. Überdies waren sie ausdrücklich gerufen worden zur Rettung der Krone, also ~~es~~ zur Ausbreitung des Geistes, den der ungarische Hof vom Westen empfangen hatte und der, ihnen ohnehin eingeboren, nun alles weitere Wirken durchblutete. Als Sendlinge des Abe~~n~~dlandes und des Reichs, bestätigt, in Rechten geschützt, ~~die~~ was ihre Freiheit und Verwaltungsautonomie gewährleisteten, brachten sie, neben ~~den ererbten~~ Fähigkeiten und Künsten, die Ordnungsgesetze ins Land, die schlechthin die einzig möglichen waren, um eine Kolonisation höchsten Ranges durchzuführen.

Wie die Verlegung einer deutschen Provinz vom Rhein in den Süd-

osten mutet an, was sich unter der Hand dieser Siedler vollzog, die solcherart in ihr Schicksalsgesetz traten und darin bis zum heutigen Tag verharren. Es bedurfte keines Jahrhunderts - da hatten sich die Siedlungen, obgleich der Mongolensturm sie fast vernichtete, in das bis dahin ungestaltete Land verwurzelt. Ein weiteres Jahrhundert verstrich und das Wunderbare war sichtbar: die ersten Städte des Südostens standen mit Kirchen und Schulen, Rat und Zünften, geformt nach deutschem Stadtrecht. Der Handel floß durch sie hindurch und überbrückte Orient und Ungarn, hinein bis nach den großen Handelsorten Augsburg, Danzig, Krakau. Die Werkstätten dröhnten. Die politische Macht der Sachsen griff entscheidend in die Dinge des Landes ein. Die Vereinigung der verwaltungsmäßig anfangs getrennten deutschen Gebiete zur universitas saxonum trieb der Vollendung zu. Die kriegerische Tüchtigkeit gegen äußere und innere Feinde war erfolgreich und sollte mit der später anschwellenden Türkengefahr zu jener beispiellosen Befestigungsweise führen, die alle sächsischen Städte nach westlichem Muster ummauerten, die Dörfer aber durch Ausbau der Gotteshäuser zu Kirchenburgen, ebenfalls zu wirksamen Stacheln dieses Panzers machte. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn festgestellt wird, daß die Widerstandskraft Siebenbürgens, das sich später genötigt sah, die Oberhoheit des Sultans anzuerkennen, gegen die Osmanen ihren Kern in diesem Wehrsystem hatte.

Für Europa bedeutete es einen kaum zu überschätzenden Gewinn, daß Siebenbürgen nicht unter die unmittelbare Herrschaft der Pforte geriet; es konnte sich abendländisch erhalten, während das eigentliche Ungarn nach der Schlacht bei Mohatsch türkisch wurde. Inzwischen waren die Sachsen neben dem madjarischen Adel und dem madjarischen Grenzstamm der Szekler landständisch geworden. Ohne ihre Zustimmung war kein Gesetz möglich. Zugleich mit dieser Entwicklung verflocht sich ihr Siedlungsraum zu einem gemeinsam,

ikgs

in sich gegliederten, örtliche Selbständigkeit gewährenden, im Ganzen aber einheitlichen Verwaltungsgebilde, darin jedermann frei war, kein Adel Vorrechte genoß, Pfarrer und Amtleute von der Allgemeinheit gewählt wurden, und ~~der~~ ein Schneider Sachsengraf werden konnte.

Es war damit ein Staat im Staat errichtet, gänzlich auf das Volk und seine Aufgaben bezogen, treu dem größeren Verband Siebenbürgens, ~~als Landstand, der den Erlaß jedes Gesetzes vereiteln konnte,~~ treu auch der Krone, und treu der europäischen Lebenswelt, als deren Spitze man ~~jederzeit~~ bis tief ins letzte Jahrhundert den deutschen Kaiser betrachtete. Der Krieg 1866 wurde als ein preußischer Angriff auf Deutschland empfunden, und Deutschland gehörte man selbst als Bürger des oft für rückständig gescholtenen Österreichs an. Der Krieg 187o allerdings entflammte die Herzen für die Bismarcksche Reichsgründung, aber im Grunde sahen die Sachsen, wenn sie es auch nicht aussprachen, in den nun zwei Kaiserreichen zusammen erst das Reich, das ~~zufällig xwfgx~~ hüben staatlich aufgespalten war.

~~In ihrer Haltung äußerte sich ein~~ In politisches Denken war föderalistisches ~~Denken~~ mit ausgeprägt demokratischer Gesinnung, so daß man nicht mit Unrecht die universitas saxonum als erste demokratische Gebietsherrschaft Europas bezeichnete. Es zeigt sich hier noch mehr: ein politischer Sinn, der Kleines zu Großem zu ordnen versteht und damit, ein halbes Jahrtausend vor unseren Tagen, auf begrenztem Raum und angesichts beständiger asiatischer Gefahren eine Republik verwirklichte, die einer bundesstaatlichen ~~Verbündung~~ Einigung Europas geradezu als ~~Muster~~ gültiges dafür dienen könnte, wie das Zusammengehörige zu sichern und den höheren Verbänden nützlich einzupassen wäre.

Dieses Gebilde hatte sein eigenes Landrecht, es verfestigte sich in der Reformation durch den geschlossenen Übergang zum Luther-

ikgs

tum, indem es seine Kirche unabhängig machte. Als Ungarn die staatsrechtliche Sonderstellung der Sachsen 1867 zertrümmerte, entwickelte sich die Kirche zur Volkskirche, die einen wesentlichen Teil der Volksführung übernahm, soweit sie nicht von Parteien und einer bald entstehenden politischen Organisation geleistet wurde. Äußerlich war die Volksorganisation ein Verein, aber er füllte sich mit dem Geist der universitas, wurde als universitas angesehen, der nun ~~leider~~ alle Mittel fehlten. ~~In~~ wesentlichen Fragen ~~war ihre Entscheidung~~ bindend. ~~Eine~~ eiserne Disziplin sorgte, war ein Entschluß gefaßt, für dessen Beachtung. Diese Geschlossenheit erklärt unzählige politische Erfolge der Sachsen im letzten Jahrhundert, als ihre kleine Zahl für das parlamentarische Getriebe der modernen Einheitsstaaten kaum noch ins Gewicht fiel, und doch alle ~~sonstigen~~ Gruppen welcher Mitnationen immer mit ihnen ernstlich rechnen mußten.

Daraus ergibt sich, daß die wirkliche Kraft des Sachsentums nicht in seinen Burgen, ~~seinen~~ Heeren und Geldbeuteln lag, sondern ~~im~~ dem politischen Instinkt, der beweglich genug war, dem Volkskörper die im jeweiligen Augenblick eben mögliche Organisation zu schaffen, um ~~ihre~~ seine Handlungsfähigkeit zu erhalten.

Das organisatorische Gewand konnte sich verändern. Der Volkskörper bestand aus sich selbst, durch ~~seine alte~~ die Geschichte ~~sei~~ zu einem deutschen Neustamm von ungewöhnlicher Eigenart zusammengeschmiedet. Seine Schicksale verliefen im Wechsel von Blüte und und Verfall, was hier zu schildern nicht am Platze ist. Gelegentlich schien in fürchterlichen Heimsuchungen das Ende gewiß, und gnadenhaft lösten sich die Bklemmungen dann immer. Eine Kette wunderbarer Errettungen zieht sich durch die Vergangenheit dieses Stammes. Es dünkt uns, als habe sein Vorpostendienst nicht verderben dürfen.

So überlebte er die Türkenzeit, erholte sich unter dem kaiser-

lichen Adler, nachdem er die Pforte zurückgeworfen hatte, blieb nach 1867 unter dem ungarischen Zentralismus ungeschmälert und gedieh nach 1919 in Rumänien, dem sich die Sachsen mit einem immer noch rechtskräftigen Beschluß ihrer, seither nicht wieder zusammengetretenen Nationalversammlung angeschlossen hatten. Am 23. August 1944 ließ König Michael die Russen ins Land herein, und der Osten überschwemmte Siebenbürgen.

Es wurde schon gesagt, daß Siebenbürgen ~~zu~~ in ~~wesentlichem~~ mitem Ausmaß den Sachsen seine Europäisierung verdankt, desgleichen seine ersten Städte, die Ausbreitung des abendländischen Geistes, des Handels und Gewerbes. Man muß sich die Verwandlung der Wildnis in ein Bauern- und Bürgerland als eine langsame Erziehung der mitwohnenden Nationen vorstellen, wobei die Sachsen, anfangs allen anderen voraus, das zur Nachahmung lockende Beispiel vorlebten. Später verringerte sich ihr Vorsprung. Aus dem bäuerlichen Gewese der Rumänen und Madjaren übernahmen sie manches Gut ins eigene Dasein; Sagen, Märchen, volkskünstlerische Schätze durchschlangen sich; stets aber blieben die Sachsen um einen Schritt zivilisatorisch an der Spitze, an Fleiß, Ordnungsliebe und wirtschaftlichem Sinn unerreicht.

Die Rumänen, ~~und~~ die Masse der Madjaren waren bis ins beginnende 19. Jahrhundert dem madjarischen Adel ~~leibeigen~~. Auf sächsischem Gebiet hausten ~~sie~~, obschon nicht im Besitz der Bürgerrechte, weitaus besser, so daß man schon hier den siebenbürgisch-deutschen Zug zur Anerkennung des Andersartigen vorfindet, selbst in der langen Epoche feudaler Verfassung, die nur bei ihnen selbst ~~nicht galt~~. Daß die Sachsen Verständnis für fremdes Wesen zeigten, beweist überdies der Zustrom der Rumänen in ihren Herrschaftsraum, beweisen die Humanisten in Kronstadt und Hermannstadt, die die ersten rumänischen Bücher verfaßten und damit zum Erwachen des rumänischen Nationalgefühls beitrugen. Das Schulwesen der Rumänen entwickelte sich

früher auf dem Königsboden ~~als in vielen rumänischen Landstrichen~~ der universitas als in vielen ~~Landstrichs~~ rumänischen Landstrichen, und schon im Mittelalter hatten die deutschen Städte rumänische Vororte. Wenn die Sachsen nicht bereit waren, anderen als Deutschen das Bürgerrecht zu verleihen, so muß dies als Notwehr gegen Überfremdung verstanden werden. Die Frage wäre in ihrem Sinne zu klären gewesen durch ein Volkstumsrecht, für das freilich die Zeit noch nicht reif war und, wie wir sehen, selbst heute noch nicht reif werden will, obwohl uns die nationalstaatlichen Exzesse, die zu den Ursachen beider Weltkriege zählen, eines Besseren hätten belehren sollen.

Das schönste Zeugnis indessen, das sich für die Fähigkeit aller Siebenbürger zum friedlichen Zusammenleben vorbringen läßt, verdeutlicht sich im Gefühl gemeinsamer Heimatlichkeit und Sonderart, von dem die nationalen Verschiedenheiten keineswegs angetastet werden. Sowohl die Madjaren, noch kräftiger die Rumänen und bei ihrer Insellage am schärfsten die Sachsen ~~hatten~~ man, neben ihrem ausgeprägten Volksbewußtsein, ~~den~~ Stolz darauf, Siebenbürger zu sein, was sich bei allen drei Völkern mitunter deutlicher Kritik an nichtsiebenbürgischen Volksgenossen verriet. Man dünkte sich ihnen nicht selten überlegen. Dabei wirkte sich die eigene Geschichtserfahrung aus. Man hatte den Türken wohl politisch nachgeben müssen, weil es nicht anders ging, man hatte jedoch hundertmal gegen sie gekämpft und oft erfolgreich, die deutschen Städte mit wenigen Ausnahmen unerstürmt. Man stand dem Westen nahe, Wien war die unmittelbare Hauptstadt des Kronlands Siebenbürgen zweihundert friedliche Jahre lang gewesen. Jenseits der Karpaten dauerte damals die Oberhoheit der Türken noch fort, in Ungarn gebot der Adel zur selben Zeit fast schrankenlos. Die soziale Lage der meisten nichtdeutschen Kleinbauern war in Siebenbürgen auch unerfreulich, immerhin besser als außerhalb, und das

ikgs

Vorbild der freien Sachsengemeinschaft gehörte anspornend zur Lebenswelt der anderen Nationen mit. Bis in die Sitten wurde es befolgt. Nach Weise der Burschenschafter feierten rumänische Gymnasiasten Kommerse mit Fuchsschwänzen und Schlägern; und zwischen ihnen und deutschen Pennälern gab es die herzlichsten Beziehungen.

Die ungarische Minderheitenpolitik näherte Sachsen und Rumänen einander an, die rumänische Minderheitenpolitik dagegen Madjaren und Sachsen, obschon diese Verbindung weniger eng wurde als die frühere. Soweit nicht Budapest oder darnach Bukarest unsinnigerweise störte, ordnete sich das kommunalpolitische Leben in den gemischtsprachigen Orten nach einer Regel, die Westeuropäern verwunderlich sein wird. Jedermann sprach bei Sitzungen und in Ämtern in ~~seiner~~ ihrer eigenen Muttersprache, und da jeder die Sprache des anderen einigermaßen beherrschte, wurden die Geschäfte nicht schlechter geführt als sonstwo.

Dieses kleine, wenngleich wichtige Beispiel aus vielen, die aufzuzählen wären, erhellt die Weisheit des Zusammenlebens, wie es im Alltag überall geübt wurde und Störungen vermied, die sich aus der nationalen Verschiedenheit der Bevölkerung hätten ergeben können. Eine Voraussetzung mußte freilich gegeben sein, der gute Willen, dem anderen zuzugestehen, was man selbst für sich forderte. Ein westeuropäischer Allerweltsbürger würde wohl alle drei siebenbürgischen Völker als nationalistisch verdächtigen, denn sie lehnten Mischehen ab, verknüpften ihre Kirchenzugehörigkeit mit Volksgefühlen, waren wie der Blitz zur Stelle, wenn ein Haus oder Bauerngehöft zum Verkauf kam, suchten es zum Schaden des fremden Anwärters zu erwerben und stritten eifrig um ihren Einfluß in Körperschaften und Ämtern. Dabei gab es eine Menge ungeschriebener nationaler Gesetze, deren Verletzung nicht nur beim eigenen Volk verächtlich machte, sondern bei den andern gleichfalls.

ikgs

Gerade eine solche nationale Wachheit ermöglichte aber ein natürliches Zusammenleben. Das wichtigste ungeschriebene Gesetz hieß, daß jedermann Volksehre hatte, die anerkannt werden müsse und anerkannt wurde. Die Bezeichnung Duldsamkeit wäre hier unzulänglich. Man duldete den andern nicht unbegrenzt, man lebte in spannungsvollem Frieden, man anerkannte jedoch sein Eigenwesen, obschon man seinen politischen und wirtschaftlichen Einfluß jederzeit ~~etwas~~ einzudämmen suchte. So war es! Nicht anders. Ein männliches Verhältnis voll Stolz, gelegentlichem Neid, voll Humor auch, mit einem Wort: gesund. Gesund freilich bloß solange, als irgendwelche aufgehetzte Chauvinisten nicht auftraten und die Wässer trübten. Aufs Ganze gesehen, richteten sie unsäglich viel Unheil an; das hergebrachte Zusammenleben vernichteten sie nicht. Die Bevölkerungsmehrheit verlagerte sich ~~allerdings~~ immer deutlicher auf die Rumänen dank ihrer Fruchtbarkeit. Alle sächsischen Klagen über die Überfremdung der einst deutsch gewesenen Städte sind Schuldbekenntnisse und schlagen ein dunkles Kapitel auf: die Geburtenbeschränkung, die seit einem Jahrhundert anhält, ein Fluch des hohen Lebensstandarts, und erst in den letzten Jahrzehnten zu einer gewissen Umkehr führten.

Noch vor der Mitte des 16. Jahrhunderts, wenige Jahrzehnte nach Beginn der Reformation, wurde die Religionsfreiheit vom Landtag verkündet. Siebenbürgen hatte keine Glaubenskämpfe, keinen dreißigjährigen Krieg, keine Verfolgung von Kirchengemeinden. Wenn der sächsische Bischof seine Orte visitierte, begrüßten ihn die Glocken aller Bekenntnisse. Ich habe es erlebt, wie in der Volksschule einer Fabrikssiedlung der Lehrer, ein katholischer Schulbruder, den lutherischen, unitarischen, kalvinistischen, orthodoxen, römisch- und griechisch-katholischen Schülern der Reihe nach Religionsunterricht gab, jedem in seiner Zunge, obwohl die Unterrichtssprache madjarisch war; mir wurde übrigens auf Wunsch meines Vaters der ganze Lehrstoff gesondert deutsch eingetrichtert. Am Jahresende saßen die Pfarrer,

lkgs

Kaplane und Popen auf einer Bank nebeneinander und weideten den Katechismus ab, und siehe, Gottes Wort war jedem Buben und Mädchen in der gehörigen Fassung ausgeteilt worden. Die Unterschiede erschienen geringfügig.

Ich leitete anderhalb Jahrzehnte zwischen beiden Weltkriegen die deutsche Kulturzeitschrift "Klingsor" in Kronstadt und bemühte mich dabei, die geistigen und künstlerischen Köpfe aller drei Völker zu fruchtbaren Aussprachen zu bringen, um das gegenseitige Verständnis zu fördern. Das gelang. Die Polemiken, an denen es nicht fehlte, zeichneten sich selbst bei leidenschaftlichen Ansichtsgegnern durch Abstand von persönlichen Verdächtigungen aus. Kam es indessen vor, daß sich Leute in anderen Blättern einmischten und Verdächtigungen gegen bekannte Männer ausstreuten, die uns wichtig waren und deren Wollen und Werk jeder Gutgesinnte als sauber erkennen mußte, so erlebte ich fast regelmäßig, daß dem Geiferer sofort ein führender kultureller Vertreter seines Volkes aufs Maul schlug. Es gab nichts Befreienderes als diese Kameradschaft des Geistes über die Volksgrenzen hinweg. Es war bestes Siebenbürgertum, das sich auf solche Weise für die Ehrenhaftigkeit einsetzte und einen Strich gegenüber dem Pöbel zog. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die inneren Zwiste unter den Siebenbürger Sachsen nach 1933 diese schöne Haltung in den Hintergrund treten ließ, nicht ohne binnendeutschen Einfluß. Dennoch bleibt Zivilcourage und vorbehaltloses Eintreten gegen Schmähungen ein Teil dessen, was siebenbürgischer Geistigkeit eignet, sogar bei den Deutschen.

Niemals ist in Siebenbürgen bezweifelt worden, daß man zur Lebenswelt Europas gehörte, der sich wie ganz Rumänien auch dessen orthodoxe Kirche verbunden hielt. Die Begegnung zwischen dem westlichen und byzantinischen Christentum vollzog sich ununterbrochen in Siebenbürgen, in keiner Hinsicht trat dabei ein Bekenntnis zu östlichen Lebenswelten in Erscheinung, wie es Landfremde vielleicht annehmen

ikgs

könnten. Siebenbürgen, Rumänien, ja der Südosten nördlich der Donau war abendländisch gesinnt wie irgendein sonstiges Gebiet Mittel- oder Westeuropas.

Damit ist das Nötigste gesagt, um Siebenbürgens Verhältnis zum Kulturraum des Erdteils zu kennzeichnen. Es war ein Land, einst Bollwerk der Christenheit gegen Tataren, Kumanen und Türken, ein Vorposten seit Anbeginn seiner schöpferischen Geschichte. Ein Land, wo seine verschiedenen Völker besser zusammenhausten als in mancher Nachbarprovinz. Ein Land, von dem Europa einiges lernen müßte, wenn es sich einigen will. Die langsam und mit opfervoller deutscher Mitarbeit aus der Wildnis gehobene und ausgebaute Vorburg darf selbst für das Ganze, dem sie sinnhaft zuzuzählen ist, zum Vorbild werden für einen Geist, der uns allen nottut.

Ich habe mich bemüht, das Gemälde der siebenbürgischen Leistung darzureichen, noch mehr war ich bemüht, die Idee seiner geschichtlichen Aufgabe herauszuheben. Ich weiß, daß die Wirklichkeit oft andere Wege einschlug, als dieser Idee entsprach. Die Wahrheit deckt sich nicht immer mit der Wirklichkeit und ist eigentlich immer nur in ihrer Idee wahr. Ein Historiker würde den Ablauf mit allen Verirrungen erzählen. Ich beschränkte mich auf die Deutung der siebenbürgischen Geschichte. Auch das ist ein Auftrag für den Historiker, mehr jedoch für einen Schriftsteller meiner Art. Ich glaube, das Wesenhafte richtig erblickt zu haben.

Freilich, was ich umrissen habe, wurde überschwemmt vom Schlamm der Welt, die die unsere ausschließt. Die Gegenwart Siebenbürgens bietet nun ein völlig verwandeltes düsteres Bild. Es sei mir erspart, darauf einzugehen. Hoffen wir, daß sich der Geist von achthundert Jahren nicht brechen läßt. Er lebt in denen, die er prägte, ob sie hier wohnen oder dort, wo man stumm sein muß.

Die fruchtbare Verbindung von natürlicher Volksliebe und nationaler Würde, Achtung von jedem anderen Volkstum und einen fast überw-

wachen Spürsinn ~~Bewußtsein~~ für die Fragen des Abendlandes ist gleichsam das geistige Wappen, ~~sein~~, zugleich ~~auch~~ ein seelisches Stigma ~~bei jedem~~ der Siebenbürger Deutschen; sie haben die Grenze im Blut, die Grenze spürt aber das Ganze. Bei solchen Menschen, wie ~~die Siebenbürger~~ es sind, wird man die guten Europäer ~~nennen dürfen~~ suchen müssen.

ikgs

Heinrich Zillich

Überblick über die Geschichte der

Die Siebenbürger Sachsen

Die Deutschen Siebenbürgens nennen in ihrer Volkshymne die Heimat ein "Land des Segens". Das war sie bis zum August 1944. Dann drangen die Russen ein, die neue, graue Zeit. Das alte Siebenbürgen besteht nicht mehr, und ob es jemals wieder auflebt, liegt in Gottes Hand.

Aber die einstigen Köstlichkeit zu beschwören, wie sie sich Einheimischen und Fremden darbot, ist immer noch nützlich und erhebend, denn dieses Gebiet war in mancher Hinsicht ein Vorbild für das ganze Abendland.

Die Natur

In den östlichen Bug der Karpaten geschmiegt, steilt sich das siebenbürgische Hochland gleichsam als Burg empor. Hier brandeten Mongolen- und Türkenstürme an, ehe sie, schon geschwächt, durch die Täler nach Westen ausschwangen. Der Wind, der hier braust, kommt aus Rußland, weht über das Schwarze Meer aus dem Kaukasus oder er bläst von Wien her. Der östliche Grenzkamm faltet sich hart und basteienhaft aus der Moldau und Walachei hoch, blickt herunter auf unendliche Urwaldwildnis, die sich tageweit hinzieht und mit ihren Wipfelmeeren tief ins Binnenland hineinschwillt. Wenige Seen liegen in einsamer Stille. Viele Mineralbäche fließen aus zahlreichen Quellen. Millionen gefällter Stämme wurden in den Flüssen nach Westen geflößt, ohne daß die Wälder, in denen noch heute Bär und Wolf hausen, an Umfang verloren hätten. Nach Osten führen bloß Pässe. Die Täler öffnen sich dem Abendland. Siebenbürgen war dessen wehrhafte und geistige Festung.

Die einstige Burg des Abendlandes

Durch Verhaue sperrten schon im Altertum die wenigen Bewohner die Hochpässe. Mit steinernen Burgen riegelten sich später die deutschen Bauern und Bürger ab. Und sie verstanden auch, Dorf und Straßen durch Hunderte von Kirchenburgen vor Feinden zu sichern. Kirche und Burg verwuchsen bei ihnen zu einer einzigen Gestalt. Spitzbogen, Pechnase und Schießscharte waren hier verschwistert. Die Chorwand stieß an die Ringmauer. Der Turmknauf ragte über Wehrgängen.

Das Geheimnis der siebenbürgischen Landschaft und ihres Lebens ließ sich nach einem Dichterwort immer dreifach teilen, obschon es dadurch nur scheinbar enthüllt wird. Drei Flüsse gliedern das Land, Samosch,

Mieresch und der Alt, der allein die Südkarpaten im Roten Turmpaß durchbricht und in die Walachei entweicht, während die anderen mit ihren Nebengewässern der siebenbürgischen Herzrichtung nach Westen folgen. Es sind Flüsse, die den Gebirgen entspringen, groß und lehmig werden und drei mächtige Täler auswuschen. Sie fließen auch durch drei kleinere Ebenen, gleiten an den Gemeinden von drei Völkern vorbei, aber sie sind nur die Hauptadern der riesigen Bergfaust, als die sich das ganze Land darstellt. Kreuz und quer winden sich Bäche und Hügelrücken, jede Wegkrümmung schließt ein eigenwilliges Gemälde von überraschender und unvergleichlicher Vielfalt auf.

Die Völker Siebenbürgens

Da stehen die Lehmhütten der Zigeuner, die hölzernen oder aus Ziegeln gefügten Häuser und Kirchen der Rumänen, die hohen geschnitzten Tore vor den Anwesen der Szekler, dieses seltsamen madjarischen Grenzstammes. In strenger Ordnung erheben sich die deutschen Dörfer an den uralten Straßen der Völkerwanderung, zumeist im Süden, aber auch im Nösner Gau des Nordens. Wo die weißen Hosen der Rumänen mit dem darüber fallenden Hemd, das ein breiter Gürtel an den Leib drückt, hinter dem Pflug leuchteten, dünkte man sich in einer byzantinischen Welt zu sein, und war man ein Stück weiter geschritten, sah man auf dem Acker den deutschen Bauer in seinen Schaftstiefeln. So war es noch im Jahre 1944. Und ein Stündlein darnach erblickte man die roten madjarischen Mädchenstiefel, die buntfarbigen Kittel, das knappe Mieder.

Der Königsboden

In dieses Land der Gegensätze zwischen Ost und West kamen zur Zeit der Staufer zwischen 1140 und 1160, gerufen von ungarischen Königen, die deutschen Einwanderer. Man schenkte ihnen ödes Urwaldgebiet, damit sie dort Städte bauten, Dörfer und Festungen; damit sie das abendländische Leben ausbreiteten, die Grenzen schützten, die spärliche Einwohnerschaft durch Tat und Beispiel einem höheren Dasein zuführten. Das vollbrachten sie alles. Ihnen verdankt unser Erdteil die Europäisierung dieses wichtigen Vorlandes. Es waren wehrhafte Leute, dazu tüchtige Gewerbetreibende und Handelsherren, Gelehrte außerdem, die in der Reformation gewissermaßen nebenbei den Rumänen deren Schriftsprache schufen. Und freiheitsliebend waren sie überdies, denn auf ihrem Gebiet - dem Königsboden - regierten sie sich selbst und machten es zur ersten demokratischen Republik Europas, in der jeder Deutsche frei war und die Ämter und Pfarrer durch Wahl bestellt wurden. Sie errichteten hier ~~das~~ eines der allerersten allgemeinen Volkschulwesen der Welt und standen als Politiker, (führten den Schützzwang 150 Jahre vor England ein

ikgs

Staatsmänner und Krieger durch achthundert Jahre als geistige und sehr oft als soldatische Torwache am Saum des Abendlandes. Ihre Leistungen haben darum so hohen Rang, weil die Siebenbürger Sachsen auf sich allein gestellt waren und zugleich anderen Völkern nützten. Sie waren die Vorhut der Kultur, des gepflegten Landbaues, die Schöpfer der Städte und oft genug Opfer ihrer Aufgabe.

Geschichte Siebenbürgens

Drei Stände regierten Siebenbürgen bis ins letzte Jahrhundert, die Gemeinschaft des deutschen Königsbodens, also die Sachsen, wie sie sich nennen, trotz ihrer fränkischen Stammesart, dann der madjarische Adel und die Szekler. Jede Gruppe ordnete die eigenen Angelegenheiten ihrer Gebietsherrschaft selbständig. Dem Adel unterworfen lebten die Rumänen hörig wie die meisten Madjaren. Im deutschen Freitum, wo der Adel keine Sonderrechte besaß und wo ausschließlich Sachsen Bürger sein durften, waren Städter und Bauern einander gleichberechtigt. Die ganze Gemeinschaft trat nach außen hin wie ein Block auf.

Hundertfünfzig Jahre saßen die Türken in Budapest. Während dieser Zeit war Siebenbürgen ein Wahlfürstentum, das sich durch Tribute an den Sultan die innere Freiheit erkaufte. Es verdankt nur seinen deutschen Städten, diesen fast uneinnehmbaren Festungen, die von den Osmanen, von Ausnahmen abgesehen, nicht erstürmt werden konnten, daß es von der Pforte nicht zum Paschalik verwandelt wurde. Von der Bedeutung der wichtigeren Städte macht man sich einen Begriff, wenn man weiß, daß Wien im frühen Mittelalter an Größe von Kronstadt erreicht wurde. Die gotische berühmte Schwarze Kirche in Kronstadt ist noch heute das größte Gotteshaus zwischen Wien und Stambul. Ein Zauber wie von Rothenburg geht von den verwinkelten Gassen und den alten Gebäuden Schäßburgs aus. Hermannstadt, nach der Türkenvertreibung Sitz des kaiserlichen Stadthalters, verwandelte sich zu einer Residenz, wie man sie nicht hübscher in Thüringen findet. Hier hinterließ der große Gouverneur des nun österreichischen Kronlandes Baron Brukenthal seiner Heimat das nach ihm benannte Museum, die lange Zeit hindurch reichste Sammlung und Bücherei Südosteuropas.

Um die deutschen Städte, die über ein halbes Jahrtausend den Gewerbebedarf aller umliegenden Provinzen gedeckt und mit ihrem Handel in einem wahrhaft hanseatischen Ausgriff Orient und Mitteleuropa verbunden hatten, breitet sich eine begnadete Landschaft, freilich überall eine andere. In Kronstadt, das sich seit einem Jahrhundert immer mehr zum Vorort der Industrie entwickelte, drängt sich das Hochgebirge bis in die Siedlung hinein, um Mediasch herrscht die Traube, um Hermannstadt flutet ein saftes Hügelgelände, doch stets säumen Wald und An-

höhe den Horizont.

Das Vordringen der Rumänen

Schon vor Jahrhunderten begann das rumänische Volkstum, das vordem an Zahl gering gewesen war, anfangs fast unmerklich die deutschen Orte zu unterwandern. Neben den westlichen Kirchen entstanden die byzantinischen. Es gab auf dem Königsboden kaum eine Gemeinde, in der nicht auch Rumänen wohnten. Und es gab in den übrigen Gebieten unzählige Dörfer, wo Rumänen und Madjaren zusammenhausten. Die Städte aber hatten überall Teile der drei Landesvölker, obgleich bis zum ersten Weltkrieg in den deutschen der Vorrang der Sachsen aufrechterhalten werden konnte. Das Zusammenleben brachte nach Ausweitung des Bürgerrechts auf alle Bewohner, wobei die Autonomie des Königsbodens ebenso erlosch wie die Sonderrechte des Adels und der Szekler, eine nie abreißende Kette nationaler Kämpfe, die sich um den Einfluß auf die Verwaltung ~~richteten~~ abspielten, die Schulen betrafen und die Entfaltung des kulturellen Lebens der einzelnen Nationen. Erstaunlich war aber, daß trotz solchen Spannungen ein friedliches Beieinander im Alltag herrschte. seit 1867

Die fremden Machthaber des letzten Jahrhunderts, die Madjaren in Budapest und nach 1918 die Rumänen in Bukarest, behandelten Siebenbürgen häufig falsch. Eines erreichten sie nicht: die Beseitigung der eingeborenen siebenbürgischen Duldsamkeit.

Die siebenbürgische Seele

So bezeichnete man in etwas tendenziöser Weise das allen Siebenbürgern trotz ihrer nationalen und konfessionellen Verschiedenheit Gemeinsame: die große Liebe zur Heimat und die schon erwähnte eingeborene Duldsamkeit, die aus der Völkervielfalt, der alten Mittlerstellung zwischen Ost und West und aus der abendländischen Vorpostenschaft erwachsen war. Sie paarte sich mit unbedingter Treue zum eigenen Volkstum, die aber die Achtung vor anderem Volkstum mitenthielt. Siebenbürgen hatte einst als erster Staat Europas die Religionsfreiheit eingeführt. Ein solcher Geist wirkte auch im öffentlichen Leben, soweit nicht auswärtige Hetzer vorübergehende Spannungen künstlich hervorriefen. In einem Land so ungeheuerer Verschiedenheiten wäre nicht zu atmen gewesen, wenn nicht ein allgemeines Empfinden für die Sonderart des Nachbarn Härten abgeschliffen hätte. Siebenbürgen bewies, daß auf einem Raume nach Kultur, Wesen und Religion sehr unterschiedliche Völker miteinander auskommen können, wenn sie das Eigene streng hüten und das Fremde nicht antasten. Nicht auf Verfassungen und Gesetze kam es dabei an, sondern auf den Geist, und der war hier, von gelegentlichen und mit-

~~unter~~

unter heftigen Störungen abgesehen, verständnisvoll und friedfertig. Er wäre ganz Europa zu wünschen als eine Voraussetzung für dessen Neugeburt.

Die Gegenwart

Heute freilich ist diese alte Welt versunken. ~~Die Vorburg des Abendlandes~~ Siebenbürgen wurde zur Bastei des Ostens. Die deutschen Freibauern sind enteignet, die Betriebe des Bürgertums entwendet, die bolschewistische Ideologie regiert.

Zu Beginn des zweiten Weltkriegs lebte in Siebenbürgen eine Viertelmillion Sachsen, aus deren Orten in früheren Notzeiten mindestens 50.000 nach Amerika ausgewandert sind. Als der rumänische König im August 1944 zu den Sowjets überlief, treckte die gesamte deutsche Bevölkerung Nordsiebenbürgens, rund 40.000, auf Weisung der Reichsregierung nach Westen. Fast allen im Süden hausenden Landsleuten war die Flucht verwehrt, weil die Russen ihre Gebiete zu schnell überrannten; sie blieben daheim und zählen heute 170.000 Menschen. In Schlachten und russischen Verschleppungslagern erlitten 20.000 Männer und Frauen den Tod. Die Verschleppung erfaßte alle Frauen und Mädchen vom 18. bis zum 35., alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr und dauerte vom Januar 1945 für die Überlebenden fünf Jahre lang. Jene 60.000 aber, die sich im einstigen Reichsraum bergen konnten, hauptsächlich nordsiebenbürgische Flüchtlinge und abgerüstete Soldaten, wurden durch Deutschlands Aufspaltung neuerlich zersprengt. Die Mehrheit fand in der Bundesrepublik ein Dach über dem Kopf, etwa 20.000 in Österreich, wenige in der Sowjetzone und etliche Hundert durch Weiterwanderung in Übersee.

Drei Viertel dieses, gemessen ~~mit~~ an seiner geringen Anzahl ~~an~~ und seinen geschichtlichen Leistungen wohl bewunderungswertesten deutschen Stammes leben also noch in Siebenbürgen, doch so, daß jede Familie Angehörige in der Fremde hat, und in zahllosen Fällen Eltern und Kinder seit nun schon sechzehn Jahren auseinandergerissen sind, und so, daß die hergebrachten Lebensverhältnisse sich völlig dem Bolschewismus angleichen mußten. Von den reichen Einrichtungen eines großartigen Gemeinschaftswillens besteht noch die lutherische sächsische Landeskirche, deren Lehranstalten freilich - man bedenke: das vielleicht älteste Volkschulwesen der Welt und ein Halbdutzend 500 Jahre alte Gymnasien - der Staat an sich zog, sie umwandelte zu kommunistischen Unterrichtsstätten, aber wenigstens die deutsche Schulsprache duldet. ~~Seit~~ Im September 1959 ~~[illegible]~~ sind diese Schulen als Sektionen rumänischen Anstalten einverleibt worden.

Die in Westdeutschland vorwiegend in Bayern, Württemberg, Nordrhein-Westfalen und in Österreich um Linz hausenden Siebenbürger Sachsen fügten sich ihrer neuen Umwelt ein. Viele konnten sich tüchtig emporar-

beiten, wobei allerdings die Bauern fast alle ihren Beruf zu wechseln gezwungen waren. Aus Österreich, das den Vertriebenen wenig Unterstützung geboten hat, wanderten Sachsen in großen Gruppen in die Bundesrepublik und errichteten vor wenigen Jahren im Ruhrgebiet drei blühende und ~~an Zahl~~ ansehnliche Bergmannsdörfer. Die Anlage weiterer siebenbürgischer Gemeinden in Bayern und im Rheinland wird wohl bald gelingen.

Das ererbte Stammes- und Selbstbewußtsein bewährte sich auch hierzulande. Die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen ist mehr als eine Interessenvertretung. Sie wird als Ordnungsleib der Gemeinschaft empfunden. Daher konnte sie sich Einfluß über den Kreis der Landsleute hinaus verschaffen und manches Gute stiften. Erwähnt sei bloß das von ihr errichtete schöne Siebenbürger Heim am Chiemsee.

Die ernste Frage, ob die getrennten Teile des Stammes dereinst wieder zusammenfinden, bewegt alle. Eine gültige Antwort darauf ist unmöglich. Man hofft aber, daß die Zusammenführung der getrennten Familien in Deutschland mit Unterstützung der Bundesregierung allmählich verwirklicht werden kann.

Als älteste deutsche Auslandsgruppe traf die Katastrophe des zweiten Weltkriegs die Siebenbürger Sachsen besonders hart. Auf dem Weg zur europäischen Erneuerung und Vereinigung müssen auch sie die Erfüllung ihrer Sehnsucht erwarten.

ikgs

Die kulturellen Leistungen der Siebenbürger Sachsen

Von Heinrich Zillich

Tausend Kilometer nach Südosten hin entfernt vom vordersten Saum des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes, vermochten sich die Siebenbürger Sachsen als eine Insel inmitten anderer Völker über 800 Jahre zu erhalten; heute noch lebt die Masse ihres Stammes im Karpatenbogen, freilich nun enteignet, ohne die Möglichkeit, die eigenen Angelegenheiten frei und selbständig zu vertreten, hinausgestoßen aus ihrer früheren Bedeutung, seit 1945 ein Staubkorn im grauen Menschengemenge des moskowitischen Machtraumes. Sie besitzen nichts mehr als den Ruhm ihrer Geschichte.

Was sie einst bis in unsere Tage politisch geleistet, läßt sich wohl gesondert betrachten, doch wenn man daraus den Kern sucht und ihn in der einfachen Feststellung findet, daß dieser Neustamm des deutschen Volkes zur Europäisierung Südosteuropas Entscheidendes beigetragen hat und sehr lange Zeit ein Vor- und Schutzwall des Abendlandes gewesen ist, so tritt neben seine geschichtlichen Leistungen die kulturelle, zu den militärischen wiederum die kulturelle und zu den wirtschaftlichen zum drittenmal die kulturelle. Weder die Fähigkeit, praktische Aufgaben der Selbsterhaltung und der Ausweitung der Gemeinschaft zu meistern, noch Schwert noch Pflug allein vermögen ein Volk, und gar ein so kleines, das von allen Seiten bedroht wird, zu bewahren und es, wie es hier geschah, zur schöpferischen Einwirkung auf andere Völker zu kräftigen, wenn sich dazu keine kulturelle Überlegenheit und geistige Schaffenskraft fügen.

Daß die Sachsen, nach Stammesart und Herkunft im wesentlichen moselfränkisch, wie sie von Fremden oft ausgesprochen wurden, die "Grundkraft Siebenbürgens", waren, obwohl sie bloß ein Teilstück des Landes besiedelten und regierten, ist vorwiegend als ein geistiges Werk zu werten, weil sie an Zahl gegenüber den Madjaren und Rumänen, den anderen Völkern ihrer Heimat, weit zurückstanden, ist nur als eine geistige Leistung voll begreifbar.

Alles, was zu ihrem Wirken gehört, die Schaffung eines gesunden und freien Bauerntums, das den benachbarten Volkstümern echtes Bauernwesen erst sichtbar und zum nachahmenswerten Vorbild machte, die Gründung von Städten in einem Gebiet des Erdteils, wo Städte vordem fehlten, der allmähliche Zusammenschluß ihrer Orte und Kreise zu einem eigenen, selbständigen Verwaltungsgau, der sich selbst beherrschte, ferner die

Anlage von Festungen, wobei man die Dörfer keineswegs vernachlässigte, was bei Freibauern auch unmöglich gewesen wäre, ~~und sie sich befestigen ließ, indem sie die~~ ihre Kirchen ~~zu~~ in Burgen umwandelten - all dies sind neben geschichtlichen, wirtschaftlichen und militärischen zugleich Kulturtaten von Rang innerhalb einer zu ähnlicher Selbstbehauptung viele hunderte von Meilen hin gänzlich unbefähigten Umgebung.

Was da schon im Mittelalter bis zu dessen Ende, zwischen 1150 und 1500, vollbracht wurde, läßt sich in seiner Bedeutung ermessen, sobald man durchaus berechtigt sagt, diese Franken, die man Sachsen zu heißen sich angewöhnte, ~~hatte,~~ hätten gleichsam aus Deutschland eine ganze Provinz herausgehoben und nach Siebenbürgen versetzt. Hätte sich dies in einem einzigen Augenblick ereignen können, so wäre es wundersam gewesen; ~~doch~~ noch wunderbarer dünkt ~~es~~ uns, wenn es aus kleinsten Anfängen im Urwald trotz Mongolensturm, trotz unzähligen sonstigen kriegerischen Nöten und politischen Schwierigkeiten aufwuchs, eine Frucht aus der Saat des Geistes, den die Siedler mitgebracht hatten. Es war der Geist des Staufischen Reiches, aus dem sie ausgewandert waren und dessen Reichsherrlichkeit auch in ihnen fortlebte. Anders ist es kaum zu erklären, daß sie ihrer Aufgabe mit sendungshafter Kraft so ~~erstaunlich~~ vollkommen zu genügen vermochten. Unter ihrer Hand entstiegen der Erde die Gemeinden und Städte, gefüllt mit dem vielfältigen Leben, das für Deutsche wie selbstverständlich dazugehört, mit Zünften, Schulen, Rat, Bürgerschaftsvertretung, eigenen Söldnertruppen; Städte, vergleichbar den großen Reichsstädten, denn sie schlugen den Handel auf dem Landweg um vom Orient nach Deutschland.

Ihre dreihundert Dörfer verwalteten sich weithin selbst; die Bevölkerung, nicht anders als in den Städten, gliederte sich in Nachbarschaften der Erwachsenen, in Bruder- und Schwesterschaften der Jugend. In derlei Bindungen atmete die Gemeinschaft voll Gesundheit; sie wagte es hundertmal, ihre Freiheit gegenüber Feinden, sogar wider den König, zu verteidigen, notfalls auch gegen ihn mit den Waffen. Von diesem in die Wildnis versetzten deutschen Gebiet, das ~~mit~~ Äckern, Gärten und Ortschaften strotzte, ging ein geistiger Strom ~~dutzendfacher~~ Beeinflussung in der die Umländer aus. Jeder Stiefel, jede Elle Leinen, jede Silberkanne, jedes Bildwerk, die sich die Fürsten der Walachei und Moldau, sowie ihre Bojaren, oder westlich davon die madjarischen Edelleute, die Bauern, Reitknechte, Priester und Popen in den sächsischen Städten einhandelten, glich einem Sendboten der kulturellen Gesinnung und Gesittung, die unmerklich im einzelnen, doch stetig im ganzen die anrainigen Völker abendländisch prägte.

Die Reformation, die sich sofort zu den Deutschen Siebenbürgens hinüberbrückte, erfrischte und regte deren Schöpfertum an. Nun waren es die Humanisten der lutherisch gewordenen Sachsen, die sich besonders auszeichneten; sie holten aus Deutschland die Druckerkunst herein und stellten nicht nur fürs eigene Volk Bücher her, sondern auch für die Rumänen, deren Schriftsprache sie schufen, wodurch dieses Volk sich selbst zu sehen erst lernte. Ein Macchiavelli könnte den Sachsen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie mit solcher Volkserweckung zum nationalen Bewußtsein den Ast absägten, auf dem sie saßen.

Zu jener Zeit empfing das siebenbürgisch-deutsche Schulwesen seine entscheidende Erneuerung, seinen vierhundert Jahre überdauernden Aufbau. Die schon früher vorhanden gewesenen Stadtschulen brachte der Reformator Honterus durch seine Vorschriften auf einen höheren Stand. Die heute fünfhundertjährigen deutschen Gymnasien Siebenbürgens, die wichtigsten Anstalten des Stammes, wurden später von den Rumänen nachgeahmt; diese Gymnasien entwickelten eine formende Macht, die so groß war, daß sie bis zur Gegenwart in allen Zöglingen nachwirkt, die sie einmal verspürt haben. Daß die Sachsen überdies zu den allerersten zählen, die auf ihrem Hoheitsgebiet ein allgemeines, jedes Dorf einbeziehendes Volksschulwesen errichteten, 150 Jahre früher als England und die meisten großen Länder Europas, sei hier ebenso vermerkt wie die Tatsache, daß sie auch bald darnach den Schulzwang verkündeten. Es waren Leistungen, die man erst dann voll einzuschätzen vermag, wenn man berücksichtigt, daß damals die Sachsen sich der Türken in einer ungleich gefährlicheren Lage zu erwehren hatten als die fern im Westen liegen deutschen Binnengebiete.

Bedeutsamer noch scheint uns der Geist, der von den Schulen ausging, besonders von den Gymnasien, bei Betrachtung seiner Einwirkung auf die Schaffung einer führenden Elite. Die obersten Klassen der Gymnasien bildeten den Coetus, einen in mancher Hinsicht selbständigen Schülerverband, der in der gesamten Bevölkerung Ansehen genoß, einst auch zu Diensten an der Gemeinschaft, wie etwa bei Begräbnissen als Gesangs- und Geleitgruppe, verpflichtet war. In den Coeten, so sehr sie sich im Laufe der Jahrhunderte auch wandelten, bis sie zuletzt entschiedene Einflüsse der deutschen Burschenschaft gern aufnahmen, blieb eines beständig: sie erzogen die Führerschicht, ob diese darnach studierte, was die meisten Coetisten taten, oder nicht.

Wer Coetist war, erfuhr eine unverwischbare Prägung; er gehörte zur Herrenkaste der Siebenbürger Sachsen, die sich indessen vom Volk in keiner Weise schroff abriegelte, doch dessen Wege allein bestimmte, wobei - da der Aufbau des Stammes und seiner Gebietsherrschaft durchaus demokratisch, ja die erste demokratische Landesverwaltung in Europa überhaupt war - auch ein tüchtiger Handwerker oder Bauer

in diese maßgebende Schicht aufgenommen werden konnte. Die Ehrauffassung des Coetus setzte das Maß dafür, wie man sich trug und betrug, was für anständig galt, was für schändlich, was Ziel und Richtung zu sein hatte, was man tat und was zu tun gänzlich unmöglich war und einer Selbstverfemung gleichgekommen wäre; auf dieser ethischen Grundlage lehrte er auch politisch zu denken, zu handeln und zu regieren.

Kein Kulturvolk vermag ohne eine führende Klasse zu bestehen. In den meisten Staaten stellte der Adel sie. Die Siebenbürger Sachsen hatte Ansätze zur Entstehung einer eigenen Aristokratie schon vor der Reformation beseitigt und sich eine restlos demokratische Republik geschaffen, an der sie festhielten, gleichgültig, ob sie als autonomes Gebilde zum übertrieben feudal aufgebauten Königreich Ungarn gehörten oder zum Fürstentum Siebenbürgen, dessen Herrscher später der Deutsche Kaiser wurde, oder ob sie darnach ein Bestandteil des Kaisertums Österreich waren. In den Coeten, die das Volk achtete und liebte, erzog sich durch Jahrhunderte die zukünftige Führerschicht, und niemand, der zu ihr zählte, lehnte einen Coetusbruder ab, weil dessen Eltern kleine Leute, arme Handwerker oder Zwergbauern waren. Die vom Coetus bestimmte Haltung, in der bei aller demokratischen Selbstverständlichkeit eine Gesinnung mitwirkte, die man nur adlig nennen darf - "sunt quasi nobili", sie sind wie Edelleute, sagte man früher von den Sachsen - ließ sich nie beirren. Als Ungarn die uralte Republik, den "Königsboden" der Sachsen 1867 beseitigte, entfloß dieser Haltung die Kraft, fortan ohne staatsrechtlich verbürgte Selbstverwaltung die Gemeinschaft zusammenzuhalten. Man ersetzte die geraubte "Staatlichkeit" durch politische Vereinigungen und übertrug der eigenen Landeskirche nationale Aufgaben, die ihre Pfarrer, die allesamt Coetisten gewesen waren, ohne Zögern auf sich nahmen.

In der zur Politik und zu ehrenhafter Selbstbewahrung befähigten Führerschicht voll Pflichtbewußtsein und Volksliebe liegt das Geheimnis, weswegen dieser fast kleinste deutsche Stamm, unsäglich bedroht, nicht bloß so lange zu bestehen vermochte, sondern als ein sich überlegen fühlendes, bis zum Kleinbauern diszipliniert mitwirkendes Gebilde, als ein Leib, dessen Glieder sinnvoll, auch ohne Anweisung, dem Gesamtnutzen dienten, Geschichte zu machen verstand und Kultur ausstrahlte bis zum Jahre 1945, als mit den Russen die Unfreiheit kam.

Abgesehen von den Schulen, Verbänden, dem Stil ihrer Lebensführung, lassen sich unter den Sachsen noch manche Zeugnisse ihrer kulturschaffenden Art finden: die großen gotischen Kirchen, die wohlgebau-

ten Bürger- und Bauernhäuser und deren Einrichtung, Burgen, Lust an der Pflege der Musik, Geselligkeit, Freude an den Wissenschaften, am Wandern und Leibesübungen, was wieder eine Unzahl von Vereinen, dazu Museen, Arbeitszirkel und jene vielfältige Fülle des kultivierten Daseins schuf, die man bei ihnen gewahrte und die in solcher Weise bei den Nachbarvölkern schon des halb fehlte, weil diese zwar ein breites Bauerntum, doch kein wirklich in allen Ständen, Berufen und Gliederungen ausgezweigtes Bürgertum hatten. Man hört nicht selten, die Sachsen seien ein Bauernvolk. Dabei deutete man darauf, daß etwa drei Viertel des Stammes der Landwirtschaft oblag, man konnte darauf hinzeigen, daß die bäuerliche Volkskultur ungewöhnlich, die volkskünstlerischen Erzeugnisse, Stickerei, Töpferei, Tischlerei, ganz erstaunlich gut waren, und überall das Märchen, die Sage, das Volkslied gediehen; dennoch führten die Städte, freilich solcherart, daß Bauern und Städter sich voneinander nicht scharf abtrennten. Die Jugend, darunter sehr viele Bauernsöhne, besuchten, wenn sie, was wieder in hohem Ausmaß erfolgte, studierte, binnendeutsche Universitäten; die handwerkliche Jugend wanderte, früher nach Deutschland, später machte sie im Reich Lehrkurse und Schulen mit; und kehrte sie heim, so befruchtete sie Stadt und Land, und zugleich mittelbar auch die nebenansitzenden Völker mit neuen Gedanken und Fähigkeiten.

Wie die Gleichberechtigung aller Sachsen das Gesetz war, nach dem sich die Gemeinschaft ordnen mußte, ein Gesetz, daß den gelegentlichen Übermut der Reichen, der vornehmen Geschlechter, der Amtleute immer wieder, bändigte, so ging ein Geist der Duldsamkeit von dieser deutschen Insel inmitten der Feudalität, des Bojaren-, des Magnatentums, der islamischen Sultansallmacht und der mit all diesen Mächten verbundenen Hörigkeit der Volksmassen, soweit sie nicht deutsch waren, aus. Das darf nicht so verstanden werden, als hätten die Sachsen ihre Rechte und ihren Selbständigkeitsraum nicht bedingungslos verteidigt, als wären sie gegen Widersacher, sofern kluge Zurückhaltung nicht ratsam schien, gnädig gewesen; oh nein, sie konnten überaus hart zupacken. In geistlichen Dingen aber waren sie duldsam, und sie achteten jedermanns Volkstum. Man kennt keinen Fall, in dem sie versucht hätten, einen Rumänen oder Madjaren zu germanisieren.

Siebenbürgen machte die Glaubensfreiheit schon im 16.Jahrhundert zum Landesgesetz. Damit hatten die Sachsen die Möglichkeit, ihrer lutherischen Kirche eine Verfassung zu geben, die sie zu einer Volkskirche formte. Jeder Sachse empfand bis zur Gegenwart diese Kirche als sein reineres Vaterhaus, sowie auch jeder seinen Volksstamm

als die natürliche Gemeinschaft empfand, in der man sich wohl und stolz fühlen konnte, der man treu blieb und die zu verraten ein unsühnbares und kaum je begangenes Verbrechen galt. Diese Empfindungen und Anschauungen übertrugen sich weithin auch auf die Einstellung zum gesamten deutschen Volk.

Nicht ohne erhebliche Mitwirkung der Sachsen bildete sich in Siebenbürgen, unbeschadet der ständischen Unterschiede, die bis 1848 in Geltung blieben, was die Rumänen besonders sehr lange benachteiligte, eine Weisheit des Zusammenlebens aus, die jedermann in seiner Art gelten ließ. Zwar gelang es ihr nicht, gewisse madjarische, später auch rumänische Politiker zu bändigen; sie vereitelte gelegentliche heftige Spannungen zwischen den Völkern keineswegs, doch diente sie der Besänftigung solcher Zwiste.

Siebenbürgen als Lebensgebiet dreier Völker wäre eine Hölle gewesen, wenn mit wachsender Bevölkerung die Tuchfühlung zu eng geworden wäre. Die Völker lebten daher - ebenfalls eine Weisheit des duldsamen Bestehenlassens des anderen - wohl miteinander, aber mehr noch nebeneinander, wobei das Gemeinsame dennoch berücksichtigt wurde. Hierin bewährten sich vor allem die Sachsen, als kulturelle Wegweiser, die lange Zeit außerdem militärische Vorposten Europas an dessen gefährlichster Flanke, an der südöstlichen, gewesen sind, dazu jederzeit wirtschaftliche Mittler zwischen Morgen- und Abendland. Man kann all dies nur sein, wenn man Abstand zu wahren weiß; und auch diese Kunst fand bei den Nachbarvölkern Nachahmer. Es war eine siebürgische Tugend, sich nicht mit jedermann gemein zu machen.

Wer aus Mitteleuropa zu den Sachsen reiste, fuhr durch die schier endlose Weite der ungarischen Tiefebene, sah dort Ziehbrunnen, Herden, mitunter ein großes Dorf mit völlig gleichgebauten Häusern, breiten staubigen Straßen; nichts trug den Stempel der geschichtlichen Existenz. Durchquerte man die westlichen Ranggebirge Siebenbürgens, verlor sich das Bild der Einförmigkeit, weil die Landschaft so schön wurde; die rumänischen Bauern, die man erblickte, schienen freilich nach Tracht und Behausung in der Völkerwanderungszeit zu verharren. Größere Ortschaften hatten weder Gesicht noch Reiz. Erst Klausenburg, die einst deutsche, nun madjarisierte und rumänisierte Stadt, und dann beim Weiterfahren der eigentliche sächsischen Lebensraum, die aus Deutschland hergezauberte Provinz, boten die Verkörperung eines kulturellen, geschichtsgeprägten, in sich ruhenden und selbstbewußten Geweses; das zeigte sich in der Form der Häuser, der Eigenart der Städte, die jede für sich ein besonders Antlitz hob, das sich sogar in den Geräten.

Was sich in ungarischen Orten gewahren ließ, was rumänische Dörfer und Marktflecken beinhalteten - es war nicht bloß einfacher, sondern

unbedeutender; es war, unbeschadet des hübschen Beisatzes ländlicher Kunstfertigkeit, der Krüge, Trachten, Stickereien, im Sinne eines bewußten Kulturgesites arm, obschon man spürte, daß aus diesem noch stummen Volkstum die schönsten Früchte erst später erwachsen werden.

Bei den Sachsen aber hatte Giebel und Turm, Gotteshaus und Profanbau wohl die Merkmale des Sächsischen, des Stils, der sich in der Haltung der Gemeinschaft ergab; doch alles war zugleich ein besonderes Stück im Rahmen des Stilechten und jedes zeigte weiterhin die Anzeichen der großen europäischen Lebensstile, vornehmlich der Gotik und dann der ihr nachfolgenden Kulturepochen. Das Siebenbürgisch-Sächsische war im Zusammenhang mit dem Abendländischen geblieben. Dabei lebte immer noch, aus dem Staufischen her, die Würde, ja sogar das Fürstliche jener weit, unendlich weit zurückliegenden Zeit, als die Ahnen Deutschland verlassen hatten; Würde, ja Fürstlichkeit sah man bei jedem dörflichen Kirchgang. Nicht nur die Tracht der Frauen und Mädchen, auf der Brust die altgermanische Fibel, die goldfarbene Sonnenscheibe, glänzte, hatte viele sehr alte Bestandteile, die schlechthin hochadlig anmuteten; auch wie sie diese Tracht zu tragen wußten, bewies den adligen Sinn.

Kultur äußert sich in einer bestimmten Art von Leistungen; es muß ihnen übers Praktische hinaus Ehre anhaften, eine Idee, von Hingabe ans Große, Überpersönliche, abzuspüren sein. Kultur spiegelt sich in allen Gegenständen wieder; und Kultur ist vor allem Haltung, bestimmt durch Pflicht- und Rechtsgefühl, von der Fähigkeit, die eigene Person der Gemeinschaft wegen zurückzustellen; Kultur ist ferner jene Haltung, die Maß ins Leben bringt und ins gebändigte Alltägliche einen Abglanz des Ewigen hineinzuziehen bemüht ist, sei es in der Kunst, in der Liebe zum Schönen.

All diese Merkmale der Kultur - es ließen sich noch andere nennen - waren bei den Sachsen im Vergleich mit ihrer Umgebung in beinahe überwältigender Fülle vorhanden, und dem Vergleich mit westeuropäischen Gebieten mußten sie nicht scheuen, wenn man Zivilisation nicht mit Kultur verwechselt.

Es wird niemanden wundern, daß sie immer Feinde hatten, während sie niemandes Feind sein wollten, wobei ihre Klugheit und die Rücksicht auf ihre geringe Menge mitsprach. Sie hatten auch immer Freunde, leider zu wenige in Deutschland, wo man sie oft vergaß. Wundern darf uns nicht, daß die von ihnen unermeßlich beschenkten Völker, Madjaren und Rumänen, seitdem Zahl mehr Gewicht hat als Rang, also seit der Zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, stets darnach strebten, die Position der Sachsen einzuengen. Gut deutsch heißt das: sie zu berauben. Er ist dabei der treibende Stachel des Neides unverkennbar.

Was man selbst nicht friedlich zu schaffen vermag, sucht man sich gewaltsam anzueignen, und nennt das dann „Herstellung der nationalen Gerechtigkeit"; es ist nichts als Raubgier, Chauvinismus und die groteske Verblendung, es handle sich nur um Äußerlichen, um Häuser, Vermögenswerte, Grund. Es handelt sich um Geist, den man nicht rauben kann, um ihn zu besitzen.

Als die Russen am 23. August 1944, vom rumänischen König in unfaßbarer Blindheit, die ihm den Thron kostete, ins Land hereingerufen wurden, womit er zwanzig deutsche Divisionen, die ihn und seinen Staat vor den sowjetischen Angreifern beschützt hatten, dem Kreml auslieferte, da ließ sich der von den Chauvinisten schon lange erträumte Raub vollenden. Was die Sachsen seit der Mitte des 12. Jahrhunderts besaßen, und ihren Grund, und was sie seither darauf an Arbeitsstätten errichtet hatten, Höfe, Betriebe, Werkstätten, Fabriken, entriß man ihnen; nur die städtischen Häuser behielten sie zum Teil, doch ihre Rechte waren nun alle dahin; dahin ihre Verbände, Museen, samt die Schätzen ihrer Einwirkung, ihre Presse, sind entzogen.

Sie waren die Vertreter der Freiheit, Duldung, Leistung, des kulturellen Schöpfertums, was auch die Türken an ihnen bewundert hatten. Der mit dem Chauvinismus verbrüderte Kommunismus beendete das selbständige siebenbürgisch-sächsische Kulturschaffen, das nur in Freiheit zu gedeihen vermochte. Was übrig geblieben ist, bei den in Siebenbürgen noch lebenden Deutschen ist Berufstüchtigkeit, Fachwissen, kleine Reste volkstümlicher Besonderheiten, Stummheit, Armut, Angst, Leiden und Sehnsucht.

Die Siebenbürger Sachsen aber, die nach Deutschland und Österreich wandern konnten, haben die Aufgabe und den Willen, vom kulturellen Erbe ihrer großen Geschichte so viel als möglich lebendig zu erhalten.

ikgs

Vom Wesen der

Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen

Von Heinrich Zillich

Im Jahre 1899 besuchte Harnack die Deutschen Siebenbürgens; tief beeindruckt äußerte er nachher, bei ihnen sei die Verbindung zwischen Deutschheit und lutherischem Glauben so eng, daß "sie selbst nicht wissen, wo das eine anfängt und das andere aufhört".

Diese etwas überspitzte Bemerkung legt den Kern eines einzigartigen Gemeinschaftsgefühls bloß. Nirgendwo im deutschen Volk beseelte sich das Leben jedes Einzelnen, ja selbst der Kinder, so unmittelbar, natürlich und unverkrampft aus dem wachen Bewußtsein für die eigene Geschichte, die gemeinsamen Aufgaben, Rechte und Pflichten wie bei diesem kleinen Neustamm; hier war das Volkswesen so einheitlich, selbstsicher, diszipliniert und zugleich freiheitsdurstig, daß es auch die Kirche durchdrang und sich, umgekehrt, von ihr völlig durchdringen ließ, denn sie wurde nicht als Behörde empfunden, sondern schlechthin als Sache des Volkes, dem sie um Gotteswillen diente.

Sachsen nennt man irrtümlich die wohl zumeist aus Moselfranken Eingewanderten, die sich um 1150 nach einem Vertrag zwischen dem Reich und Ungarn in öden Gebieten am Karpatenwall ansiedelten. Sie gründeten die ersten Städte des Südostens, gaben Siebenbürgen das kulturelle Gesicht, erzogen durch ihr vorgelebtes Beispiel die benachbarten Völker und halfen mit, sie der abendländischen Welt einzuschmelzen. Als vorderstes "Bollwerk der Christenheit", wie ein Papst die Sachsen lobte, überdauerten sie den Mongolensturm und dreihundert Jahre türkischer Vorstöße, schlugen den Handel zwischen Orient und Westeuropa um und deckten mit ihren Gewerbeerzeugnissen den Bedarf der umliegenden Länder.

Diese großartigen Leistungen eines Stammes, der nie mehr als eine Viertelmillion Menschen zählte, wuchsen im Schutz ihres Freitums, der ersten demokratisch geordneten Republik Europas, die sich bis 1867 erhielt, Hörigkeit nicht kannte, feudale Vorrechte nicht duldete, doch jedem Bauer und Bürger gleiche Rechte gewährte, so daß, wie alte Chroniken schon melden, adliges Betragen allen zur Tugend wurde. Im Inneren regierte sich das Freitum des "Königsbodens" unabhängig, gleichviel, ob der ungarische König, zeitweilig der Sultan und daraufhin der Kaiser als Oberherr auftrat. Die Amtleute, einschließlich des "Sachsengrafen", wurden gewählt. Durch zahllose Festungen und durch eine überragende wirtschaftliche und kulturelle Stellung gesichert, fiel die "Universitas Saxonum" zuweilen sogar im Spiel der Großmächte

ins Gewicht.

Eine solche Gemeinschaft formt ihre Glieder. Die siebenbürger Sachsen sind rechtsbewußt, zäh, fleißig, in öffentlichen Dingen hellhörig, unbedingt volkstreu. Niemand zögerte, dem gemeinen Nutzen den eigenen Vorteil unterzuordnen. Anders hätte sich dieses Häuflein nicht erhalten können. Ungewöhnlichem politischem Instinkt paarte sich das Sendungsgefühl, als Vorposten des Abendlandes unbeirrbar stehen zu müssen. Bar jeder knechtischen Beflissenheit vor Fremden, wie sie bei Deutschen sonst in Zeiten der Unfreiheit häufig sichtbar wird, hatte ihre Deutschheit europäische Blickweite und darum Verständnis für andere Völker. Rumänen und Madjaren lebten auf dem "Königsboden" freier als sonstwo unter eigenen Herren.

Als die deutschen Einwanderer in Siebenbürgen Fuß faßten, dehnte sich die katholische Bistumsordnung auf sie aus, doch wählten sie auf Grund verbriefter Rechte von Anbeginn die Pfarrer selbst; dies änderte sich bis zur Gegenwart nicht. Bald setzten sie ein sächsisches Generaldechanat durch. Doch erst die Reformation gab ihnen die auch politisch gern wahrgenommene Gelegenheit, ihre Kirche so unabhängig zu machen wie ihre weltliche Selbstverwaltung, wobei nicht, wie in Deutschland, ein Landesherr zum kirchlichen Oberhaupt aufstieg, sondern das Volk mittels seiner Körperschaften den Bischof bestellte. Das sich damals bildende Fürstentum Siebenbürgen, ein vom ungarischen Adel, von den Sachsen und dem madjarischen Szeklerstamm gleicherweise getragener Ständestaat, den drei Völker verschiedener Rechte und Glaubensbekenntnisse bewohnten, erhob schon 1557 die Religionsfreiheit zum Gesetz. Die lutherisch-deutsche Kirche hatte also gewissermaßen das Volk zum Patron, und die Geistlichen, deren Amt vom Vertrauen der Gemeinde verliehen wurde, entwickelten sich, unbeschadet der Seelsorge, ganz natürlich zum Wortführer in vielen allgemeinen Angelegenheiten. Ihrer Wahl gingen oft leidenschaftliche Auseinandersetzungen voraus. Jede Gemeinde wollte einen möglichst tüchtigen Pfarrer haben, in dem sie sich wirklich vertreten fühlte. Einmal gewählt, verlieh ihm sein weitgespanntes Amt, aus dem ihn bei Tauglichkeit niemand versetzen konnte, einen herrenhaften Rang, der freilich an die Mitarbeit der Laien gebunden und von ihr beschränkt blieb.

Als der madjarische Chauvinismus das politische Freitum der Universitas Saxonum nach 7oo-jährigem Bestehen auflöste, die staatliche Ständeschaft erlosch, übertrugen sich mit verblüffender Selbstverständlichkeit auf den Bischof die höchsten Vollmachten des Stammes. Das geschah nicht rechtens. Es war ein Vorgang der inneren Entscheidung. Fortan galt der Bischof als Oberhaupt der Siebenbürger Sachsen, die Kirche als wichtigste Volksordnung. Schon vorher waren weltliche und geistliche

Gemeinschaft nie scharf getrennt worden. Inmitten eines Meers anderer Völker und Religionen hatten die Sachsen gelernt, sich ohne fremde Hilfe zu behaupten, sich die dafür nötigen Körperschaften zu schaffen und sie ineinander zu verklammern. Nun wurde die Kirche als ein Ersatz der entwendeten Staatlichkeit betrachtet. Daß dabei ihr verkündendes Amt ins Hintertreffen geraten konnte, ist unleugbar und manchmal beobachtet worden, doch jene gewohnte enge Vermählung zwischen ihr und dem Volk galt für beide Seiten, sowohl für die Kirche, die Volksfragen als einen Auftrag empfand, sich ihrer anzunehmen, wie für das Volk, sich der Kirche einzugliedern. Die wirklich lebendige Gemeinde und die wirklich lebende Kirche überdeckten sich. Hier kam es mehr auf betätigte Nächstenliebe, also auf Christlichkeit an, als auf Lehre und Dogmen.

Schriftgelehrten mag diese Volkskirche mitunter ärgerlich erschienen sein, weil da die Theologie nicht als das wichtigste angesehen wurde. Vielleicht haben aber solche Kritiker eine falsche Auffassung vom Sinn der Kirche. In allen sogenannt christlichen Ländern breiteten sich seit zwei Jahrhunderten materialistische Anschauungen aus, die gewachsene Ordnung zerbröckelte, die Vermassung der Menschen nahm zu. Bei den Deutschen Siebenbürgens dauerte die gesunde Gliederung der Gemeinschaft über den Untergang Österreich-Ungarns und auch unter rumänischer Herrschaft bis zum sowjetischen Sieg fort, obgleich Bauern und Bürger mit besonderer Energie und rascher als die Nachbarvölker die Technik ins Wirtschaften einführten. Dennoch fehlten unter ihnen Kommunisten und Sozialisten vollständig; denn wo die Kirche bis ins letzte Haus hinein, und sei es nur mit ihrer vom Volk als eigen empfundenen Organisation wirkt und die Kluft zwischen der Verkündigung und der Art, wie sich die Geistlichen selbst daran halten, nicht zu groß aufspringt, weil alles noch wirklich Leben ist, bietet sich sogar im Schatten der Fabriken und beim Lärm der Traktoren kein Platz für marxistische Gedanken. Einer Kirche freilich, die nur predigt, bekennt und lehrt, die weltlichen Anliegen ihrer Gläubigen aber nicht mitempfindet und zu verstehen bemüht ist, fehlt diese volksnährende und vom Volk zurückempfangene Kraft.

Die siebenbürgisch-deutsche Lutherkirche war für ihre Mitglieder eine heilige, heimatliche, warme und gültige Hülle des Daseins, weil die Pfarrer das Wohl der Gemeinden mit Hingabe förderten. Wer es nicht getan hätte, wäre als Pharisäer verachtet worden. Man liebte bigotte Leute nicht, man belächelte sie; dennoch bewegten sich, trotz einer gewissen Skepsis gegenüber betonter Frömmigkeit, alle Siebenbürger

Sachsen, selbst die Ungläubigen, im Rahmen ihrer Kirche so unmittelbar und selbstverständlich, berührt von jedem kirchlichen Ereignis, wie dies in Deutschland überhaupt nicht begriffen werden kann. Nicht auf Worte und Gebetsgesten kam es an, sondern auf die tiefe Verbundenheit mit der Gemeinde, auf das Mitleben.

Man verlangte, daß sich die Kirche um jeden von der Wiege bis zum Grab kümmerte, besonders wenn er in Not war. Weder Laie noch Pfarrer verweigerte sich dabei. Kirchensteuern in sonst unerreichbarer Höhe wurden freiwillig aufgebracht und ermöglichten ein vorzügliches Schulwesen, das schon im 15. Jahrhundert, beispiellos für Europa, allen Dörfern einen Lehrer stellte. Mit Blumen in der Hand gingen die Bäuerinnen in den Gottesdienst. Voll Freude strömte man zu den Festen heran. Man fühlte sich in der Kirche zuhause, trug sich frei, ohne Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und die dabei geltende Sitte, die unbedingt Beachtung forderte, hatte die hohe Würde, die nur dort zu finden ist, wo niemand gegen sie verstößt oder das Recht der Bräuche bezweifelt. Bei besonderen Anlässen wurde den Pfarrern ein traditionelles Gepränge zugebilligt, so zum Beispiel dem Bischof sechs, dem Dorfgeistlichen vier Pferde vor der Kutsche.

Als Symbol eines so einheitlichen Gefüges wären die Kirchenburgen zu nennen, in denen man sich einst der Türkennot erwehrte. Wie das Gotteshaus als Festung gedient hatte, so umfaßten verschiedene Verbände die Gemeinschaft im Inneren. In Bruder- und Schwesternschaften scharte sich die Jugend unter selbstgewählten Führern, beaufsichtigt vom Pfarrer; die Erwachsenen aber umschloß die Nachbarschaft von Haus zu Haus, so daß ausnahmslos alle, irgendwo eingereiht, zum Ganzen hingelenkt waren. Die Nachbarschaft nahm Anteil bei den Taufen, feierte die Hochzeiten gemeinsam, trug die Toten zur letzten Ruhe; sie half, wo es nottat, sie glich Spannungen aus und pflegte die Geselligkeit. Die Rolle der Geistlichen ergab sich von selbst als anweisend und leitend. Dafür arbeiteten in der Kirchenverwaltung Laien entscheidend mit. Andererseits fehlte in den Vorständen weltlicher Körperschaften oder der Vereine und ländlicher Genossenschaften fast nie ein dafür geeigneter Pfarrer.

Geistliche, von denen so viel verlangt wurde, mußten weltoffen und selbstsicher sein, streng im Wesentlichen, heiter dem Belanglosen gegenüber. Ach, wie konnten sie über ihren Stand mit witzigen Anekdoten spötteln, ohne sich im mindesten etwas zu vergeben! Schon vor der Reformation erhielt keiner ein Amt, dem ein abgeschlossenes Studium an einer europäischen, zumeist deutschen Universität fehlte. Doch damit war es nicht getan. Nur wer mehrere Jahre lang an einem heimi-

schen Gymnasium unterrichtet hatte, durfte in eine freigewordene Pfarre gewählt werden. Auf solche Art flossen ~~vorwiegend~~ auch über die Pastoren die kulturellen Ströme des Reichs nach Siebenbürgen und stärkten dessen abendländische Bindung. Sächsische Pfarrer brachten den Humanismus in den Südosten und schufen in protestantischem Bekehrungseifer den Rumänen deren Schriftsprache, verfaßten und druckten die ersten rumänischen Bücher und gaben damit den Anstoß zum nationalen Erwachen dieses Volkes. Viel früher aber hatten sie die berühmten höheren deutschen Stadtschulen Siebenbürgens errichtet, die sie im 16. Jahrhundert lutherisch erneuerten, ständig den binnendeutschen Errungenschaften anglichen und bis zur Gegenwart betreuten. Auch die "tugendsame Frau Mutter", die Pfarrerin, konnte sich dem Dienst an der Allgemeinheit nicht entziehen. Ihr fiel der Vorsitz in den dörflichen Frauenvereinen zu; wehe ihr, wenn sie versagte oder dem sittlichen Vorbild, das man in ihr suchte, nicht entsprach. So stand das ganze Pfarrhaus gleichsam als Verkörperung der guten Kräfte der Gemeinde in einer Volks- und Kirchenpflicht, die sich vom eigentlich Priesterlichen auf die verzweigtesten Felder des Alltags erstreckte und möglichst noch die geistigen und wissenschaftlichen Bereiche umgriff. Daher wundert es nicht, daß Pfarrer die deutsche Volkskunde und Geschichte Siebenbürgens schrieben, die Märchen und Sagen sammelten, zu Zeiten die politischen Geschicke nicht bloß beeinflußten, sondern sogar leiteten.

Am Saum des Abendlandes hätte der Stamm der Siebenbürger zum Segen anderer Völker und des Erdteils nicht 800 Jahre bestehen können ohne die Gnade, die auf seiner Kirche lag.

Sonderdruck aus „Südostdeutsche Heimatblätter" Heft 3/2

Die siebenbürgisch-sächsische Volkstracht

Von Heinrich Zillich, Starnberg

Die berühmte Volkstracht der Siebenbürger Sachsen in allen Einzelheiten kennenzulernen, würde ein monatelanges Studium erfordern. Obgleich ein einheitlicher Stilwille und die sehr ausgeprägte Gemeinschaftsseele dieses Volksstammes sie zum eigenen Abbild formte, hat sie tausend Spielarten und zeigt sich von Dorf zu Dorf anders. Überdies läßt sie wie jede echte Tracht Stand und Alter ihrer Träger mehr als deren Reichtum oder Armut sichtbar werden. Dem Greise legt sie ganz bestimmte Farben und Kleidungsstücke auf, ebenso dem Kind, dem Jüngling und Mann. Beim weiblichen Geschlecht unterscheidet sie noch bereitwilliger zwischen unflüggen und heiratsfähigen Mädchen, jungen und älteren Frauen oder der Matrone. Doch erschöpft sich damit ihre Mannigfaltigkeit keineswegs, denn Alltags-, Fest- und Kirchentracht gehorchen gesonderten Gesetzen. Durch feierliche Zutaten bevorzugt sie jeden, der einen Schicksals- und Ehrentag begeht, vor allem Brautleute und Hochzeiter, und daß sie bei Begräbnissen strenge Vorschriften einhält, braucht nicht betont zu werden. Diese zahllosen Abwandlungen treten örtlich in jeweils ganz bestimmten, von allen übrigen Gemeinden etwas verschiedenen Fassungen auf, so daß sich deren Menge noch ungemein steigert. Auch Winter oder Sommer verändern die Kleidung. Wer diese vielverzweigte Fülle säuberlich aufzeichnen wollte, müßte ein Buch, dick wie die Bibel, schreiben, und er hätte nachher doch manches übersehen.

Die Siebenbürger Sachsen, niemals mehr als eine Viertelmillion Menschen, führen ihren Namen zu Unrecht, denn sie kamen vorwiegend von der Mosel, aber auch aus anderen Gegenden des Reiches, nach Ungarn gerufen, vor achthundert Jahren an den Saum des Abendlandes, versteht sich: mit verbrieften Freiheiten und der Vollmacht, das ihnen übereignete Land als nur von der Krone abhängige Herren aufzubauen und zu regieren, was sie denn auch bis ins 19. Jahrhundert im Freitum des „Königsbodens" getan haben. Die an Zahl so geringe Gemeinschaft, nicht größer als die Bevölkerung einer Berliner Vorstadt, entwickelte sich zu einem eigenwertigen Neustamm des deutschen Volkes unter der Wucht geschichtlicher Aufgaben. Diese gipfelten darin, die westliche Kultur im Südosten samt allen Gewerbe- und Handelszweigen auszubreiten, Städte, viele Dörfer und Schulen zu gründen und überdies den Erdteil an einer seiner gefährlichsten Grenzen zu schützen durch Anlage bewehrter Orte, befestigter Kirchen und Burgen, sowie durch eine kluge Politik, die ihre Fäden bis zum Deutschen Kaiser, im Osten aber zu den Donaufürsten, nach Polen und Konstantinopel spann. Ihre bedeutsamen Pflichten nahm diese Bürger- und Bauernrepublik, die dem Geist nach durchaus adlige, älteste demokratische Gebietsherrschaft Europas, unter ständigen Schwierigkeiten und Schicksalsschlägen, oft vom Untergang bedroht, mit ungewöhnlichem Erfolg wahr. Diese großen Leistungen formten die Menschen, von denen sie vollbracht wurden, und weckten ein kräftiges Stammesbewußtsein, das jedermann band, Verrat nicht kannte, politischen Instinkt vererbte, Zähigkeit, Fleiß und Überlegenheit zur allgemeinen Tugend machte. Im Innern bildeten sich alle Stände eines zwar kleinen, doch weitwirkenden, sogar in weltgeschichtliche Zusammenhänge eingreifenden Volkes aus. Da gab es ein breites Bauerntum, in den Städten jegliches Handwerk und Kaufleute, die ihre Waren nach Danzig, Nürnberg und Kleinasien umschlugen, Humanisten, Rechtsgelehrte, mit einem Wort alle Berufe, nur eine Schicht fehlte: das Proletariat.

Der Wandel der Zeiten verschob manches und glich es neuen Erfordernissen an. Aus Handwerkern wurden Fabrikanten, die riesigen Stadtmauern fielen, doch nicht die Gesinnung, die einst Mongolen- und Türkenstürme überwunden hatte. Vor neun Jahren

blühte der Stamm noch wie in seiner Vergangenheit, bis im August 1944 die Russen jäh durch die Pässe brachen und die gegliederte, reiche und heitere Welt, dieses wie im Brennspiegel zusammengezogene Gemälde abendländischer Vielfalt, ins öde Grau des Ostens hinabzerrten. Wir sprechen hier vom Schönen, das einst gewesen ist, aber wir entsinnen uns seiner Fülle nicht ohne Fug, denn — es sei wiederholt — vor neun Jahren war es noch pralles Leben, jedem Besucher ein Wunder, allen Deutschen ein Anlaß zum Stolz. Und die Tracht, die unzählige Lobpreiser anlockte, mußte als Bekenntnis zum eigenen Volkstum aufgefaßt werden und als sichtbarer Niederschlag einer Bewährung voll Leistungen, die ihresgleichen suchen und, leider wenig beachtet, die Geschicke aller Europäer mitbeeinflußt haben.

Zwar liegen im deutschen Binnenland von den Vogesen bis zu den Karawanken Landschaften genug, wo Volkstrachten lebendig sind und nicht bloß in der Weise angezogen werden, wie Großstädterinnen das Dirndlkleid überstreifen, aber man wird schwerlich selbst dort, wo die Trachten noch Werk- und Festkleid sind, jene einzigartige Erscheinung fürstlicher Haltung im bäuerlichen Rahmen entdecken, wie sie in Siebenbürgen allgemein war. Nur hier funkelten am Gewand der Frauen germanische Schmuckstücke, wie die Brustfibel, eine goldfarbige, mit Halbedelsteinen besäte metallene Scheibe, Sinnzeichen der Sonne, oder die ebenfalls mit Steinen besetzten, golden glänzenden Metallgürtel, die sich beide außer in der südlichen ostdeutschen Siedlungsprovinz, eben in Siebenbürgen, noch im höchsten Norden, in Island, erhalten haben.

Tracht ist erstarrte Mode, mit dem besonderen Merkmal, daß sie von den höheren Ständen in die Volksmassen herabsank und dort Dauer empfing. Was das Volk sich indessen aus modischen Vorbildern auswählt und wie es Hergebrachtes mit Neuem vereint, unterliegt einer Entscheidung, die von tieferen Empfindungen angeleitet wird als vom vergänglichen Wohlgefallen oder von weiblicher Putzsucht. Die Siebenbürger, besonders die Frauen, haben germanisches Erbgut mit mittelalterlichem verschmolzen, edelmännische und städtische Mode weitergeführt und ihr, freilich stets nur im Festkleid, den Charakter des Adligen beigefügt, denn diese Gesinnung lebte in ihnen selbst und machte sie fähig, das kostbarste Gewand so zu tragen, wie es ihm geziemt. Als alle anderen Stände ihre eigenen Trachten verbannten und sich der Gewalt der Schneidermoden auslieferten, scherte sich der siebenbürgische Bauer nicht darum. Seinem Wesen entsprach auch weiterhin nur der Rang, den seine Tracht einnahm. Er „kleidete sich nicht aus", wie er es nach eigenwilliger, doch ausdrucksstarker Floskel von jedem sagte, der die Tracht mit der städtischen Kleidung vertauschte.

Jene fürstliche Note der siebenbürgisch-deutschen Festtracht, die mit ihren Schleiern, feinen Hemden, Stickereien und Pelzen, Seide und Schmuck ein sorglich behütetes, von den Vätern ererbtes und den Kindern hinterlassenes Vermögen darstellt, stammt also nicht nur aus der Nachahmung adliger Vorbilder. Die Männer trugen, vor allem beim Kirchgang, zumeist barocke Mäntel, die einmal wohl nach dem Leibrock kaiserlicher Landsknechte des Prinzen Eugen in Aufnahme gekommen waren. Beim weißledernen, vielbestickten Kirchenpelz verlangte dessen Schwere einen anderen Schnitt, der sicherlich in frühere Zeiten zurückweist. Man könnte an der Volkstracht die Beigaben der meisten Zeiten ablesen, durch die der siebenbürgische Stamm einmal schritt. Dabei würde man begreifen, daß er alle Epochen meisterte, weil er sonst seine Kleidung aus hundert verschiedenen Anleihen, bei denen die umliegenden Völker durch etliche farbige Zutaten beteiligt sind, nicht so herrlich zu einer schlechthin unvergleichlichen und immer edel wirkenden Einheit zu steigern vermocht hätte.

Als die Einwanderer sich in die Öde setzten und dort die verlassene Heimat aus dem Urwald hervorhoben, so als wäre auf dem Zauberteppich Dorf und Stadt und Dom aus Franken herübergetragen worden, beseelte sie der staufische, ausschwingende, schöpferische Geist der hohen Kaiserzeit, den sie trotz ärgsten Nöten und Anfeindungen durch alle Geschlechterfolgen bewahrten. Man konnte dies erfühlen, wenn am Sonntag, gotischen Gestalten ähnlich, die Bauernmädchen zur Kirche gingen. Ihre Väter steuerten werktags den Traktor ins Ackerland. Sie aber kamen heran, die goldene Fibel an der Brust, den funkelnden Gürtel

umgetan, mehrfache Perlenreihen am Halse, auf dem Haupt mit den hängenden Zöpfen den „Borten", eine samtene steile Röhre, die sich aus dem Stirnreif frühdeutscher Vergangenheit entwickelt hat, merkwürdig auf dem Kopf nickte und dem Körper ein gemessenes Schreiten aufnötigte. Vom Borten, den keine Unkeusche aufsetzen durfte, flossen bunte Bänder den Rücken herab bis zum Rocksaum. Eine Überfülle von gewirkten und gestickten Blumen und Säumen bedeckte Leibchen, Hemd und Kittel, Umhänge, Kirchenmäntel und Pelze. Die Schürze, die niemals fehlte, war gewissermaßen heraldisch gekennzeichnet durch den Namen der Eigentümerin und die Jahreszahl der Anschaffung. Auch auf den bunten ledernen „Brustlätzen", deren Fellseite innen lag wie beim Kirchenpelz, fand sich diese mit gotischen Buchstaben eingestickte Beschriftung. Der Stoff der Festkleidung war kostbar, hauchdünnes Hemdleinen, noch feinere Kopfschleier, zarteste Stickerei, tausendfache Fältung. Lebendige Tracht ist nie eine öde Wiederholung eines Musters, sondern eine ständige frische Schöpfung innerhalb fester Grenzen; deshalb glich kein einziges Kleid einem anderen völlig. Manche Frauen verfuhren bei der Herstellung auf verblüffende Weise; sie hielten ein Stück Leinen in der Hand, begannen an einer Ecke zu sticken, ohne Vorlage, lediglich mit der Sicherheit eingeborenen Kunstgefühls, und führten ihre Arbeit köstlich zu Ende. Dadurch ergab sich immer ein Neues, doch stets das Stilgemäße.

Ein Westeuropäer vermag vermutlich kaum zu begreifen, daß ein tüchtiges, mit Maschinen, Viehausfuhrhandel und landwirtschaftlichen Genossenschaften vertrautes Bauerntum seine durchaus moderne Berufsauffassung mit den strengen Gesetzen uralter Überlieferung vereinbarte. Was dem Bereich von Sitte und Brauch angehörte, blieb in Siebenbürgen fast unberührt vom technischen Denken der Gegenwart und verlief auch im Strahl der Glühbirnen nach der Regel des Herkommens. Die Frauen hielten beim Kirchgang ein Taschentuch in der Hand, in das sie sich nicht schneuzten; mit gleicher, allen gemeinsamer Bewegung wischten sie sich damit von Zeit zu Zeit den Mund. Die andere Hand faßte ein Sträußchen, an dem sie während der Predigt rochen. Diese Blumen setzten in die lutherische Kargheit des Gottesdienstes heitere Lichter. Demselben Empfinden entsprachen die schweren türkischen Teppiche, die von den Emporen der Schwarzen Kirche zu Kronstadt herabprunkten; es waren Geschenke reisiger Kaufleute der Vergangenheit, zum Dank dargebracht nach der Heimkehr aus heidnischen Ländern. Diese Freude an bunten Farben, die das strenge Maß nicht auflockerten, gemahnt daran, daß im Mittelalter die Gotteshäuser bemalt wurden und die Gewänder, ebenso wie in Siebenbürgen, leuchteten.

Die männliche Tracht liebte dunkelblaue oder weiße Mäntel aus starkem, mit Stickereien durchflammtem Tuch oder Leder, pelzbesetzt, wobei nicht selten teuere Marder- und gelegentlich Eichhörnchenfelle verwendet wurden. Rote, gelbe und grüne Borten säumten die Ränder, silberne, spangenartige Brusthäftel dienten an vielen Orten als Schließen. Überall war der Eindruck der feierlichen Kleidung kühl, herrenhaft, zurückhaltend. Diese Freibauern vermieden das Grau höriger Kärrner. Sie wählten schon im 12. Jahrhundert ihre Pfarrer und Amtleute bis zum Sachsengrafen selbst und standen verantwortungsbeladen in der Zucht der von ihnen mitregierten Gemeinde; das drückte sich in den festlichen Mänteln aus. Aber als Freie wußten sie das Leben froh zu genießen. Darum war die Lust am schmückenden Beiwerk groß, doch stets durch Anstand gezügelt, was sich in der würdigen Stilisierung der Blumenmotive kundtat, sogar wenn deren Häufung, freilich bloß auf weiblichen Kleidern, mitunter fast zu üppig gedieh. Hirsch und Adler, Reiter zu Pferd mit dem Falken auf der Hand, Vögel rechts und links um den Lebensbaum oder Nornenbrunnen, traten auf dem weißen Linnen der Tischdecken, Kissenbezüge, Vorhänge, manchmal auf Schürzen und Hemden in starrer, gleichsam ins Endlose schreitender Reihung auf, im Kreuzstich gearbeitet, schwarz oder rot, nur vereinzelt blau. Diese heraldisch und mythisch anmutenden Figuren und Ornamente verdeutlichen vielleicht noch mehr als der Gesamteindruck der Tracht das Geheimnis der deutschen Volksseele Siebenbürgens. Wie Hirsche und Vögel, Reiter und der Lebensbronn sich ohne Ende wiederholen, steif und abweisend, sehr edel gezeichnet, so sind sie Wesensmarken einer Seele, die, von großen Schicksalen gehämmert, dem Schicksal standhalten will, ohne billigen Optimismus, wach und urgründig zugleich, vor den Dunkelheiten des Daseins nicht blind und in der Tiefe

geführt vom unheimlichen Auftrag Gottes, dem es in Haltung zu gehorchen gilt, wie immer die Lose fallen.

Einem siebenbürgischen Dorfkirchgang beizuwohnen, erinnerte an die Stifterfiguren im Naumburger Dom. Unnahbarkeit wehte einen da an, ach nein, sie glitt an dem Beschauer vorbei, sie beruhte in sich selbst.

Freilich konnte man wenige Stunden später dieselben Männer und Frauen, wenn sie bei einem drei Tage dauernden Hochzeitsfeste saßen, heiter und lachend sehen. Dann hatte sich aber die Tracht verändert. Den hohen Borten trugen die Mädchen niemals beim Tanzen. Die Kirchenpelze blieben dem Saal fern. Die abweisende Würde war läßlicheren Gesetzen gewichen. Im Mittelpunkt der Bräuche standen die Hochzeiter. Augenfällig für jedermann kam die Braut wirklich unter die Haube, sie wurde „geschleiert" und nach einem hier noch landläufigen germanischen Wort „gebockelt". Bockelung bedeutet, daß man ihr mit Nadeln, deren aus Silber kunstvoll getriebener dicker Knopf mehrere Edelsteine trug, den dünnen Schleier straff ans Haar spannte oder ihn auch in reizender Ausladung wegklaffen ließ. Bei der Trauung erschien die Braut in der Tracht der Jungfrauen, beim Festmahl in der sogenannten Brauttracht und am Abend desselben Tages schon in der Kleidung der jungen Frauen.

Hohe Schaftstiefel waren der Männer ständige Beschuhung. Die helle oder schwarze Hose zog sich eng die Schenkel empor und wurde am Leib von einem breiten, farbig durchsetzten Ledergürtel abgeschlossen, wobei unter diesem das Hemd hervor- und über die Hosen hing, doch galt dies keineswegs überall. Die Hemden waren immer weiß und je nach ihrer festlichen oder werktäglichen Bestimmung reich oder sparsam bestickt. Wahre Wunder konnte man da an herrlichem „Genähsel" erblicken. Den Hals umgab eine breitgeknotete, bunte Krawatte. Die blaue Joppe von einfachem Schnitt war überall fast gleich. Im Winter kam der „Brustlatz" hinzu, eine Art Weste aus weiß gegerbtem, buntverziertem Schaffell, überdies der Mantel oder Pelz.

Einfach bot sich die Werktagstracht dar, für Mann und Frau. Sie bestand bei dieser aus dem Hemd, verschiedenfarbigem Leibchen je nach der Gegend, dunklem oder weißem Rock, Schürze, bei kühler Witterung auch einer leinernen oder Tuchjacke. Auf dem Kopf saß das um das Kinn geknüpfte Tuch, und darauf wurde bei der Feldarbeit ein breiter Strohhut gestülpt, im Winter ein wollenes Tuch oder auch eine Pelzmütze. Der Mann trug zu den Schaftstiefeln, zu Hose und Joppe, im Sommer einen breit- oder schmalkrempigen Hut, im Winter die schwarze Pelzmütze. Die Stoffe waren derb und ohne Vergleich mit jenen durchsichtigen Geweben und schweren Prunkmänteln, in denen am Festtag aus der bäuerlichen Schale der Fürst hervortrat, dessen Frau und Tochter, um ihren Sonntagsstaat anzulegen, viel Zeit und Hilfe benötigten, bis sie dann in einem völlig anderen Rhythmus als jenem, der sie die Sichel schwingen und die Kühe melken ließ, auf die Dorfgasse hinausschritten.

Und er selbst, der Bauer, auch wenn er nur drei Rinder und zwei Pferde im Stall hatte, warf sich mit dem Kirchenpelz die Würde um, die aus den Taten seiner Ahnen auf ihn ausfloß. Von dieser geistigen Erbschaft her, die weiter zu vererben sein Lebenssinn war, empfing die siebenbürgische Tracht neben ihrem künstlerischen Wert das überwältigend stolze Gepräge.

Wer mit ihr die städtische Patriziertracht, die bei besonderen Festen wie ein Kostüm von wenigen Bürgern getragen wurde, verglich, konnte wohl bemerken, daß dieser etliche Eigenheiten anhafteten, wie Säbel, silberdurchflochtene Gürtel, Marderfellmützen, vornehme braune Röcke, bei den Frauen sehr hübsche, den bäuerlichen Schwestern nicht allzu ungleiche Gewänder, aber es war eine versunkene Pracht.

Dort draußen jedoch auf dem Lande, in zweihundertfünfzig Dörfern, da lebte noch alles, das Staufertum, die Türkenheldenschaft, der Trotz und die Daseinsfreude eines Stammes, der Wein zog und ihn selbst gern trank. Und heute — es sind neun Jahre vergangen — ist der russische Steppenstaub darübergebreitet, nicht für ewig, wie wir mit der Gewißheit langer östlicher Erfahrung hoffen.

Heinrich Zillich

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen

Siebenbürgen wird von Teilen dreier Völker bewohnt, von Deutschen, Rumänen und Madjaren, und wer es vor der Sintflut des Jahres 1945 um die Weihnachtstage durchstreifte, den beglückten die vielfältigsten Bräuche, denen Stadt und Land freudig und natürlich nachkamen. Sie wandelten sich ab nach örtlicher Gepflogenheit, nach Wesen und Volkstum der Bewohner und entstammten oft den Mythen längst versunkener Vorzeit in einer vom Christentum veränderten und durchseelten Gestalt. Die meisten aber waren unmittelbar aus der Begegnung des Volksgeistes mit der Heilsgeschichte entsprossen, ins Anschauliche übersetzte Spiegelungen der weihnachtlichen Begebenheiten aus den Evangelien, wobei eine östliche und eine westliche Auslegung mitsprach. Wie der römisch-katholische Glaube und mehrere protestantische Konfessionen ist ja im Lande auch der byzantinische, die griechische Orthodoxie, verwurzelt. Alle Kirchen standen sich duldsam gegenüber, obwohl sich jede einem bestimmten Volk zuwendete. Das vermehrte die Fülle der Sitten ebenso, wie zu deren Reichtum die nach Tälern und Höhen gegliederte Landschaft beitrug, die die Entstehung und Bewahrung von Eigenheiten der in sich geschlossenen kleinen Gebiete begünstigte.

Volkhafte, religiöse, dazu außerordentliche Unterschiede der Bildung wirkten also auf das Brauchtum ein und ließen es verwirrend üppig blühen, auch bei den Deutschen, die man hier trotz ihrer moselfränkischen Stammesart Sachsen nennt. Man hätte meinen sollen, ihr auffallendes, aus großen geschichtlichen Leistungen genährtes Selbstbewußtsein und ihr berühmtes Zusammengehörigkeitsgefühl habe die völlige Angleichung ihrer Lebensweise von Ort zu Ort gefördert. Aber ein Volk hoher Kultur wünscht sich am wenigsten in gleichförmigem Einerlei zu verflachen. Zur Aufnahme neuer Bräuche allerdings war die hellhörige, ihre ganze Gemeinschaft ständig spürsam umfassende Gesinnung der Sachsen

ikgs

gern bereit, sofern es sich um ein wirklich symbolkräftiges Gut handelte, das Herz und Auge mühelos überzeugte und für sich gewann.

Darum setzte sich vor mehr als einem Jahrhundert bis zum letzten Bauernhaus die allgemeine deutsche Sitte, den Heiligen Abend unter dem Lichterbaum in der Familie zu feiern, siegreich durch. Wir kennen das Jahr, als dies begann. Ein Dünc brachte die Christtanne 1830 zuerst nach Kronstadt, woher sie im Nu die übrigen Städte bezwang und bald auch die Landgemeinden entzückte. Rumänen und Madjaren ahmten das schimmernde Vorbild später genau so nach wie jedes andere Volk rund um den Erdball.

Ist es nicht seltsam, daß Angelsachsen und Russen Staaten und Kontinente unterwarfen, deutsche Eroberungen aber nur dann dauerhaft blieben, wenn sie nicht mit Waffen, sondern mit Tönen der Musik, mit Dichtungen oder philosophischen Erkenntnissen oder - selbst dies Erheiternde gehört her! - mit dem Dirndlkleid vollbracht wurden? Es waren wahrhaftige Eroberungen im Weltausmaß, und die schönste, innerlichste, immer noch weiter ausgreifende verdanken wir dem Weihnachtsbaum.

In Siebenbürgen stieß freilich die kerzengeschmückte Tanne zwischen den beiden Weltkriegen gelegentlich auf den Widerstand engstirniger Politiker in Bukarest. Unter dem Vorwand, die Wälder müßten geschont werden, erließen sie das Verbot, aus den unermeßlichen Forsten Bäume für die als fremd verlästerte Sitte zu schlagen. Doch stets zogen sie ihr Veto zurück, weil sich die Bevölkerung dagegen auflehnte, so daß der Christbaummarkt, obschon manchmal nur in letzter Stunde, im bunten Trubel der Völkereintracht auf den Rathausplätzen veranstaltet werden durfte.

Gegenüber der Lichtertanne, die auch bei den Nichtdeutschen in jährlich breiterem Umfang zum Mittelpunkt der Weihnachtsfreude wurde, verloren die älteren Bräuche an Gewicht. Sie schienen unwichtiger zu sein, doch beseitigen ließen sie sich keineswegs.

ikgs

Wie vor Jahrhunderten liefen immer noch die rumänischen, in einigen Dörfern auch die deutschen Kinder, teils zur Adventszeit, teils am Heiligen Abend, mit dem oft von einer Kerze innen erhellten Papierstern auf der hohen Stange von Haus zu Haus und sangen die Sterndreherlieder, wofür sie eine Gabe empfingen. Diese singenden, im Abenddämmern hinter dem Stern herziehenden Buben waren ein unvergeßlicher Farbtupf im Bild der Weihnachtswochen. Mit ihnen schlang sich ein Band um die Völker, denn die Kleinen hielten bei jedem Hof an, dessen Herren sie kannten, und das waren allemal auch einige Dutzend sächsischer Bauern. Die Lieder hatten uralte Melodien auf pentatonischer Grundlage, was ihnen eine gewisse Einförmigkeit, jenes Leiernde verlieh, das uns von den Kinderliedern des eigenen Volkes vertraut ist. Die rumänischen Weihnachtsgesänge, die Colinden, sind vielfach heidnischen Ursprungs. Ihr Name - Colinda - geht auf das lateinische Calendae zurück, das einst den ersten Tag jedes Monats bezeichnete oder in der Fassung Festum Calendae den Anfangstag der großen antiken Volksfeierlichkeiten.

Bei den Sachsen begann der "Heilige Advent" schon mit dem Katharinentag und führte zu den "Heiligen Tagen" des eigentlichen Festes hin. "Katrein stellt den Tanz ein", hieß es; alle Unterhaltungen mußten damit aufhören. Weder durfte gefreit noch geheiratet werden. Mit violettem Tuch wurden Kanzel und Altar bekleidet. Am Vorabend zu St. Nikolaus, der auf den 6. Dezember fiel, stellten die Kinder in Stadt und Land die selbst geputzten Schuhe zum " Einsacken" ins Fenster und fanden darin am Morgen eine Rute, Back- und Zuckerwerk, Äpfel und Nüsse. Vielerorts klopfte der Nikolaus selber an die Türen, stapfte in Pelz und Schaftstiefeln langbärtig zum Schrecken der Jungen und Mädel herein, drohte, lobte und schenkte, ließ sich ein Liedchen vorsingen, kurz, er betrug sich so, wie er es heute überall treibt, wo Deutsche wohnen. Indessen, er hatte seine siebenbürgische Eigenwilligkeit. In manchen Dörfern ritt er auf einem Schimmel heran. Die Leute legten vorher Stroh oder Heu vor das Tor, damit sein Roß etwas zum Fressen bekomme. Durch andere Gemeinden rollte er in

einem von Katzen gezogenen Gefährt - so sagten die Alten. Erblickt hat ihn niemand dabei. Etliche Orte versicherten, sein Gespann seien Esel oder Mäuse. Er lärme und klirre, dieser polternde Christ, der eine germanische Überlieferung fortsetzt, wie er ja geradewegs aus dieser Ahnenecke emporstieg.

Mit dem ersten Adventstag veränderte sich das gesamte bäuerliche Leben. Die Erwartung trat in die Herzen ein, ein heimliches Verzaubertsein, eine stille Fröhlichkeit. Die Kinder lernten ihre Gedichte und Lieder. Die dörflichen Kappellan, die Adjuvanten, probten fürs Turmblasen. Frauen und Mädchen gingen abends zur Gesangsprobe, tagsüber backen sie wochenlang für die Weihnachtsschmauserei im voraus.

Dort, wo die Sitten noch ungebrochen waren, richteten sich die adventlichen Vorbereitungen der Jugend und ihrer erwachsenen Helfer auf das Herodesspiel oder in weitaus mehr Fällen auf die Christmette. Die Mühe galt besonders zwei lateinischen Hymnen, die im 9. Jahrhundert enstanden sein dürften und mit deutschen Verseinstreuungen aus späterer Zeit gesungen wurden. Bei der Einwanderung um die Mitte des 12. Jahrhunderts brachten die Sachsen diese Hymnen aus Deutschland wahrscheinlich schon mit, das "Puer natus" und das "Quem pastores laudavere". In Siebenbürgen erfuhren die Texte manche Abwandlung. Sie wurden zersungen bis zur Unverständlichkeit, doch immer wieder fanden sich Schulmeister, welche sie von der Verballhornung befreiten. "Freundliche" Schulmeister nannte man sie, weil sie sich nicht bloß um ihre ABC-Schützen sondern auch ums Volk und seine Sitten kümmerten. Auf ihnen lag die Hauptlast der vorweihnachtlichen Arbeit.

Erstaunlich ist, daß man an den lateinischen mit deutschen Versen unterbrochenen Hymnen zäh festhielt, obwohl die Bauern sie schwerlich verstehen konnten und die sächsische lutherische Landeskirche, jene gleicherweise aufs Evangelium wie auf die nationale Gemeinschaft geggründete bemerkenswerteste Volkskirche der Welt, lateinische Wendungen weder in

der Lithurgie noch im Choral kannten. In den beiden, treu bewahrten Hymnen allein wirkte noch die katholische und außerdem die humanistische Vergangenheit der Reformationsjahrzehnte nach, als von den Gelehrten der sächsischen Städte ein Strom geistiger Erneuerung auf ganz Südosteuropa ausfloß. Aus bäuerlichem Mund tönte nun die lateinische sakrale und Bildungssprache wie ein später rührender Nachklang des Gesanges der Scholaren, die in Kronstadt und Hermannstadt, in Schäßburg und Bistritz dieselben Carmina jubelten, ehe sie sie dann an den deutschen Universitäten sangen.

Im Dorf Rode und in anderen Orten wählten sich in der ersten Adventwoche die vier besten Schüler der obersten Volksschulklasse durch Aufruf abwechselnd immer je einen Kameraden zur Seite, ~~so daß~~ bis schließlich vier Abteilungen beisammenstanden, die Ehrgeiz und Eifer wie Pech und Schwefel bis zum Heiligen Abend verband. Nach den vier Gruppen vollzog sich auch in der Elternschaft eine harmlose Parteibildung, denn Väter und Mütter beobachteten stolz und besorgt, ob sich ihre Söhne bewährten. Deren Aufgabe lag darin, die ihrem Häuflein zukommenden Teile des Quempas-Singens möglich gut zu beherrschen und außerdem einen schönen "Christleuchter" anzufertigen, den sie als Zeichen ihrer Gruppe, als Fahne gewissermaßen, auffaßten, zugleich aber als ~~ein~~ jenes Inbild des Festmonats, das zuletzt gewürdigt wurde, in der Weihnacht beim Altar des Gotteshauses aufgepflanzt zu werden.

Der Christleuchter bestand aus einem Stangengestell von oft erheblicher Größe, das mit Papierblumen, Kränzen aus Wintergrün und Kerzen besteckt wurde. Er glich mit seiner pyramidischen Form einem Bäumchen und mag ein sehr alter Vorläufer der Weihnachtstanne gewesen sein, derart, daß man ihn schließlich wirklich durch eine solche ersetzte, was zum erstenmal nicht in Siebenbürgen sondern irgendwo in Deutschland geschehen ist.

Neben der Einübung der Lieder war der Inhalt des jugendlichen Dorflebens dieses Leuchters. Das für ihn bestimmte Wintergrün zu holen, zog die Anfertigung

die Schule in den Wald. Durch Hornsignale versammelt, oft begleitet von den Adjuvanten, marschierte sie durchs Dorf ins Freie und vollführte mit Trompeten ein unbändiges Geschmetter, um Bären und Wölfe zu verscheuchen. Am Ziel ordneten sich die vier Abteilungen der Knaben und als fünfte die Mädchen. Auf ein Zeichen stürmten die Jungen ins Dickicht, während ihre Führer Bäume fällten, zerkleinerten und zum Scheiterhaufen aufschichteten. Wer den größten zustandebrachte und das höchste Feuer auflodern ließ, lockte die Lehrer und Mädchen zu sich. Waren die Körbe von Wintergrün voll, so wurde im Anhauch der wärmenden Flammen gegessen, gelacht und gesungen.

Am letzten Adventsonntag gebot die Sitte die Fertigstellung des Leuchters, wobei die zur Hilfe heraneilenden Väter dazu weiße Blumen aus Holunderstämmen und Hartholz schnitzten oder sie auch aus Sumpfpflanzen ausstachen. Zum Schmuck des Grüns gesellte man die Judenkirsche.

Jetzt oder manchmal erst an den Festtagen ging das Herodesspiel über die Bühne des Gemeindesaals jener Dörfer, wo es herkömmlich war. Wir besitzen darüber eine köstliche Schilderung vom Dichter Erwin Wittstock, der heute noch unter dem Schatten Rußlands im mit völlig veränderten Siebenbürgen lebt. Mit dem Gesang des Quempas hob es an, dann öffnete sich der Vorhang und gab den Blick auf den bösen Herodes frei, der bekleidet mit schwarzem Frack, weißen Hosen, eine Krone auf dem Haupt, finster und überheblich thronte. An der Brust hing ihm die österreichische Scharfschützenmedaille, dazu ein Feuerwehrabzeichen und der kaiserliche Orden, den, wie alle Zuschauer wußten, der Apotheker des Ortes als Neffe eines Generals geerbt hatte. Herodes aber sprach:

O hoch erhabenes Glück!
Heut lachest du mich an,
Da ich im Frieden sitz,
Mit Glorie angetan.

Nun huldigte ihm sein Gefolge, das in Husarenuniformen stak, worauf er zur Seite trat, um der heiligen Familie, den Hirten auf dem Felde und den Weisen aus dem Morgenlande den Platz zu räumen, zwischen denen ~~einen~~

das Übliche Krippenspiel, unterbrochen von Chorülen, ablief. Aber die Weisen betrugen sich plötzlich sehr unweise. Sie begrüßten, nachdem sie das Jesuskindlein angebetet und beschenkt hatten, höflich, wie sie waren, den im Hintergrund wartenden Herodes mit den Worten:

Glück zu! König in deiner Kron,
Wir Weisen hier vor deinem Thron,
Es hat uns hergebracht ein neuer Schein;
Es muß der Juden König sein!

Ach, wie sich die Haare des Tyrannen sträubten, als er rief:

Das macht mir rechte Herzenspein,
Daß neben mir ein neuer König sollte geboren sein!

Flugs beordete er die Priester vor sich, die es ja wissen mußten, wie es um die Mär bestellt sei. Sie blätterten in der Schrift, sie verkündeten die Prophezeiung, und schon befahl der Schreckliche, das Kindlein zu suchen, indessen die jäh klug gewordenen Weisen, unterstützt von herbeiflatternden Engeln, Josef und Maria bewogen, dem Stern nachzufolgen ins Ägyptenland. Das geschah ohne Verzug. Betrogen blieb der König zurück. Freilich, er gab sich noch nicht geschlagen.

Drum, ihr Husaren!
Tut eure Grausamkeit nicht sparen,
Würgt die Kinder insgemein,
Die zweijährig und darunter sein.

Es waren gehorsame Soldaten, und daß es gerade Husaren sein mußten, läßt Rückschlüsse zu auf manchen Strauß, den die Siebenbürger Sachsen mit den Ungarn zu bestehen hatten. Nun meldete sie sich:

Wir sind willig und bereit.
Wir wollen hauen, wir wollen ringen
Und alle zweijährigen Kinder umbringen.

So trieben sie es denn auch, aber das Jesusknäblein fanden sie mit nichten.

Das war das Herodesspiel, das knapp vor dem zweiten Weltkrieg neue Verbreitung fand, aber das ist inzwischen schon wieder Geschichte geworden.

Der Weihnachtstag, "Krästtag" nannte man ihn, wurde am "Christsonnabend", am 24. Dezember vormittag eingeläutet. Dabei gingen die Bauern, wie sie es zu Silvester, am "Jahresabend", wiederholten, in den Garten und umwanden die Ostbäume mit Stroh, um sie fruchtbar zu machen, doch

das Vieh bedachten sie nicht besonders. Dem geziemte erst am 1. Januar eine ungewöhnliche Fürsorge. Aus einem Wasserkrug, auf dessen Grund Silbermünzen lagen, wurde es getränkt. Das Geld gehörte dem Knecht, der am frühesten fütterte. Diese Gunst ist verständlich, denn in der Neujahrsnacht können die Rinder sprechen, und wer begnadet ist, hört, was sie sagen. Am Heiligen Abend waren sie stumm. Dafür die Kinder umso lauter.

Die Drei- bis Sechsjährigen rannten am Nachmittag durchs Dorf und riefen in die Höfe hinein: "En Krüstwurst äs meny, en half firtl gebrunte weny äs meny, ir foter, ir motter, ir Lisi sole liewen." Ins Hochdeutsche übersetzt, heißt das: "Eine Christwurst ist mein, ein halb Viertel Branntwein ist mein, euer Vater, eure Mutter, eure Liese sollen leben." Und am nächsten Tag durften die Kleinen sich die Wurst holen und das halb Viertel Branntwein, das, wie wir hoffen wollen, ihm nicht sie, sondern ihr großer Bruder sich hinter die Binde goß.

Nach dem einstündigen Vespergeläute fand, wenn die Dämmerung sank, ein Gottesdienst statt, die Weihnachtsfeier des ganzen Dorfes. Dabei saßen die Bauern in der festlichen Tracht, umringt von ihren Söhnen und Töchtern, bis zu den Stufen des Altars hin, jedes ein Lichtlein in der Hand, die Frauen und Mädchen noch einen Blumenstrauß dazu. Und klang die Orgel zum letztenmal an, erhielten die Kinder ein Geschenk. Dann zog alles heim. Die Patinnen, Körbe am Arm, besuchten schnell ihre Taufkinder und steckten ihnen Gaben zu. In den Häusern durften die Kerzen der Christbäume erst angezündet werden, wenn hoch vom Kirchturm die Adjuvanten das "Stille Nacht, heilige Nacht" über die verschneiten Höfe trompetet hatten.

Zu Mitternacht läuteten die Glocken nochmals und an vielen Orten wurde das "Puer natus" vom Turm herabgeblasen. Schon vier, höchstens fünf Stunden später, lange ehe es tagte, riefen die Glocken zur Christmette. Niemand schloß sich davon aus. Selbst die kleinen, eben gehfähig gewordenen Knirpse fehlten nicht. Auf dem Weg zum Gotteshaus grüßten die Heranschreitenden in ihren schweren Kirchenpelzen einander

ikgs

mit ernstem Segenswunsch.

Die vier Bubengruppen, um ihren strahlenden Leuchter versammelt, stellten ihn vor oder auf den Altar, und jeder Knabe faßte ihn einmal an, als gelte es, sich durch die Berührung zu weihen. Die weißgekleideten Mädchen standen dicht geschart im Chor. Unter Orgelbegleitung begann im Wechselgesang das Quempas-Lied, wobei die Abteilungen je einen Vierzeiler sangen, wonach die Gemeinde mit dem "Freut euch von Herzen" einfiel und hierauf die Mädchen allein eine Strophe hinzufügten. So floß das lange Gedicht im Hin und Her der hellen und dunklen Stimmen durch die Kirchenhalle. Die Verkündigung, groß und erschütternd, von allen nach alter Regel zuchtvoll und mit überwältigender Würde vorgetragen, hatte in diesem Wechselgesang die Wucht einer überirdischen Offenbarung und wurde zum schimmernden, das ganze Dorf umschließenden unvergeßlichen Ereignis. Es war ein Gottesdienst, an dem jeder teil hatte, den jeder selbst vollzog, doch gebührte der Jugend, der Geburtsstunde des Heilands gemäß, die führende Rolle.

Zu diesen Bräuchen kamen noch manche andere in verschiedenen Orten, so etwa mitten in der Heiligen Nacht die Sonnwendfeuer auf den Höhen, oder es zogen die Burschen auf einen Berg und schwangen Fackeln, an deren oberem Ende dicke Strohbüsche befestigt waren, um die Flamme zu vergrößern. Die Knechte betrieben das "Ansingen" vor den Hoftoren mit dem alten " Rorarund ", auch hier wieder ein lateinisches, von deutschen Verszeilen durchflochtenes Erbe aus vorreformatorischer Zeit. Bei der häuslichen Bescherungsfeier trat oft, wenn der Christbaum brannte, der "Kristmann", der "helig Krest", der "Krampus", der "Gotsbourich", der "Pielzmierten" und wie er sonst noch hieß, zu den Kindern, erschreckte und beschenkte sie.

Vergessen sei nicht, daß diese Bräuche, ob sie heidnisch oder christlich waren, so gläubig, wie sie befolgt wurden, die Seelen tief anrührten mit der Ahnung des Überirdischen und der Wende, die jeder nahe fühlte.

ikgs

Darauf folgte dann am ersten und zweiten Festtag, gleichsam als ein Zeichen der Rückkehr ins Irdische, die Lust am Essen und Trinken, die aber diesmal nie ausartete. Die Bauern versäumten dabei nicht, des Pfarrers und Lehrers zu gedenken. Einst war nicht Weihnachten, sondern Neujahr der Tag des Beschenkens gewesen und blieb es weiterhin gegenüber den Geistlichen und Schulmeistern, denen erst zu Sylvester, wenn die Patenkinder in Zuckerteig ihr "Gioreken", das "Jährchen", entgegennahmen, auch eine Gabe zustand, dem Pfarrer das "weiße und grüne Jahr", nämlich Eier und Obst, dem Lehrer ein Geldstück, das ihm die Schüler in einen Apfel gesteckt, überreichten.

So erschöpfte sich die Christzeit in Siebenbürgen nicht nur mit der Stunde unter dem Weihnachtsbaum, obwohl diese immer gebieterischer, besonders in der Stadt, zum Gipfel der Festtage wurde; Advent, die hohen zwei Tage, ja Neujahr verknüpften sich mit den Wochen voll Erwartungen, Bräuchen und kultischem Bann zu einem ganzen Weihnachtsmonat.

Als im Januar 1945 alle Frauen und Mädchen vom 18. bis 30. und alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr von den Kommunisten zur fünfjährigen Fron in die Donezgruben verschleppt wurden, woher jeder achte nicht wieder zurückkehren sollte, und die bunten Weihnachtsbräuche nunmehr still von den um Gut, Feld und Hof gebrachten Daheimgebliebenen gefeiert werden konnten, da schmückten die Kinder dennoch den Schulraum mit Adventskranz und, weiß Gott aus welchen Verstecken hervorgeholten Kerzen, und ein Mädchen sagte plötzlich: "Wir wollen jetzt auch für meinen Vater beten". Dies sagte so ein verlassenes Wesen, und wie sie dann alle beteten, war, wie man uns berichtete, die Fülle der alten Sitten und Gebräuche, zusammengeschrumpft auf das eine Ungeheuere, daß Kindermund zu Weihnachten keinen anderen Wunsch hatte, als den Heiland anzurufen, damit er helfe.

Wenn wir heuer beim Lichterbaum sitzen, so mögen wir uns erinnern, daß dort fern in Siebenbürgen noch 170.000 Deutsche leben und wie das Kind in dieser Stunde auch nur um eine Gabe flehen, um die Hilfe des Heilands.

lkgs

Österliches Spritzengehen

Von Heinrich Zillich

Bei uns daheim in Siebenbürgen gab es vor langer Zeit allerlei seltsame Osterbräuche, von denen heute nur die gelehrten Herren etwas wissen oder die alten Leute in den entlegenen Dörfern. Da durfte in der Karwoche, die der Stille geweiht war, beim Wäschewaschen am Bach mit dem hölzernen Schlägel nicht geschlagen werden, denn wer es tat, zog den Hagel an; der ließ zunächst auf sich warten, im Sommer aber kam er dann mörderisch mit nußgroßen Schlossen über die Flur genau bis zu jener Grenze, bis wohin der lästerliche Lärm des Schlägels gehört worden war. Am Ostermorgen manderte die Jugend, ehe es tagte, auf eine Anhöhe, um das Osterlamm in der aufgehenden Sonne zu erblicken; es mußte freilich ein unbedeckter Himmel sein. Mitten im feurigen Ball saß das himmlische Lamm; Burschen und Mädchen hatten so gute Augen, daß sie es in seiner Holdseligkeit erschauen konnten, wie es das Haupt mild zur Erde senkte, den Kreuzstab etwas ungeschickt an die Brust gelehnt, denn es hatte ja keine Hände; an Farbe und Gestalt ähnelte es zum Verwechseln den wächsernen winzigen Lämmlein, die der Dorfkrämer feilbot. Und nachher, beim Frühgottesdienst, hielten die Frauen in gefalteten Händen das Blumensträußchen, ohne das sie nie in die Kirche gingen, und jede hatte auf dem Schoß ein geknüpftes Taschentuch voll rotgefärbter Eier für die Patenkinder. Wißt ihr auch, weshalb es rote Eier sein mußten? Nun, weil die Hennen der ganzen Welt einst, am Karfreitag, als der Herr am Kreuz hing, aus Kummer darüber blutige Eier gelegt hatten. Sonstwo wurde das bald vergessen, bei uns aber in den weltabgeschiedenen Tälern, da hatte man ein besseres Gedächtnis, da wußte man, was am ersten Karfreitag in den Hühnerhöfen aller Welt geschehen war.

Als ich vor dem ersten Weltkrieg ein Kind war, achteten die meisten Leute die alten Gebräuche schon nicht mehr; ich glaube übrigens nicht, daß unsere Augen das Lamm ohne weiteres im glühenden Sonnenball hätten ersichten können. Aber eine Sitte befolgten wir streng und mit Lust; sie ist heute noch nicht tot und beglückt die Jugend, wo immer ein Häuflein Siebenbürger beisammenhaust, ob daheim, wo viele, viele Tausende von uns noch leben, oder in Deutschland oder Amerika und wohin uns das Schicksal verstreut haben mag.

Am Ostersonntag gingen wir zur Kirche, wir heiligten darauf das Fest auch mit gewaltigen Mahlzeiten und tranken Wein, doch erst am Montag kam dann das Köstliche und Lustige, die schönste Freude. Man durfte -

um es gleich zu verraten - den Mädchen ein wenig auf den Leib rücken, in Ehren, versteht sich, aber es klopfte uns Jünglingen das Herz dabei, und den Jungfern wohl nicht minder, denn ihre Gesichter glühten unter Gelächter und Abwehr wie der Sonnenball.

Selbst dem kleinsten Buben war dieselbe Freiheit zugestanden. Hodenmätze, die kaum auf den Beinen wackeln konnten, wagten sich dem weiblichen Geschlecht wie die erwachsenen Burschen zu nahen. Man ersieht daraus, daß es nichts Schlimmes war. Eine Waffe gehörte dazu, ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser, oben saß ein durchlässiger Verschluß. Damit ließ sich herrlich spritzen. Und zu diesem Zweck war es ja da, das Fläschchen. Manche füllten es mit Parfüm, mit gutem oder minderem, manche gossen etwas Wasser hinzu, wodurch die Flüssigkeit wie Milch wurde, und so bewehrt schlich man schon in der Herrgottsfrühe in die Kammern der Schwestern und spritzte sie aus dem Schlaf. Oh, wie sie schrien und unter die Decke krochen! Die Knechte trieben es derber mit den Mägden, sie gossen ihnen einen Eimer über den Kopf aus. Sehr christlich war das nicht, aber mit Christentum hatte die Sitte auch nichts gemein. Die Gelehrten sind sich einig, daß da ein heidnischer Fruchtbarkeitszauber weiterlebte, gewiß, und er lebte sehr kräftig weiter, ja er wurde belohnt mit Eiern und Orangen, die die bespritzten Mädchen den Mannsbildern, den kleinen und großen, reichten. Das gehörte dazu wie der Schnaps, den das Weibervolk den erwachsenen Männern dafür kredenzte, daß es von ihnen ihnen derart behandelt wurde.

Am Vormittag sah man in jedem Ort die kleinsten Buben bis zu den reifen Junggesellen, das Fläschchen angriffslustig in der Hand, die Häuser reihum aufsuchen, wo ihnen Mädchen bekannt waren. Man sah Väter mit ihren Knäblein gehen; die vornehmeren bedienten sich gar einer Kutsche. Auch trugen alle einen Korb oder einen anderen Behälter mit sich, um die Eier und Orangen zu verpacken. Mancher mußte mehrmals heimeilen, den Vorrat abzustellen, worauf er die Rundreise fortsetzte. Es war üblich, höflich anzuklopfen, sittsam einzutreten, das Fläschchen schwenkend zu fragen, ob es erlaubt sei, worauf die Mädchen und ihre Mutter nickten, den Hals einzogen, sich abwendeten und den feuchten Segen in Empfang nahmen. Man saß ein Weilchen um den Tisch, knabberte Gebäck, trank ein Gläschen und empfahl sich. Zu Mittag aber röteten sich die Köpfe der Burschen, als sollte daraus etwas Lebendiges geboren werden, freilich kein Lämmchen; tagsdarauf war es ein Affe.

Die armen Weiblein hatten es da schlimmer, nicht weil sie so viele Eier und Orangen wegschenken mußten - das kam ja wieder herein, sofern sie Brüder hatten - und was kosteten bei uns schon Eier! Aber das Gemisch verschieden duftender Wässerchen saß in Haar und Kleidern tagelang

fest, Da mußte man schon einige Eimer über den Kopf gießen, um wieder nach sich selbst zu riechen.

Meine Mutter und meine Schwester wurden am Ostermontag nicht bloß von den ~~Beamten~~ Angestellten meines Vaters beglückt, von allen jungen und sogar von den dicken alten Junggesellen; der eine spritzte Veilchendüfte, der andere Kölnisch Wasser, der nächste Lawendel; ach, es drangen außerdem auch die Gutsknechte, Kutscher, Tagelöhner und Arbeiter, zusammen ein Hundert und mehr, ins Haus, und es waren darunter welche, die einen Himbeerbonbon in Wasser auflösten und damit spritzten. Das roch nur wenig, es klebte aber arg.

Diese Männer und Knaben und Burschen hatten lustige Augen, nachher leicht verglaste, man nahm es hin. Es war wunderschön, es war der Höhepunkt der siebenbürgischen Ostern. Und wenn in der Sonne wirklich das Lamm sitzt, hat es sicherlich beim Hinunterblicken auf die eier- ~~duftend~~ bunten duftenden Dörfer und Städte etwas getan, was Lämmer für gewöhnlich nicht fertigkriegen, es hat gelächelt, und sein Kreuzstab schwankte dabei, als segnete er unser Fest.

ikgs

Heinrich Zillich

Stephan Ludwig Roth

Zur 90. Wiederkehr seiner Erschießung am 11. Mai 1849

Vor neunzig Jahren am 11. Mai fiel in Klausenburg mitten in den Wirren des siebenbürgischen Bürgerkriegs unter den Kugeln eines ungarischen Hinrichtungskommandos ein Deutscher, dessen heldenmütiger Tod seine menschliche Bedeutung sichtbar machte, dessen geistige Wegweiserschaft aber erst in unseren Tagen aus dem Rahmen Siebenbürgens ins gesamtdeutsche Bewußtsein zu treten beginnt. Stephan Ludwig Roth, ein Dorfpfarrer, gehört zu jenen erschütternden Gestalten, die in unserem Volk nicht selten sind, zu den verkannten, verfolgten und verlachten Kündern eines schöpferischen Lebens, zu den Männern, die niemals den eigenen Vorteil suchten und der Gemeinschaft, der sie angehörten, mit dem letzten Blutstropfen dienten, aber der Zeit voraus deren Widerspruch notwendig hervorrufen mußten.

Seine Gaben waren reich, sein Wollen verzweigte sich auf die verschiedensten Gebiete, sein Denken umgriff das Alltägliche mit der gleichen Leidenschaft, mit der er sich dem Überirdischen seelisch öffnete. Er stand in seinem Volke als ein von dessen Nöten und Aufgaben heiß bewegter, tätiger und zielsetzender Mensch, dabei war ihm jede Feindschaft anderen Völkern gegenüber fremd, für deren Rechte er wirkliches Verständnis aufbrachte, was den Rumänen dankbar bewußt geblieben ist. Die Demokratie der Zahl verachtete er, bis ins letzte Fühlen von Werten, nicht von Mehrheiten bestimmt. Will man seine große Persönlichkeit auf einen Nenner bringen, so bietet sich hierfür das Wort Volkserzieher dar, aber in einem weitfassenden Sinne, der uns heute, nachdem wir den Blick für die Zusammenhänge zwischen den Fragen des Südostens und denen des gesamtdeutschen und europäischen Schicksals wieder gefunden haben, stark anspricht.

Es ging ihm darum, in einem Gebiet, das von drei Völkern besiedelt ist, eine Ordnung zu vertreten, die, allen gerecht, dauerhaft sein konnte, die aber zugleich unter dem vollen Lichtstrahl der Werte stand, die wir als ewiges Europa, und das heißt in den östlichen Gebieten immer auch als deutsch bezeichnen dürfen. Mit solchen Worten hat er seine Ziele wohl nie umrissen, doch sein Handeln erweist dieses Bestreben, so zum Beispiel wenn er einmal

ikgs

die freien deutschen Bürger und Bauern Siebenbürgens als geeignet erachtet, zwischen den damals in ausgedehnten Teilen des Landes vorherrschenden ungarischen Edelleuten und ihren meist rumänischen Fronbauern zu vermitteln. Roth steht in der Reihe der großen Deutschen, die seit der Staufenzeit bis in die jüngste Vergangenheit die widerstreitenden Kräfte des Ostens durch das ausgleichende, kultivierende und wehrhafte Können ihres Volkes der Siedler, der Burgenbauer, der Städtegründer, der Buchdrucker, der Humanisten, auf gemeinsame Werte zu vereinigen suchten, und denen es vorwiegend zu verdanken ist, daß mit der Abwehr der mongolischen und türkischen Oststürme nicht nur Europa vor dem Untergang gerettet, sondern auch sehr weite, dem Herzen des Erdteils vorgelagerte Gebiete geistig und politisch gewonnen wurden.

Die Zugehörigkeit zu einer der bewußten deutschen Siedlungslandschaften im sendungshaften Osten äußert sich auch bei durchschnittlichen Menschen in einer auffallenden Wachheit für die öffentlichen Belange. Man lebt politisch in ständiger Beziehung zu den Ereignissen, die die deutsche Gemeinschaft betreffen. Es mögen große oder kleine Dinge sein, immer fühlt man sich von ihnen berührt, denn von jeder Verschiebung der Kräfte wird nicht nur der eigene Bestand, sondern auch die Aufgabe des so weit hinausgeschobenen deutschen Daseins beeinträchtigt, die den Massen zwar nur selten klar vor Augen steht, dumpf aber auch bei ihnen im Gefühl des eigenen Ranges mitschwingt. Die hellen Köpfe haben für den Sinn des deutschen Wirkens in jenen geistigen Grenzländern des Erdteils stets einen Ausdruck, ihrer Zeit entsprechend, gefunden. Im praktischen Leben aber kam es in erster Linie darauf an, das deutsche Volkstum stark, zahlreich und schöpferisch zu erhalten, denn in der Hut träger und genügsamer Menschen verdirbt jede Sendung und Lebenskraft. Mit dieser Wahrheit steht allerdings eine zweite im Wettstreit. Die deutschen Siedlungen im Osten, umgeben von der Mehrheit anderer Völker, haben eine kluge vorsichtige Politik nötig, und diese fördert charakterliche Anlagen, die geistigen Höhenflügen und kühnen Unternehmungen oft hinderlich sind, die dem Außergewöhnlichen mißtrauen und dem inneren und äußeren Durchschnitt des Volkes am meisten entsprechen. Gewissermaßen aus Notwehr wird man kleinstädtisch bürgerlich, und der Begabte erscheint der Masse leicht als Störenfried. Solange die Siedlungen wie in der Zeit der mittelalterlichen Stürme zu Waffentaten gezwungen waren, solange sie ihre Länder und

ikgs

Städte, ihr Volk und ihr Heer unabhängig führten, mit Königen unterhandelten und Paschas bestachen, standen sie auf schicksalhafter Höhe und ließen begabten Kräften leichter die Führerplätze zukommen. Damals wuchsen die Dome des Ostens; der Sinn für das Große strömte aus den großen Geschehnissen selbst auf den Durchschnitt ein. Später aber, als sich die Macht von den Siedlungen auf die Staaten verschob, auf ferne Hauptstädte, als der Kampf nun nicht mehr vorwiegend um Leben und Tod ging, sondern sich in einen Kanzleienstreit um Recht und Unrecht verwandelte, bedurfte das Lebensgesetz klugen Handelns bald mehr als je zuvor des Gegenstoßes geistiger Neuschöpfer.

Stephan Ludwig Roths Wirken fällt in die Jahre 1818—1849, in eine Zeit also, die auch im Herzen des Erdteils träg und langsam gärend dahinfloß, in Siebenbürgen aber vielleicht noch unbewegter war infolge der hier gültigen mittelalterlichen Verfassung. Drei Stände ordneten auf gemeinsamen Landtagen die Gesamtanliegen: der ungarische Adel, der ungarische Bergstamm der Szekler und schließlich die Deutschen, während die Rumänen, an Zahl der größte Teil der Bevölkerung, keine politischen Rechte besaßen. Jeder Stand hatte überdies ein gesondertes Herrschaftsgebiet, die Deutschen ein Freitum, das schon siebenhundert Jahre alt war. Über all dem gebot als Statthalter des Kaisers der österreichische Gouverneur mit den gleichen zeitbefangenen Mitteln, die im deutschen Binnenland Anwendung fanden. Es waren, völkisch gesprochen, Zeiten eines befriedeten Daseins für die Siebenbürger Sachsen, solange die ungarischen Freiheitsbestrebungen vom Kaiser gebändigt wurden. Noch vor wenigen Jahrzehnten allerdings hatten die josefinischen Reformen das Land erregt. An den Westgrenzen Siebenbürgens, im Banat, waren vor einem Menschenalter die letzten Einwanderungszüge der Schwaben eingetroffen. Doch dies war nun verklungen, die napoleonischen Kriege beendet, und nach ihnen breitete sich jene wohlbekannte, großen geschichtlichen Zeiten folgende seelische Ermattung aus, die aus eigenem Bedürfnis dem Wiener Verwaltungsrezept, Ruhe als erste Bürgerpflicht zu verordnen, entgegenkam.

In eine solche Luft war Stefan Ludwig Roth hineingestellt, sie empfand er als unerträglich, gegen sie kämpfte er an, die ihn niederdrückte, nicht hochkommen ließ, an der er äußerlich scheitern mußte und die er, ein von der Vorsehung zu keinem anderen Zweck berufener Mann, doch schließlich durch Werk und Beispiel überwunden hat. In ihm verkörperte sich in trüber Zeit, obschon tra-

ikgs

gisch vergeblich, der hohe Sinn für eine große Sendung, ohne deren Beachtung der Deutsche im Osten herabsinkt zum Dünger anderer Völker.

Um die bittere Tragik seines Lebens zu begreifen, sei schon vorweg auf eine der mühevollsten Bestrebungen Roths hingewiesen, auf den Versuch, das Deutschtum Siebenbürgens durch schwäbische Einwanderer zu stärken. Es war, wenn auch bis ins letzte durchdacht, klug und überlegt angefaßt, doch ein Unternehmen von toller Kühnheit! Welche Vermessenheit, jetzt in den Tagen der Geruhsamkeit, auf den Pfaden eines Hermann von Salza, eines Prinzen Eugen, einer Maria Theresia zu wandeln, gänzlich ohne Unterstützung anderer, lediglich aus eigenem Entschluß! Ein unbekannter Dorfpfarrer tat es und brachte, nachdem er dafür die Erlaubnis Wiener Amtsstellen erwirkt hatte, tatsächlich mehrere hundert Siedler nach Siebenbürgen, aber die Wiederbelebung des einstigen großen Ostlandstromes mißlang. Man schimpfte in der Heimat Roth deswegen „Schwabenkönig".

*

Stephan Ludwig Roth wurde 1796 als Pfarrerssohn geboren, wuchs auf dem Lande auf und besuchte die Gymnasien in Mediasch und Hermannstadt. Mit zwanzig Jahren wanderte er auf einer langen romantischen Fahrt nach Deutschland und schrieb dabei ein Tagebuch, das uns erhalten ist und das der verdiente Roth-Forscher Dr. Otto Folberth im ersten Buch seiner ~~inzwischen auf sechs Bände angewachsenen~~ sieben bändigen Ausgabe der „Gesammelten Schriften und Briefe St. L. Roths" (Walter de Gruyter & Co., Berlin) 1923–1964 veröffentlicht hat. Es spiegelt eine wache Seele, eine außerordentliche Beobachtungsgabe und in der Frische dichterisch belebte Sprache schon den späteren Mann, dem Politik und Volkserziehung Bedürfnis sind. In Tübingen begann er Theologie zu studieren, nicht länger als ein Jahr, dann wandte er sich, von der trockenen Wissenschaft unbefriedigt, mit erstaunlicher Sicherheit und gegen den Willen seines Vaters, der ihm riet, andere Mittelpunkte des Kulturlebens kennenzulernen, tätiger Arbeit am Volke zu, die er in neuer, zukunftsreicher Form in der Schule Pestalozzis gesichert wähnte. Er begab sich nach Iferten am Neuenburger See in der Schweiz, um an Seite des schon greisen Schulreformers in dessen Anstalt zu wirken.

Dieser Entschluß kennzeichnet einen Jüngling, der das Leben suchte, das ihm die Universität vorenthielt, und der von der reaktionären Luft der Zeit

ikgs

abgestoßen, eine Arbeit, die seiner Berufung entsprach, ohne Rücksicht auf die akademische Laufbahn, vorzog. In den Ideen Pestalozzis hatte er sich selbst entdeckt; das politische Temperament, das ihn zeitlebens bestimmte, äußerte sich in dieser Entscheidung auch schon, und zwar in der gleichen bestrickenden Vergeistigung, die man bei allem, was er angreift, bewundert; hier scheint es als Durchbruch in die Pädagogik zu wirken, die ja, wenn man Politik und Erziehungskunst tief genug auffaßt, sich eng berühren.

Daß tatsächlich ein politischer Wille mit Roth in die menschenfreundliche Anstalt eintrat, ergibt sich aus seinem Eifer, Anwendungsmöglichkeiten der dort vertretenen Ideen und der Praxis, die sich ihm nun auftat, für das Deutschtum seiner Heimat zu finden. Er war in Iferten ein gläubiger, begeisterter Schüler, ein bald geschätzter Mitarbeiter, dessen Name in Fachkreisen erstaunlich schnell auch über die Schweiz hinaus bekannt wurde, zugleich aber ein Kundschafter Siebenbürgens, und diesen Zweck verlor er nie aus dem Auge.

Das eine Jahr, das er in Iferten zubrachte, war bestimmend für das folgende Jahrzehnt seines Lebens und in mancher Hinsicht für sein ganzes Dasein. Er nahm an allen Arbeiten, die sich in der Anstalt ergaben, teil — sein Lehrfach war vorwiegend Latein —, er fand noch Zeit, eine sehr bedeutsame Abhandlung über den „Sprachunterricht" zu schreiben, die erst in unseren Tagen gedruckt wurde, doch schon damals auf Pestalozzis Weisung eine französische und englische Übersetzung erfuhr. Während sich Roth in diesem Betrieb ohne Rücksicht auf seine Kraft verzehrte, was er nach einigen Monaten mit einer schweren Erkrankung bezahlen mußte, trat er in Liebesbeziehungen zu einer Vorarlbergerin, die Pestalozzis Armenhaus leitete. Die Verlobung wurde zwar später von dem Mädchen gelöst, als der Bräutigam sich den ersten Widerständen in der Heimat gegenübersah, wir verdanken dem Verhältnis aber einige der schönsten Briefe, die der Jüngling geschrieben hat. Von der Krankheit geschwächt, gab er schließlich dem Drängen seines Vaters nach, trat die Heimreise an und trug mit sich den Entwurf zu einer Schulerneuerung in Siebenbürgen.

Bei der Durchreise in Tübingen schrieb er in vier Tagen eine Dissertation mit dem für ihn bezeichnenden Titel: „Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen". Am fünften Tag wurde ihm die Doktorwürde zugesprochen. Welche Gedanken Roth bei dieser Arbeit bewegten, ergibt sich aus einem erhaltenen Satz der Dissertation: „Auf die

ikgs

Macht des Stärkeren wollen wir den Staat nicht bauen, das wäre eine Sünde an der Wahrheit und am Menschenrecht". Leider ist, da die Schrift abhanden kam, nicht mehr festzustellen, ob Roth für das Mystische und Sendungshafte des Staates, das sich für Deutsche in dem staatsüberhöhten Begriff des Reichs verdichtete, Verständnis aufbrachte. Nach dem Titel und dem zitierten Satz ist daran zu zweifeln.

Von Tübingen zog er nach Wien, im Glauben, bei den Amtern Verständnis für seine Schulreformpläne zu finden. Doch weder hier noch in der Heimat wurde ihm Unterstützung zuteil. Die Zeit der Kämpfe war angebrochen, die ihn bis ans Ende begleiten sollten. Gegen den Widerstand des Vaters, verspottet und angefeindet, suchte der Vierundzwanzigjährige ein Lehrerseminar in Siebenbürgen zu errichten. Er wandte sich an die Öffentlichkeit mit einem „Vorschlag für die Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande", kaufte aus eigenem Geld einen Grund im Heimatdorf für die Gebäude, legte seinen Entwurf in allen Einzelheiten vor, aber kein Opfer vermochte die Hindernisse zu besiegen, die ihm entgegentraten. Welcher Art diese waren, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe: „Stell Dir für: Herr Superintendent behauptet, die Pestalozzische Methode finde nur für blödsinnige Menschen statt". Seine Schrift, die sich an den „Edelsinn und die Menschenfreundlichkeit der sächsischen Nation in Siebenbürgen" gewandt hatte, blieb erfolglos.

Damit war der erste große Anlauf gescheitert. Bittere und trotzige Briefe zeugen von der seelischen Not, die ihn quälte, als er sich endlich, die Unzulänglichkeit der siebenbürgischen Schulverhältnisse vor Augen, bereit finden mußte, den ausgetretenen Weg der üblichen pädagogischen Laufbahn zu betreten. Er wurde in Mediasch Lehrer am Gymnasium und neun Jahre später dessen Direktor. Aber auch jetzt konnte er die langgehegten Pläne nicht verwirklichen, obgleich er es an Bemühungen dazu nicht fehlen ließ. Aus dem Kreise der Kollegen erwuchsen ihm Feinde, die es verstanden, die Bürgerschaft gegen ihn aufzuhetzen. Er wurde trotz seinem Sträuben des Amtes für verlustig erklärt, zum Stadtprediger gewählt, verließ aber die Stelle bald und übernahm eine Landpfarre. Mehr als zehn Jahre, die er der Schule und der Reform der Jugenderziehung geweiht hatte, waren ohne Gewinn dahin gegangen.

In der fast souveränen Stellung eines Dorfpfarrers bot sich ihm eine neue Aufgabe, die doch seinen früheren Bestrebungen wesensverwandt blieb, wieder

ikgs

eine pädagogische, die sich jetzt auf das ganze Volk bezog. Aus der Anschauung des landwirtschaftlichen Lebens, in dessen Mitte er wirkte, wurde Roth zum Volkswirt großen Stils. Die Sorgen der Bauern ließen ihn die Mißstände der ländlichen Wirtschaftsweise erkennen, vor allem die Grundzersplitterung, den Weidezwang, die Dreifelderwirtschaft. In zahlreichen Schriften forderte er moderne Methoden, Bodenzusammenlegung, Stallfütterung, Obstveredelung und vieles andere, was dringend nottat. Ja, er legte selbst eine Musterwirtschaft an, schlug die Errichtung von Ackerbauschulen vor und gründete schließlich den Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsverein, der bis zum heutigen Tag der wichtigste Fachverband seiner Heimat geblieben ist. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit stehen auch die schon eingangs gestreiften Kolonisationsbemühungen. Er reiste zu diesem Zweck nach Deutschland, hielt sich dort lange auf, sprach an vielen Orten, schrieb in schwäbischen und badischen Blättern Aufsätze und warb für den letzten Versuch, der nur ihm zu verdanken ist: einer neuen Ostlandfahrt die Wege zu ebnen. Hier hatte der rastlos tätige und mit jedem Plan die Bedürfnisse der Zeit wahrnehmende Mann seine vielleicht genialste Idee zu verwirklichen unternommen, ohne auch dieses Ziel zu erreichen. Immerhin verschaffte er tausend deutschen Bauern eine neue Heimat in Siebenbürgen und diesem einen begrenzten Kraftzuschuß. Bald darnach machte das Jahr 1848 dem Unternehmen ein Ende.

In den fünfzehn Jahren seines Pfarrertums entstanden jene großen Schriften, die ihn unmittelbar zu den wichtigsten politischen Fragen seiner Heimat wahrhaft schöpferisch und kämpferisch das Wort führen ließen. Gewiß, auch ihre augenblickliche Wirkung war gering. Indessen haben diese vielfältigen Äußerungen doch das eine Entscheidende gemeinsam, daß sie, zwar gegenwartbezogen, ihr Thema in einer grundsätzlichen Weise behandeln, die ihnen überzeitlichen Wert verleiht. Die Abhandlungen über die „Zünfte" und den „Geldmangel", vor allem der prachtvolle „Sprachkampf" geben schon in ihrem Titel an, was sie beinhalten, es sind aktuelle Stellungnahmen, doch wer sich auch nur kurz in sie versenkt, spürt, wie tief der Verfasser schürfte. In der Erörterung über die Zünfte ist das Problem wirtschaftlicher Organisation überhaupt gestellt und in einer auch uns noch fesselnden Weise gelöst. Der „Geldmangel" hat, mögen Roths Theorien nicht immer stichhaltig sein, seinen Wahrheitsgehalt ebenfalls nicht verloren, vollends „Der Sprachkampf" darf für alle Länder, die mehrvölkische Einwohner haben, unverändert als das gol-

ikgs

dene Buch der Gerechtigkeit und Klugheit und jener Achtung vor fremdem Volkstum gelten, die zum Wesen der Deutschen immer gehörte und heute in der nationalsozialistischen Lehre verankert wurde.

Doch weit mehr als das Anwendbare der Schriften bestricken uns andere Werte an ihnen, die sie unvergänglich machen. Roth ist kein trockener Gelehrter. Er, der einmal sagte, daß er vom Gedanken der Menschenerziehung geheiligt sei, verfügt über die sprachliche Gewalt eines Dichters, und tatsächlich sind seine Schriften, so nüchternen Fragen sie sich scheinbar zuwenden, fast in jedem Satz Ausdruck einer dichterischen Seele. Roth dichtet seine Abhandlungen. In ungewöhnlich bildhafter, kerniger, mit kräftigen Vergleichen gesättigter Sprache stellt er den sprödesten Stoff hinreißend lebendig vor uns. Die gleiche Bildfülle, Wucht und Frische tritt uns aus den Briefen und Predigten entgegen. Viele seiner Sätze drangen in den letzten Jahren auch in Deutschland in den geistigen Raum der Nation ein, kostbare Aussprüche der gerechten und tapferen Lebenseinsicht eines Volksmannes von beschwingter Nüchternheit. Daneben finden wir religiöse und gottverpflichtete Bekenntnisse aus schweren Stunden der Enttäuschungen und mancher Schicksalsschläge, die ihm auch in der Familie — es starben ihm zwei Frauen und zwei Kinder — nicht erspart geblieben sind. In dem Maße, wie sich der anfangs stürmische und nicht immer leicht zu behandelnde Jüngling zum Manne abklärte, verdichtet sich seine Sprache bei bedeutenden Anlässen zu hoher Würde, durch die das Feuer der Leidenschaft geläutert glüht und das erregte Wort zum Pathos der großen Natur anschwillt.

Einige seiner Aussprüche seien hier wiedergegeben.

Über den inneren Feind der Völker schreibt er: „Vor denen, die da draußen sind, fürchten wir uns nicht, seien sie auch Legion. Da habe ich kein Bangen. Aber vor den großen Mägen im eigenen Volke fürchte ich mich, die mit dem kleinen Einkommen ihn nicht ausfüllen können. Ich fürchte mich vor dem eigenen Begehren, an die Krone der Bürgerwürde noch ein Schnitzel Zendelgold zu kleben. Ich fürchte mich vor den Jaherren, die wie Weiber weinen, wenn ein Schwert auch nur gezückt wird."

Wie wunderbar ist die höhere Aufgabe der Schule mit folgendem Wort umrissen: „Durch die Schultüren strahlt der Morgenstern."

Aus einer Grabrede: „Mit Mühe unterdrücke ich und dämpfe jeden Anklang von Leid und Klage: denn an einem Baume, der von Regen naß ist,

ikgs

bedürfte es nur eines leisen Windhauches, um von allen Blättern helle Tropfen herabfallen zu machen."

Nach dem Tode der Tochter: „Ich weiß mich wohl zu fassen, aber vom Sümmchen meiner Kraft muß ich einen so großen Posten gegen den Schmerz stellen, daß für mich beinahe nichts mehr übrig bleibt. Es geht mir wie einem Lande, das durch das höchste Aufgebot wohl seine Grenzen gegen den Einbruch des Feindes schützt, aber im Lande bleibt Pflug und Sense müßig und das Land ein Brachfeld."

Der Gesamteindruck seiner Schriften, der Reden und Briefe läßt sich zusammenfassen unter dem Gesichtspunkt, der schon dem Jüngling in Iferten vorschwebte: das Volk erziehen nicht zum Wissen, sondern zum Sein. Er war ein Führer, dazu bestimmt, auf jedem Gebiet, in der vollen Einheit des Lebens, seine Blutgenossen zu leiten zum Segen eines Landes, dem noch andere Völker angehörten, und im Dienste einer Sendung, die dem Besten unseres Erdteils gemäß ist. Auf dem Dorf vermochte er als Pfarrer dieser Aufgabe, die Größtes und Kleinstes umschloß, wohl zu entsprechen, wenngleich sich damit allein seine Fähigkeiten nicht erschöpfen konnten. In den führenden Kreisen fand er keinen Platz. Sie verstanden ihn noch immer nicht. Sein Charakter war ihnen zu unbedingt, seine Pläne zu neu und absonderlich. Und so blieb dieser Friedrich List des Ostens und der Siebenbürger Sachsen, der mehr als jener nicht nur ein Volkswirt, sondern überdies ein Dichter und Volkserzieher war, auch ein tragischer Vorläufer.

In beschränktem Wirkungsrahmen ging sein Leben hin bis zum Jahre 1848, das in die behäbige Ruhe Siebenbürgens plötzlich die Brandfackel warf. Und ebenso jäh stand Roth hell beleuchtet vor der Heimat. Mit dem Instinkt alter Krieger, die lange geschlafen und jetzt erwacht nach dem wahren Führer Ausschau hielten, öffnete ihm sein Volk den Weg auf den politischen Schauplatz. Es hat etwas Versöhnendes, daß gerade die Jugend zuerst nach ihm rief. Er, der zu den Gründern des Jugendbundes gehörte, wurde dessen Obmann. Bald nachher gehörte er der Nationalversammlung an, und dann sehen wir ihn als kaiserlichen Kommissar.

Worum handelte es sich in diesem Bürgerkrieg?

Über ganz Europa schwang die Welle der demokratischen Revolutionen; in Siebenbürgen aber, wo jedermann nur national zu leben vermag, gewannen die zeitneuen Ideen eine völkische Färbung. Die Ungarn rissen das Gesetz des

ikgs

Handelns vorerst an sich und versuchten zweierlei, Siebenbürgen mit dem ungarischen Königreich zu verbinden und dieses von der kaiserlichen Vorherrschaft unabhängig zu machen. Die Parteinahme der anderen Völker ergab sich notwendig daraus. Rumänen und Sachsen, so verschieden ihre sozialen und staatlichen Rechte waren, hielten Wien die Treue. In wechselvollen Kämpfen siegten anfangs die Ungarn, und nur spät, im Jahre 1849, konnte der Doppeladler endgültig triumphieren. Für die Sachsen ging es um die Aufrechterhaltung ihres Freitums, das nur in einem dem Kaiser unterstellten siebenbürgischen Kronland gesichert werden konnte.

Roth nahm an den Auseinandersetzungen lebhaftesten Anteil. Unmittelbar ins geschichtliche Geschehen griff er einmal ein, als er den Landstrich um Kokelburg von aufrührerischen Horden säuberte und dreizehn sächsische Gemeinden, die — eine historisch bedingte Ausnahme — unter der Adelsherrschaft bisher leibeigen gelebt hatten, dem freien deutschen Königsboden einverleibte. Diese Aufgabe hatte Roth ohne Blutvergießen erfolgreich gelöst und damit den Beweis erbracht, daß er nicht bloß politisch planen, sondern auch unter schwierigsten Umständen zu handeln wußte. Als die Revolutionäre vorrückten, zog er sich auf sein Dorf zurück. Der ritterliche Führer der Ungarn Bem stellte ihm einen Schutzbrief aus. Eine Abberufung des Generals ins Banat benützte der ungarische Regierungskommissar Ladislaus Csány, den die Österreicher später henkten, um Roth verhaften und in Ketten nach Klausenburg vor das Revolutionsgericht bringen zu lassen. Beim Marsch durch Schäßburg boten Studenten ihrem Führer eine Fluchtgelegenheit an. Er schlug sie aus im Vertrauen auf sein Recht.

Vor dem Kriegsgericht aber galt kein Recht. Roth wurde zum Tode verurteilt und drei Stunden nachher erschossen, weil er, wie der Spruch besagte, den Anordnungen des österreichischen Generals Puchner Folge geleistet und die Bibel mit dem Schwert vertauscht habe. Der letzte Vorwurf war erlogen, der erste sinnlos, denn die rechtmäßige Macht im Lande vertrat Puchner. Doch den Kern des Vorgangs, der eine politische Maßnahme darstellte, berühren rechtliche Erwägungen nicht.

In seiner Schrift über den „Sprachkampf" war Roth den Versuchen, die madjarische Sprache zur einzigen Verwaltungssprache Siebenbürgens zu machen, entgegengetreten, überdies hatte er es niemals an Verständnis für die vom Adel geknechteten Rumänen fehlen lassen, und schließlich vermeinten

ikgs

die Ungarn in seiner Schwabeneinwanderung, die lediglich ins deutsche Freitum mündete, einen Angriff auf ihren Volksbestand zu sehen. Aus all diesen Gründen erschien ihnen Roth als ein Feind, der er keineswegs war, was sich am schönsten aus dem tapferen Abschiedsbrief ergibt, den er unmittelbar vor dem Tod an seine Kinder schrieb. Er befiehlt diesen darin, das von ihm aufgenommene ungarische Ziehkind auch weiterhin zu betreuen.

Die heldenhafte Größe, mit der Roth zu sterben wußte, erschütterte Freund und Feind. Beide spürten, wer da gefallen war. Versinkend gab er sich in seiner Einmaligkeit so beispiellos zu erkennen, daß ihn niemand mehr übersehen konnte, der von der Kraft seiner letzten Stunde berührt worden war.

Aber trotz diesem großen Sterben ist man versucht, mit dem Schicksal darüber zu hadern. An manchen Ansätzen zu wichtigen Taten hatte Roth scheitern müssen, weil er der Zeit voraus geeilt war. Nun aber, da ihn in der allgemeinen Gefahr sein Volk selbst gerufen, da er vor ihm stand, traf ihn die Vernichtung und der endlich geöffnete Weg zur Führung und zur Durchsetzung all seiner Ideen war damit verschüttet. Das Gesetz seines Lebens hatte sich mit dämonischer Folgerichtigkeit vollendet.

Aus jedem Opfertod blüht einmal das Leben. Alles, was Roth an Plänen und Entwürfen vorgelegt hat, ist von späteren Geschlechtern durchgeführt worden. Die sittlichen Forderungen aber, die er stellte und die sein Tod besiegelte, die dichterische Fülle der Schriften, die Weisheit der Aussprüche und die Tapferkeit seines Kämpfens sind auferstanden als unerreichtes Beispiel für seine Heimat, der Kämpfe bis heute nicht erspart sind, und zugleich als Mahnung für jeden Deutschen an den Toren des Ostens; und damit tritt sein Werk und Beispiel auch vor das deutsche Gesamtvolk, das auf diesen Sohn stolz sein darf.

Wenn auch spät, der Sinn seines Lebens erfüllt sich fortwirkend in den Nachfahren.

Wie Roth starb, ist uns in einem Bericht seines Amtsbruders Georg Hintz überliefert, der ihn bei seinem letzten Gang begleitete. Der Bericht lautet:

„Während dessen waren die zur Exekution bestimmten Kompagnien unter das Gewehr getreten und der anführende Offizier trat herein und sprach: ‚Wenn es gefällig ist, Herr Pfarrer, es schlägt eben jetzt fünf Uhr!' — Er stand alsogleich auf von seinem Sitze, ordnete seine Kleidung und sprach, indem er nach dem Hut griff, halb scherzend: ‚Von gefällig sein, Herr Haupt-

ikgs

mann, kann eben nicht die Rede sein, es wäre mir gefälliger, zu leben; aber' — setzte er hohen Ernstes fort — ‚ich füge mich dem Befehle der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, und erblicke auch darin den Willen meines Schöpfers, nach dem Worte des frommen Apostels: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit, ohne Gott.' — Mit einem Schritte vorwärts wendete er sich an die zahlreich um ihn versammelten Offiziere und sagte mit hoher Würde: ‚Meine Herren Offiziere, ich bitte Sie, hassen und verabscheuen Sie meine Nation nicht. Sie ist mit der Ihrigen jetzt zwar in Konflikt geraten, — aber sie besitzt eine Fülle der schönsten Tugenden und wird der Ihrigen, wenn Sie mild und schonend mit ihr verfahren, gewiß eine treu liebende und nützliche Schwester sein.' — Einer der Angeredeten erwiderte in schönem Deutsch: ‚Herr, es ist auch nicht die Tendenz der ungarischen Nation, die Ihrige zu mißhandeln oder zu vertilgen. Die sächsische Nation hat sich mit unseren Feinden verbunden und hat die Waffen gegen uns ergriffen, — drum sind wir gegen sie aufgetreten und haben sie auch glücklich bezwungen; zeigt sie Ergebenheit und Treue gegen uns und unsere Regierung, so soll sie bald auch brüderliche Behandlung von uns erfahren!' — Er schritt nun bis zur Türe, hier stand er plötzlich still und sagte zu mir: ‚Herr Bruder, Sie haben Ihr Amt bei mir bis jetzt schon vollkommen erfüllt; Sie sind angegriffen und könnten in den Augen dieser Menge kompromittiert erscheinen, — wollen Sie nicht lieber zurückbleiben? Ich meinesteils spreche Sie von der ferneren Begleitung vollkommen frei.' Gerührt von seinem Zartgefühl erklärte ich ihm, diesmal seinen Willen nicht erfüllen und bis zum letzten Augenblick bei ihm bleiben zu wollen. Ich wollte ihn hierauf in meiner Rührung umarmen und küssen: ‚Nein', sagte er, ‚das soll nicht geschehen, ich bin ein zum Tode Verurteilter, Gehaßter. Sie könnten sich durch Darlegung zu großer Sympathie für mich in der Meinung des Volkes schaden.' Bei diesen Worten traten wir hinaus, wo wir in der Mitte einer starken Wache und unter dem Zudrange einer unübersehbaren Volksmenge den Weg zur Zitadelle, hinter welcher der Richtplatz ist, antraten. Ich ergriff nun seinen Arm, um ihm bei dem schlechten Steinpflaster und dem großen Straßenkote zum Führer zu dienen, — er lehnte auch dieses ab, indem er meinte: ‚Es soll niemand glauben, ich könne nicht selbst gehen und müsse geführt werden.' Auf dem Wege machten häufig gefühllose Menschen ihren entarteten Gemütern in lauten Schimpf- und Scheltworten über den Unglück-

ikgs

lichen Luft, und, wiewohl ich seine Aufmerksamkeit sonstwohin zu lenken suchte, entgingen ihm diese rohen Äußerungen doch nicht. Als ich ihm nun auf seine Frage: was die sagten? äußerte, es tue mir zu wehe, als daß ich ihn davon in Kenntnis zu setzen vermöchte, sagte er: ‚Nun, das ist ja der Lauf der Welt und ist viel frömmeren Menschen als ich bin, ja selbst meinem Heilande auf seinem letzten schweren Gange geschehen. Das gehört mit zu der Prüfung, die ich zu bestehen habe.‘

Auch noch jetzt war er heiteren Gemütes und achtete auf alles, was um ihn her vorging, nur konnte er infolge des schlechten Weges und der großen Eile seiner Begleitung schwer fortkommen; aber gleichwohl lehnte er auch die steile Treppe zur Zitadelle hinauf meine Beihilfe ab. ‚Vergeben Sie mir, Herr Bruder, daß ich ungalant bin; solange nur möglich soll niemand meinen, ich bedürfe der Unterstützung, um weiterzukommen.‘ Und da einer der rohen Kriegsgesellen ihn schalt, weil er etwas langsamer ging als sie, erwiderte er ihm: ‚Sei stille, ich wollte sehen, ob Du so flink hier hinauf liefest, wenn Du zum Tode geführt würdest.‘ Beschämt schwieg der Gefühllose. — Als wir auf die oberste der Stiegen gekommen waren, wo der Weg durch die Baumallee in das gegen Süden gelegene Tor der Zitadelle beginnt, stand er, um einen Augenblick zu ruhen, stille und drehte sich, um die schöne Aussicht über die Stadt und das Samoschtal zu genießen. — ‚Herr Bruder‘, wendete er sich zu mir, ‚wie schön ist doch Gottes Welt — und wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letzten Male ansieht.‘ Tief ergriffen machte ich ihn aufmerksam, wie er ja bald die Herrlichkeit der Welt von einem viel erhabeneren Standpunkte aus erblicken werde. ‚Jawohl‘, sagte er, ‚hoffe ich das mit Zuversicht. Mein Glaube an die Unsterblichkeit meiner Seele steht fest und ist der Stab, der mich jetzt aufrecht erhält. Wie unglücklich sind diejenigen, die hieran zweifeln können.‘

Mittlerweile waren wir durch die Zitadelle hindurch auf den hinter ihr gelegenen Richtplatz gekommen, den schrecklichen Zielpunkt unseres Ganges. Die Gegend hier ist sonst schön zu nennen. Mit Wohlgefallen schweift zu anderer Zeit der Blick des Naturfreundes über diese wohlbearbeiteten Saatfelder hin zu den gegenüberstehenden Hügelreihen, die bis zu den höchsten Spitzen mit schönen Gartenanlagen und Weinrebenpflanzungen bedeckt sind, auch hatte gerade der Frühling die neuerwachte Schöpfung mit seinen schönsten Farben bekleidet. Jetzt aber erfaßte mich kalter Schauer beim Anblick derselben. Ich

ikgs

hörte das Todesröcheln der vielen Schlachtopfer, die hier in der Kürze gefallen waren — das Jammergeschrei und die Seufzer der Eltern, Gatten und Kinder, die hier ihre Söhne, Gatten oder Väter auf das Schrecklichste hatten verbluten sehen, ich sah die wilde Zuschauermenge, wie sie sich stürmisch an uns herandrängte und den blutigen Augenblick kaum abwarten konnte — und nun blickte ich auf das neben mir stehende, gewiß die bereits gefallenen Opfer alle an innerem und äußerem Werte weit übertreffende Schlachtopfer, und mich erfaßte eine unnennbare Wehmut, ich schien mir vernichtet. Doch mein unglücklicher Freund, dem dies Höllenschauspiel galt, er stand so ruhig und gefaßt in dem um uns her geschlossenen militärischen Karree, als gelte es irgendeiner freudigen Entwicklung seines Schicksals. Ich hatte ihm auf dem Wege hierher von Zeit zu Zeit ein Wort religiöser Ermutigung zugerufen; ich tat dieses auch jetzt. Er drückte mir billigend die Hand und gab mir sein Schnupftuch, indem er mich bat: ‚Lieber Bruder, tauchen Sie, wenn ich gefallen bin, dieses Tuch in mein Herzblut und überschicken Sie es meiner ältesten Tochter.' Welche Geistesgegenwart und Seelenstärke in solchem Momente!

Jetzt wurde allgemeine Stille geboten und einer der anwesenden Blutrichter verlas, uns gegenüberstehend, mit lauter Stimme den Urteilsspruch, bei dessen Beginn mir mein zur Seite stehender unglücklicher Freund zuflüsterte: ‚Hören Sie jetzt das Lügengewebe!' und als der Richter las: ‚Der Verurteilte hat die Heilige Schrift mit dem Schwerte vertauscht', bemerkte er zu mir: ‚Es ist nicht wahr, ich habe nie ein Schwert geführt.'

Nach verlesenem Urteile trat er zu dem kommandierenden Offizier mit den Worten: ‚Herr Hauptmann, ich habe eine Bitte! Um meiner Kinder willen bitte ich um Pardon!' Der Angeredete erwiderte betroffen: ‚Ich habe keinen Auftrag, Pardon zu geben.' Ich las in seinen Mienen, daß er es gewiß gern getan hätte und gerührt war. ‚Nun, so lassen Sie mich nur noch ein Vaterunser beten', — sagte der Unglückliche und ließ sich auf die Knie nieder. Als er nach vollendetem Gebete aufgestanden war und mir sein letztes Lebewohl gesagt hatte, nahm er seinen Hut vom Kopfe und warf ihn mit kräftiger Hand nach rückwärts in die Menge mit dem Ausrufe: ‚Den brauche ich nicht mehr!' und, zu dem Offizier sich wendend, sagte er: ‚Nun stehe ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann!'

Auf den Wink desselben trat ein Mann mit einem weißen Tuche hervor, um ihm die Augen zu verbinden. Roth wies dieses als überflüssig von sich.

ikgs

Der Hauptmann befahl, es müsse geschehen; — es sei so Ordnung. Roth beharrte bei seinem Willen, indem er sagte: ‚Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, auch als zum Tode Verurteilter habe ich das Recht, darüber zu bestimmen. Ich werde die Augen schon ohnehin bald für immer zumachen; bis dahin aber will ich die schöne Welt Gottes schauen, solange es mir nur möglich ist. Wohin soll ich mich stellen?‘ — Der Platz wurde ihm angewiesen, mir aber befohlen, aus dem Karree zu treten; und als ich dieses in der Verwirrung des schrecklichen Augenblickes nicht schnell genug tat, wurde ich höchst unsanft hinausgeschoben.

Auf dem angewiesenen Platze stand der edle Mann mit über die Brust gekreuzten Armen, mit verklärtem Blicke gegen Himmel schauend — ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief.

Da erscholl das schreckliche ‚Feuer!‘ und in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, ohne im übrigen seine Stellung nur im geringsten zu verändern. Der zweite Schuß traf die linke Seite in der Lendengegend. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Wunde und in dem Augenblicke fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblickes, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: ‚Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!‘“

---

ikgs

Fritz Knöller

Zur Mitternacht

Es ist die mitternächtge Zeit,
der eisge Silberhauch der Ewigkeit.

Wohlan, ihr Brüder, die ihr die Sterne ehrt,
entblößt das Haupt, rückt still zusammen!
Das Rad des Tags nur sterbensmatt noch fährt,
bemalt von kalten Mondesflammen.

Der Berg, auf dem ihr steht,
ihr Brüder, die ihr die Sterne ehrt,
ist schwarz verstummt. Es geht
das Wild, die Lauscher himmelwärts gekehrt.

Von irgendwo blafft auf ein Hund,
wie um sich selber anzurufen.
Es schwingt sich aus nunmehr die Stund,
das Schweigen trabt auf bleinern Hufen.

Saht, Brüder ihr, entblößt vom groben Kleid
der Zeit, saht ihr den Stern herniederfallen
vom Himmelsberg? Es war ihm wohl sehr leid;
im Sturze noch wollt er sich fest verkrallen.

Wenn einst die liebe, unsre Erde in Flammen loht,
ins Ohr uns tosend, krachend wird verenden
und schreiend wir in ihrem Feuertod
vergehn mit blind erhobnen Händen,

nicht anders dann, als wir den kleinen Stern
im schwarzen Raume sahn verwehen,
nicht anders wird von einem andern Stern
die liebe, unsre Erde man verlöschen sehen.

Wohlan, ihr Brüder, beugt stumm das Knie!
Der, der die liebe, unsre Erde wie einen Silberstaub,
wie einen sanften Rauch zerbläst, als sei sie nie
gewesen, thront undeutbar im diamantnen Sternenlaub.

ikgs

Ein deutscher Leonidas

Friedrich Hensels Opfertod vor 150 Jahren

Von Heinrich Zillich

Seitdem vor 2500 Jahren der griechische Dichter Simonides jenen unsterblichen Zweizeiler schrieb, den Schiller so übersetzte:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl,

gibt es im Abendland keine höhere Schule, die es versäumt, der Jugend vom König Leonidas zu erzählen, der 480 v.Ch. im Engpaß der Thermopylen das Perserheer aufzuhalten versuchte und dabei mit dreihundert Spartanern und siebenhundert Thespiern durch den Verrat des Ephialtes fiel.

Kein deutscher Lehrer aber, außer in Österreich, berichtet den Schülern vom Hauptmann Friedrich Hensel, der vor 150 Jahren, am 17. Mai 1809 den Tod fand, nachdem er mit nur knapp 280 Soldaten die ganze Armee des französischen Prinzen Beauharnais im Paß von Malborghet, an der Grenze Kärntens, vier Tage lang angehalten hatte. Napoleon ging infolgedessen ohne seine Südarmee bei Aspern in die erste Schlacht, die er verlor. Zur selben Zeit, als Hensel mit seiner Schar starb, verteidigte Hauptmann Johann Hermann, ein Deutschböhme, den benachbarten Paß Predil bis zum letzten Atemzug; nur acht seiner 200 Männer kamen mit dem Leben davon.

Friedrich Hensel stammte aus Kronstadt in Siebenbürgen, ein hochbegabter Offizier, den eine steile Laufbahn erwartete, als er, bald nach dem Besuch der Genieakademie in Wien, vom Kadetten zum Oberleutnant befördert, schon 1807 mit sechsundzwanzig Jahren Hauptmann im Ingenieurkorps wurde. Im berühmten und uralten Honterusgymnasium zu Kronstadt, wo er die Reifeprüfung abgelegt hatte, hing noch vor kurzem ein Ölgemälde, das den Jüngling als schlanke, schöne Erscheinung in der kaiserlichen Uniform mit dem hohen Kragen zeigte, das edle Haupt umrahmt von buschigen Backenbartstreifen, wie sie auch Körner trug, die blauen Augen ruhig und prüfend ins Ferne gerichtet, eine Locke des blonden Haars über der Stirne. Dieses Bild, zeitgenössische Beschreibungen, wenige überlieferte Aussprüche und etliche hinterlassene Briefe enthüllten, daß Hensel nach Geist und Gemüt den kühnen, idealistischen jungen Männern, den Lützowern, glich, in denen sich während der Befreiungskriege die Seele des Volkswiderstandes brennend offenbarte.

Frühe Todesahnung, vermutlich sogar eine aus uns unbekannt ge-

bliebenen Erlebnissen genährte romantische Sehnsucht nach sinnvoller Hingabe des eigenen Lebens scheint ihn, noch ehe der Krieg von 1809 ausbrach, oft überkommen zu haben. Als er, 1808 nach Villach kommandiert, ~~die Befestigungsbauten~~ das Fort im Paß von Malborghet entwarf und anlegte, deutete er auf die Befestigung, auf ein infolge amtlicher Sparsamkeit unzulängliches System von Erdaufschüttungen, in den Felsen gehauenen Steigen, Waffenplätzen und Blockhütten, und sagte zu Freunden: "Seht, meine Lieben, hier baue ich mein Grab." Bei einer Wiederholung dieser Bemerkung nach Kriegsbeginn, fügte er hinzu: "Ein herrliches Grab wie das des Leonidas und seiner Spartaner bei Thermopylä".

Vergebens bemühte sich Österreich, die deutschen Fürsten 1809 zum Kampf gegen Frankreich zu gewinnen; sie gehörten fast alle Napoleons Rheinbund an; Preußen war nach seinen Niederlagen um die Hälfte verkleinert und ohnmächtig. Nur der Husarenmajor Schill und der Herzog von Braunschweig wagten tollkühn zum Schwert zu greifen, erfolglos beide. Die Schillschen wurden zersprengt oder auf Napoleons Befehl wie Banditen erschossen, der schwarze Herzog rettete sich nach England. Österreich stand allein, obschon wir aus den leidenschaftlichen Gedichten und Aufrufen Kleists und anderer Dichter wissen, wie verzehrend die Sehnsucht Deutschlands auf den letzten Kaiser des Reichs blickte, der sich zum österreichischen Kaiser hatte verkleinern müssen. Der herrliche Aufstand der Tiroler gegen die Fremdherrschaft erregte ganz Europa.

Erzherzog Karl, der Generalissimus, drang in Bayern vor, wurde von Napoleon bei Regensburg geschlagen und zog sich eilig zurück. Die Franzosen rückten am 13. Mai in Wien ein. Das nötigte den in Oberitalien siegreich fechtenden jungen Erzherzog Johann, den späteren Deutschen Reichsverweser des Jahres 1848/49, mit seinem Heer, dem nun die Armee des Prinzen Beauharnais folgte, sich durch das Kanaltal nach Norden zu wenden. Die Straße gabelt sich bei Chiusaforte und läuft in zwei Ästen zur Kärntner Eingangspforte nach Tarvis, im Hauptstrang über Malborghet, mit dem Seitenweg über Predil, wo auch die Straße vom Isonzo einmündet.

Als Erzherzog Johann am 13. Mai dem Hauptmann Hensel bei Malborghet die Hand reichte, bat dieser, ihm die Verteidigung der Feste zu übertragen, obwohl eine solche Aufgabe für einen Offizier des technischen Generalstabsdienstes ungewöhnlich war und eher Kameraden der Linie gebührte. Der Erzherzog erfüllte den Wunsch mit den Worten: "Sie haben das Fort erbaut. Sie werden es zu verteidigen wissen."

Am nächsten Tag traf die Vorhut der Franzosen ein und wurde von

Hensel abgewiesen, dessen Artillerie aus zehn Kanonen, acht Doppelhaken und einer Haubitze, also vorwiegend dreipfündigen Geschützen und bloß wenigen Zwölfpfündern, bestand. Prinz Beauharnais, der in der Ortschaft Malborghet Quartier nahm, forderte den Hauptmann mit einem Parlamentär zur Übergabe auf, empfing aber die Antwort: "Ich habe Befehl, mich zu verteidigen und nicht zu verhandeln!"

Beauharnais war bestrebt, seine Armee so rasch als möglich mit Napoleon bei Wien zu verschmelzen, daher befahl er sofort den Angriff, der unter Einsatz immer neuer Verbände ablief und blutig scheiterte. In der Nacht jagte der Prinz seine Regimenter gegen den Widerspruch der Generale nochmals vor. Hensel hatte Holzschuppen anzünden lassen, um die Dunkelheit zu erhellen, und wehrte die Franzosen so heftig ab, daß sie demoralisiert zurückfluteten und eines Rasttages bedurften sich neu zu ordnen, indessen ihre schwere Artillerie vorgezogen wurde. Auf eine zweite Aufforderung, die Waffen zu strecken, die mit der Drohung begleitet war, die gesamte Besatzung werde ihres aussichtslosen Widerstands und nutzlosen Blutvergießens wegen niedergemacht werden, bedauerte Hensel, sich dem Prinzen nicht fügen zu können.

Am 17. Mai, vom frühen Morgen an, stürmten die französischen Divisionen frontal und in weitausholender Umfassung, von vielen Batterien unterstützt, ununterbrochen gegen die Befestigung. Erst am Nachmittag eroberte ihre hundertfache Übermacht die letzten Verteidigungsanlagen. Im Nahkampf wurden die Österreicher überwältigt. Die von Wut und Schnaps erhitzten Sieger metzelten sogar Wehrlose nieder. Den Säbel in der Faust fiel Hensel, "von Bajonetten förmlich durchsiebt", mit dem Ruf: "Mut, Kameraden!" Man erzählte nachher, die erste Wunde habe ihm der Offizier beigebracht, der ihn zweimal zur Übergabe aufgefordert hatte. Die Verluste Beauharnais beliefen sich auf 1300 Mann, die österreichischen auf 195 Tote und Verwundete, 83 gerieten in Gefangenschaft. Am nächsten Tag überwanden 8000 Angreifer Hauptmann Hermann auf dem Predil.

Der französische Vormarsch war so lange aufgehalten worden, daß sich die österreichische Italienarmee ungefährdet zurückziehen konnte. Erzherzog Karl aber vermochte sich zur Schlacht bei Aspern zu formieren, in der er Napoleon am 22. Mai den Nimbus der Unbesiegbarkeit entriß.

Wer heute durchs Kanaltal fährt, sieht unweit Malborghet auf breitem Sockel eine aus Quadersteinen errichtete Pyramide, an deren Fuß ein erzener sterbender Löwe liegt, den Speer in der Brust. Die Inschrift lautet: "Zur Erinnerung an den Heldentod des k.k. Ingenieur

Hauptmanns Friedrich Hensel am XVII. Mai MDCCCIX und der mit ihm gefallenen Kampfgenossen. Kaiser Ferdinand I."

Vor dem Denkmal liegen oft kleine Blumensträuße, von Leuten gespendet, die sich entsinnen, welche geschichtliche Bedeutung dem Opfertod Friedrich Hensels zukommt.

In der einstigen kaiserlich technischen Militärakademie in Wien rühmt eine Gedenkplatte die Helden von Malborghet und Predil mit der an die Zöglinge der Anstalt gerichteten Mahnung: "Jünglinge, wo ihr seid, fanden die Todgeweihten das Licht, das zur Höhe sie führte. Ihnen strebet nach, erreichen könnt ihr sie. Übertreffen nie!"

Da noch Millionen Deutsche leben, die gleich den Soldaten anderer Völker die Waffen führten, wie das Gesetz es befahl, mag einmal die Stunde kommen, in der die Ehrfurcht vor Männern wie Hensel auch unter uns wieder erwacht.

ikgs

Adolf Meschendörfer

Werk und Persönlichkeit

Von Heinrich Zillich

Am 7. Juli 1963 füllten ~~den riesigen Raum der~~ die Schwarze Kirche in Kronstadt bis zum letzten Winkel Tausende der dort noch beheimateten Deutschen; sie strömten herbei zur Trauerfeier für einen Mann aus ihrer Mitte, dessen Ruhm weit in die Ferne gedrungen war, der dennoch nur hier zu leben vermocht und jetzt die Augen für immer geschlossen hatte. In diesem gewaltigen Gotteshaus bahrt man seit jeher ~~bloß~~ lediglich Tote hohen Ranges oder hervorragender Verdienste auf, denen es gebührt, daß sie gleichsam von den Herzensarmen der Stadt an deren heiligster Stelle zum letztenmal umfangen werden, bevor das Geläute der Großen Glocke, Fahnengeflatter, düsterer Pomp und Musik sie nach zehn Grabreden ins Erddunkel entlassen.

Dem diese seltene Ehrung nun zuteil wurde, lag genau zwei Monate nach seinem 86. Geburtstag unter den hohen gotischen Fenstern des Chores im Sarg, der Dichter Adolf Meschendörfer. Die Geistlichen walteten ihres Amtes. Klänge der Andacht ertönten. Dann schritt ein schier endloser Zug von Menschen hinter dem Leichenwagen den Roßmarkt hinab und durch die Klostergasse zum Friedhof am Schloßberg.

So nahm das an Zahl furchtbar zusammengeschmolzene deutsche Kronstadt, die von Rumänen und Madjaren überflutete, die ihrer seit der Staufenzeit fast bis in die Gegenwart bewahrten Eigenständigkeit beraubte und ~~und~~ unter dem ihr aufgestülpten fremdwuchenden Gemeinwesen verstummte Stadt Abschied von ihrem leidenschaftlichsten Verherrlicher - freilich ohne ihre blaurote Fahne zu hissen. Das umflorte Coetus-Banner der Schüler des ~~beinahe ein Halbtausend Jahre~~ mehr als vierhundert Jahre alten deutschen Honterusgymnasiums senkte sich nicht über die Gruft des Rektors, denn in Siebenbürgen weht heute allein die Flagge der kommunistischen Herrschaft.

Obwohl die Stadt, von der Meschendörfer ~~wahrhaft~~ besessen war und und die vor ihm erloschen ist, den Glanz, den er und sie geliebt hatten, nicht entfalten konnte, bestattete sie ihn mit dem Andrang so vieler Trauergäste doch wie einen Fürsten, was Dichtern sonst kaum je geschieht und ihm zustand. Sie dankte ihm damit für das phantastische Bild, das er von ihr in die Welt geschickt, an dem er sich berauscht hatte und das kein Porträt nach der Natur ist.

Die besondere geschichtliche ~~Lage~~ Kronstadt der von Bergwäldern umrauschten, vor zwanzig Jahren noch kraftvoll wesenden südöstlichsten deutschen Stadt des Abendlandes sah er klar, ihr inneres Leben aber eigenwillig, ins Exaltierte ~~über~~übersteigert, er sah es von der Bühne zwischen Schwarzer Kirche und Honterusschule, auf der sich die Professoren und kirchlichen Würdenträger bewegten und zu der er die übrigen Stände wie gebannt emporblikken ließ. Stadtpfarrer, gar Sachsenbischof zu werden, da als gilt das Höchste, der Wettstreit zwischen den Ehrgeizigen, die darnach langen, entartet zu gegenseitiger Verfolgungssucht. Der Unterliegende in Meschendörfers "Stadt im Osten" , den der Dichter, der sich mit dessen Gegenspieler gleichsetzt, unbändig haßt, bringt sich gar um, wiewohl das zu dem frömmelnden Egoisten nicht recht ~~passen will~~ paßt.

Das wirkliche deutsche Kronstadt erregte sich zwar vor jeder wichtigen Ämterwahl, es ~~gab~~ regten sich List, Wut und Zank, doch ~~ganz und gar~~ nie keine Überwertung der Professoren und Geistlichen, eher das Gegenteil; die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Bevölkerung, ihre derbe Wahrheitsliebe, Humor, Selbstbewußtsein, geistiges und künstlerisches Aufgeschlossenheit, machten Streitigkeiten vielschichtiger, als Meschendörfer sie darstellt; nur ein Kirchenmann, von dem ein Fluidum von Welt und Talent ausging, konnte die Kronstädter diese Menschen für sich oder gegen sich entflammen; meist waren die Parteiungen stärker als ihre Kandidaten und diese die Geschobenen. Dabei beschränkte sich das Verhältnis zur Kirche nicht nur auf äußere Vorgänge; es bestand im Kern aus einer unmittelbaren religiösen, unpatheti-

schen, keuschen und undogmatischen, von Theologen daher unbemerkten Religiosität, die Meschendörfer nicht mitempfunden haben mochte; er gab ihr nie Ausdruck.

Obgleich sein Kronstadt-Bild, in das er das ganze deutsche Siebenbürgertum einfügt, zu sehr vereinfacht ist, eroberte der ~~xxxxxxxxxx~~ eigenartige, sprachlich sauber gearbeitete, von Gefühlen bebende Roman "Die Stadt im Osten" +) mit tiefer Berechtigung in ~~einem einzigen Jahr,~~ ein paar Monaten, 1932/1933, den deutschen Volksraum von der Nordsee bis in die Karpaten. Hans Grimm begrüßte ihn als das seit Jahren bestgeschriebene Buch, als Beispiel dafür, wie "Bücher aus der Nation heraus geschrieben und in sie hineingestellt werden müssen". Ihn und Hunderttausende überwältigte die Intensität, mit der Meschendörfer, damals schon fünfzigjährig, seinen Heimatort und darin, wofür jede Parallele fehlt, ein Gevierte von etlichen Hundert Metern zur Mitte einer Volkskonfession machte, sogar zum schrecklich bedrohten Angelpunkt der Weltordnung, womit er die tobende Enge des den Kronstädtern zugemessenen Daseins abendländisch und gesamtdeutsch verstrebte, auch dies mit stürmischen Bekenntnissen. Die Leser, angeschrieen, aufgerüttelt, von der ~~unvergleichlichen~~ Widerstandskraft der Kronstädter, die nüchtern betrachtet sich tatsächlich ~~unvergleichlich~~ bewundernswert war, zu bewahren wußten, in Begeisterung versetzt, erblickten jäh die auslanddeutsche Not. Und hierin lag die historische Aufgabe des Buches, dafür empfing der Verfasser mit Fug das Breslauer Ehrendoktorat, die Goethemedaille, Auszeichnungen des Deutschen Sprachvereins, der Deutschen Akademie und - in letzter merkwürdiger Auswirkung - zu seinem 80. Geburtstag wie zur Bestätigung, daß der zweite Weltkrieg alle jene Aufwallungen weggespült und das deutsche Kronstadt entthront hatte, den Arbeitsorden des kommunistisch gewordenen Rumäniens; ~~ein genauer, selbstprüferischer Arbeiter war er ja immer.~~

Man versteht ihn mühelos, hält man sich an sein Kronstadt-Bild. Ob richtig oder nicht, für ihn war es die selbstgeschaffene Insel, auf die er sich aus dem Alltag, dem er als Lehrer hart diente, zurückzog.

+) Hermannstadt, 1931 (als 1. Bd. der Deutschen Buchgilde), ab 1932 in München

Hier verdammte er, ~~Unrast und~~ beschwerliche Bürde ~~des Berufs~~ und Widerwärtigkeiten ~~des Lebens~~ abschulternd, dafür seelische Unrast die Stadt, die "einziggeliebte, furchtbare", "die uns nackt ausspeit, um dann unser Mark zu fressen". Mit so gräßlichen Anschaulichkeiten, die er sehr gern vorbrachte, sollte sein Haß maßlos ~~vor ihm selbst~~ erscheinen. Ernst ist das nicht zu nehmen. Er haßte, wie man wußte, etliche seiner Zeitgenossen hartnäkkig, zog sie in seine Dichtungen hinein und schonte sie keineswegs, doch was er der Stadt an Haß zudachte, ist Literatur, von Liebe ~~gänzlich~~ aufgewogen. Sein Bild von ihr pflegte er mit ~~der~~ Blindheit er schöpferischer Kindlichkeit; und es flößte ihm maßlosen Stolz auf sie ein, die ihm ~~war im~~ stellvertretend für sein Volk. ~~Dieses~~ Das Bild verhalf ihm dazu, sein langes Leben, bis auf Schicksalsschläge in der Familie, geruhsam zu ~~zuzu~~bringen; Liebende sind glücklich, wenn die Geliebte stets so ist, wie sie es haben wollen; am wenigstens spröde zeigen sich ~~sind~~ geliebte Träume. Die katastrophale Zerstörung der Heimat nach 1945 trieb ihn deshalb, wie ich überzeugt bin, ~~nicht~~ nie in ~~dauernde~~ längere Verzweiflung. ~~Von Anbeginn~~ Je länger er lebte, umso gesichteter schwebte er ~~bis ins Alter~~ über der Wirklichkeit.

Noch habe ich seine jungen Jahre nicht beachtet. Es kam mir zunächst darauf an, seine Wurzel, seine Idee, freizulegen. Als Sohn eines Modewarenhändlers mußte er Real-und Handelsschule besuchen, ~~setzte~~ erreichte es dann, ~~durch,~~ die humanistische Reifeprüfung nachholen zu dürfen, studierte an verschiedenen, meist deutschen Universitäten, was er zum Lehrberuf benötigte, und sog sich an mit den literarischen Neigungen, die damals für modern galten, kehrte heim, unterrichtete am Honterusgymnasium, wo ich den gedrungenen, kleinwüchsigen, beweglichen Mann mit dem großen Kopf und der mächtigen breiten Stirne zum erstenmal erlebte, indem er mich, als er in unserer Klasse der Zwölfjährigen den erkrankten Geschichtsprofessor vertrat, mit ~~den~~ seinen höhnischen, bei den Schülern gefürchten Bemerkungen, weiß Gott weswegen, duckte und mir außerdem den nassen Schwamm ins Gesicht schleuderte. ~~Es~~ Es kränkte mich nicht, denn er erzählte so herrlich von Achill, leider nur eine Stunde lang. Nie mehr saß ich vor ihm in der Schulbank.

Meschendörfers geistige Welt war anfangs teils die des "Kunstwart-kreises", also eine kunsterzieherische Gesinnung, teils die der l'art pour l'art-Künstler, die leicht in leerem Ästhetentum versandeten; beide Strömungen ohne rechtes Organ für Religion, wähnten sie sei die "Schönheit" Lebenserfüllung; Meschendörfers Svend vermutet in der "absolute Schönheit" sei das „Endziel" der Natur. Das Unheimliche und das Überirdische im Diesseits, der Mensch als Madensack, wie Luther sagte, und als Gotteskind, wie ihm verheißen wurde, es, Schönheit als Vergänglichkeit, eingeschlossen, das alles blieb in jener Einstellung, die uns flach anmutet und es ist, unbeachtet was ihr einen fatalen Beisatz von Arroganz zunächst.

Freilich, bei Meschendörfer verkoppelte sie sich bald dem Bestreben, den Landsleuten zu dienen. Mit dreißig Jahren gründete er die erste lebensfähige deutsche Kulturzeitschrift in Siebenbürgen, die "Karpathen", für die er sein Erbe opferte. Weit geringer als später war er dabei auf Kronstadt bezogen. Er wirkte für das damals über drei Millionen zählende Deutschtum Ungarns, vergaß weder Rumänen noch Madjaren. Damit lud er sich eine Pionieraufgabe auf, wie sie seinem Stamm, auch geistig, schon früher geleistet wurde.

Die von ihm entstandene Literatur der Siebenbürger Sachsen, künstlerisch mangelhaft, vorwiegend dem nationalen Selbsterhaltungswillen hilfreich, daher nie kritisch unter die Lupe genommen, schalt er hinterwäldlerisch, forderte für sie dieselben strengen Wertmaßstäbe, wie sie überall gelten. Er schlug hier Breschen, fing an Gestrüpp, frische Luft zu wehen. Darauf kam es jetzt an. Seine Gegner, am stärksten in kirchlichen Kreisen, spürten, daß seine ästhetischen Zielweisung der Wahrheit des Seins nicht genügen konnte, doch ihre Kunstansichten sie hatten dennoch unrecht, vorgestrig, weil sie selber im Gestrüpp verwickelt waren. In den sieben Jahren der Zeitschrift (1907-1914) gelang Meschendörfer ein kulturpoli-

schés Werk, dessen befruchtende Bedeutung sich am schönsten erwies in der zwei Jahrzehnte darnach beginnenden Blütezeit des deutschen Schrifttums der Siebenbürger, wenn es zutrifft, was alle Literaturhistoriker behaupten, und ich nicht bejahen kann, daß sie ohne Meschendörfers kritisches Roden nicht möglich gewesen wäre. Wieweit er die Donauschwaben und Karpatendeutschen besämte, müßte noch untersucht werden.

Das "Moderne", in das man offenbar mehr hineinpackte als das bloß Zeitgemäße, als wir es vermögen, verflocht sich oft mit Strähnen von Anmaßung, aber die Errichtung "Moderner Büchereien" in den deutschen Städten Siebenbürgens, die Bemühungen um ein gutes Handwerk - im "Jugendstil" jener Tage - was die Gründung des sehr lobenswerten "Sebastian Hann-Vereins" veranlaßte, blieben dauerhafte Leistungen, an denen Meschendörfer anregend und führend beteiligt war. So entfaltete er zeitbedingt und zeitwendend eine kultur- und kunstdüngende Tätigkeit wie vor ihm niemand in seiner Heimat seit der Reformation. Im Wirtschafts-, und politischen Leben, und musikalischen war man Taten daheim gewohnt, die nach Wert, selten nach Umfang, europäischem Niveau nicht zu gering nachstanden. Meschendörfer rückte den kulturellen Bereich auf dieselbe Höhe. Und als hätten sie auf den Ruf nur gewartet, traten nun wichtige Künstler vor, Maler wie Teutsch, Coulin, Wellmann, Ziegler, Mieß, vor allem aber der bedeutende Lyriker Eduard Schullerus, dessen Gesammeltes Werk Meschendörfer dann 1926 herausgab. An der Zeitschrift arbeiteten auch binnendeutsche Dichter mit großen Namen mit, Falke, Dehmel, Liliencron. Blättern wir heute in ihr, so befriedigt uns vieles nicht. Es war eben eine flache, vom Elementaren nicht gezeichnete Epoche. Das muß gerechterweise berücksichtigt werden. Als Ganzes sind die „Karpathen" ein ausgezeichnete Leistung.

Meschendörfer selber veröffentlichte schon 1907 (Buchausgabe Hermannstadt 1920) in den "Karpathen" sein erstes erzählerisches Werk, die "Leonore, Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen", der verriet, daß im weitausgreifenden Kulturpolitiker schon die ihn später so heftig durchdringende Liebe zu Kronstadt brannte, allerdings in seltsamer Umkehrung: Ein Reisender, immens reich, Ästhet und Snob, bleibt in der Stadt hängen eines Mädchens wegen, das er nicht zu gewinnen weiß, weil er mit Meschendörferschem Trotz die Wege zueinander zerstört. Das kleine Roman, von Ham-

sun in der Handlung etwas, in der Sprache kaum beeinflußt, und ohne die Hamsunsche Macht, mit jedem Wort ins Urgründige zu loten, hat man hinter die zwei anderen Romane unseres Dichters eingereiht; liest man es jetzt, so ist man überrascht. Wir haben diesem Roman unrecht getan. Was man an der "Stadt im Osten" und am "Büffelbrunnen" (München, 1935) bemängeln darf, zu viele von der Handlung nicht geforderte Schilderungen, romanhafte Überspitzungen, ekstatische Ausbrüche, beim Konterfei kleinbürgerlichen Begebnisse (im "Büffelbrunnen") gar zu neckisches Behagen, das der junge Meschendörfer, um nach seiner Art zu sprechen, in den Orkus gedonnert hätte, das alles fehlt im Erstlingswerk. Abgesehen von einem Dutzend unnötiger, veralterter Welt- und kunstanschaulicher Monologen, sind die Tagebuchblätter des Snobs Svend unvergilbt, dichterisch und überzeugend. Dieser Svend verkörpert Meschendörfers jugendliche Sehnsucht, reich, unabhängig, weltgängig, dem Schönen zugetan, arrogant, von etwas selbstverschuldeten und sich eingredeter Tragik umwittert und sie zugleich genießend zu sein. Die Sehnsucht war echt, deshalb schuf sie eine lebendige Gestalt, ein Kunstwerk, dessen Schlacken mit wenigen Streichungen beseitigt wären. Was ihm später nicht gelang, nur das Wichtigste zu sagen, hier in seinem überragend besten erzählerischen Werk ist es vollbracht, sogar dichterisch; es gelang nie etwas Besseres.

Während dieser, von vielen einst mit heuchlerischem Abscheu gelesene Roman des Dichters Sehnsucht widerspiegelte, brachte die "Stadt im Osten" zutage, was sie in der er mehr als zwei Jahrzehnte als Lehrer, nachher als Direktor der deutschen Mädchenschulen und schließlich als 93. Rektor des Honterusgymnasiums gewirkt hatte, — der leidenschaftliche Anwalt, Liebhaber und Richter der Stadt. Im "Büffelbrunnen" berichtet er, wie diese Mauserung vom Ästheten zum Kulturpolitiker vor sich ging; da erkennt ein junger Professor und Bücherwurm, als er auf der Hochzeitsreise unversehens auf volksdeutsche Not stößt, er müsse fürs Deutschtum arbeiten; er tut es, etwas harmlos, indem er Vorträge hält, aber

der Roman hat ~~ja~~ idyllischen Charakter trotz tragischen und kriminalistisch~~xx~~-heiteren Stellen. Von Meschendörfers Dämonie ging auf den Professor Fritz nichts über, so sehr sich der äußerliche Weg beider deckt. Im Buch ~~Daneben~~ treten uns lebensnah gezeichnete Gestalten vor's Auge, jede ist plastischer als die der "Stadt im Osten", ~~darunter~~ besonders die prachtvollen Originale des Onkels Florian und des Bierkönigs. ~~XXXXXXXXX~~ Langen Abschnitten ~~des Buches~~ haftet leider ein Beigeschmack von Kleinbürgerlichkeit an; das Milieu - ~~es ist hier fast durchwegs~~ eben das kleinbürgerliche - beeinflußte die Art der Darstellung, ~~und das ist bedauerlich~~.

Meschendörfer schrieb auch drei Theaterstücke. Sie erschienen in einem Band "Dramen" (Kronstadt, 1931). Zwei davon sind verwelkt: der "Abt von Kerz", dessen Titelheld sich zur Zeit, als der Deutsche Ritterorden das Burzenland verlassen mußte, zwischen Mönchs- und Rittergelübde abquält und, ~~durch~~ ohne Zusammenhang mit seinen Konflikten, ~~unmotiviert, den~~ den Tod durch die Tataren erleidet; das andere - "Vogel Phönix" - behandelt den Zusammenstoß zwischen "modernen" Idealisten und ~~einer~~ scheinheilig~~en~~, dumme~~n~~ Bürgerlichkeit; es hätte eine Satire werden können, wie es die groteske Handlung verlangt, ~~wenn~~ sie bloß humoristisch aufgefaßt worden wäre; ~~xx~~statt dessen werden in vollem Ernst die Thesen ~~der~~ junge~~n~~ Heimatverbesserer inmitten ~~xxxxx~~ komödienhafte~~n~~ Vorgänge, die der Verfasser ~~auch~~ ebenfalls ernst meint, verkündet. Im "Michael Weiß, Stadtrichter von Kronstadt" indessen, dem dritten Drama, einer Szenenfolge mit tragischem Ausgang, gut aufgebaut, lebendig, mit prallen Figuren, sprachlich eindrucksvoll mittelalterlich eingefärbt ~~haben~~ besitzen wir - nicht etwa eine klassische Tragödie - wohl aber das beste Volks- und Festspiel der Siebenbürger Sachsen, das, wie Aufführungen bewiesen, mitreißt; ~~und erschüttern kann;~~ wenn man es bearbeiten, Meschendörfersche Überspitzungen streichen dürfte, ~~wäre es ohne Fehl~~ erhöhte sich sein Wert.

Alle drei Dramen konnten in Deutschland nicht Fuß fassen. Ebenso eng dem Siebenbürgischen verwachsen wie die Romane fehlt ihnen ~~mangelt ihnen~~ ~~entbehren sie~~ deren grenzenübergreifende~~n~~s, auch fremde Hörer und Leser ~~ebenfalls~~ bannende~~n~~s Thema~~s~~.

Ein vierter Roman Meschendörfers, aus dem ich im "Klingsor" 1925 ein Kapitel veröffentlichte, sollte "Herkulaneum" heißen und dort spielen; er blieb unvollendet; der Dichter war wohl zu stark an Kronstadt gebun-

von
den, um/dem vorwiegend antiken Stoff länger gefesselt zu bleiben, der in seiner Lyrik jedoch mehrfach schöne Gestalt gewann.

Sein Reclam-Bändchen "Siebenbürgen" (1942) enthält außer der reizvollen Selbstbeschreibung seines Werdegangs neben Gedichten die lustige Geschichte "Onkel Gustav", übrigens die erste Erzählung von ihm, in der nicht er und seine Bekenntnisse im Mittelpunkt stehen, sondern eine handfeste Fabel, die ohne Abschweifung gut gestaltet ist. In der Erzählung "Zauber der Heimat" (Jena, 1944, auch als Feldpostausgabe) vertieft sich Meschendörfer, beeindruckt von den herrschenden politischen Anschauungen, die unsäglich anders war als seine, wieder mit der Beziehung des Einzelnen zur Heimat: ein Kronstädter heiratet in einen Jenenser Buchhandlung ein, ärgert seine Frau mit ewigen Lobreden auf Siebenbürgen, bis er bei einem Besuch in seiner Vaterstadt hört, er habe die Heimat durch Auswanderung verraten; das trifft ihn ins Herz; als freiwilliger Volkserwecker in kommunistisch verhetzten, vergessenen deutschen Siedlungen bei Diemrich sühnt er ein Jahr lang. Die Handlung ist erdacht, die Personen sind papieren, die Sprache der Erzählung fahl.

Nach dem zweiten Weltkrieg veröffentlichte er noch einen Band "Siebenbürgische Geschichten" (Kronstadt, 1947), die der "Zauber der Heimat" anführt; es fehlen jetzt die breiten Abschnitte nationaler deutscher Erregungen, womit sich die Tendenz verschiebt; der büßende Wortheld, den die Marxisten nicht mehr verprügeln, dient weniger dem Deutschtum als den armen Leuten. Die anderen Geschichten sind neu; jede ohne Bekenntnisballast, begrenzt auf eine Handlung oder einen Erlebnisvorgang, daher gelungene, teilweise heitere, da und dort von Wehmut durchschattete Arbeiten eines alten Mannes, wobei die letzte, die das Thema des Alters unmittelbar anfaßt, wieder zur literarischen Diskussion zurückkehrt, die der junge Meschendörfer liebte.

Eine strenge Bewertung seines Werkes mit dem Ziel, das Beste davon in einem Band zu sammeln, wird die "Leonore", "Onkel Gustav", einige Geschichten aus dem letzten Buch, doch aus den einst berühmt gewesenen Ro-

manen nur mehrere Proben, aus dem "Michael Weiß" ein zwei Szenen, aus den übrigen Dramen zur Wesenszeichnung des Dichters je eine Szene, aber von den Gedichten fast alle aufnehmen.

Die Gedichte erschienen lediglich in einer Liebhaberausgabe in etlichen Dutzend Stücken (1930), ~~was zu bedauern ist, denn~~ wer besitzt schon diesen Band? Man kann sich damit behelfen, ~~die Gedichte~~ sie aus Zeitschriften und Anthologien herauszufischen, und das lohnt sich. ~~Es~~ Ihnen ~~und damit wird mein bei diesem Nachruf bedrücktes Herz frei~~ berührt uns das geheimnisvoll Dichterische, das trotz der Gefühlsbeladenheit der Romane dort ~~unmittelbar kaum jemals vorbricht~~ kaum jemals spürbar ist, das Naturmächtige, Elementare, Urmenschliche, Urgöttliche, das uns ~~erschreckt und uns~~ den Atem stockken läßt. Von den drei siebenbürgisch-deutschen Schriftstellern, die in den letzten Monaten starben, Wittstock, Hajek, Meschendörfer, war der jüngste, Wittstock, mit dieser dichterischen Macht Gewalt am reichsten begnadet. In Meschendörfers Versen, selbst in den mit Bildungsfracht beladenen, die Antike und Geschichte beschwören, schwingt das Tremendum, das Urgründige, das Jenseitige ~~nicht~~ ebenfalls ~~geringer~~ mit. Der Liebhaber, Volkspolitiker, Dramatiker, Epiker war im Grunde ein Lyriker, dessen Werk an Umfang klein sein mag, doch sind nicht drei makellose Gedichte genug, um nie vergessen zu werden?

Sein schönstes Gedicht, ist die "Siebenbürgische Elegie":

Anders rauschen die Brunnen, anders rinnt hier die Zeit.
Früh faßt den staunenden Knaben Schauder der Ewigkeit.
Wohl vermauert in Grüften modert der Väter Gebein.
Zögernd nur schlagen die Uhren, zögernd bröckelt der Stein.
Siehst du das Wappen am Tore? Längst verwelkte die Hand.
Völker kamen und gingen, selbst ihr Name entschwand.
Aber der fromme Bauer sät in den Totenschrein,
Schneidet aus ihm sein Korn, keltert aus ihm seinen Wein.
Anders schmeckt hier der Märzwind, anders der Duft vom Heu,
Anders klingt hier das Wort von Liebe und ewiger Treu.
Roter Mond, vieler Nächte einzig geliebter Freund,
Bleichte die Stirne dem Jüngling, die der Mittag gebräunt.
Reifte ihn, wie der gewaltige Tod mit betäubendem Ruch,
Wie in grünlichem Dämmern Eichbaum mit weisem Spruch.
Ehern wie die Gestirne zogen die Jahre herauf.
Ach, schon ist es September. Langsam neigt sich ihr Lauf.

~~Ein Gedicht voll~~ Wunder. Seitdem ich es 1927 im "Klingsor" bald nach seiner Entstehung ~~darf ich sagen~~ veröffentlichte, denke ich ~~immer wieder~~ darüber

nach, was der betäubend reifende Buch des Mondes und des Todes sei, was des Eichbaums weiser Spruch. Ich finde keine Erklärung, aber kann ich jeden Vers Goethes entschlüsseln? In solchen geheimnisvollen Sätzen lagern sich Erlebnisse ab, die der Leser höchstens ahnt. Am geheimnisvollsten ist, daß die zauberische Satzgestalt das vom Verstand Unentzifferbare uns dennoch als schön und wahr ins Herz prägt. Meschendörfer, den es stets verlockte, zu viel zu sagen, und Gefühle überkochen und schäumen zu lassen, war das urgründig Zwingende auch zugemessen, und wo es wirkte wie in einem Teil der Gedichte, bestätigte es sein Dichtertum mehr als hundert Seiten seiner Prosa.

Als er im Ruhm stand, schrieben manche bedeutende Männer über ihn; auch nachher wurde er beachtet, so von Paul Fechter in unseren Blättern (2/1957). Das weitaus Klügste äußerte Karl Kurt Klein schon 1931 im "Klingsor" über ihn. Etliche dieser Literaturbetrachter, nicht Klein, glauben, es führe von seinen "Karpathen" ein gerader Weg - und das ist ein Irrtum - zur Kulturzeitschrift "Klingsor" (Kronstadt, 1924-1939), die ich herausgab. Als die "Karpathen" 1914 zu erscheinen aufhörten, war ich sechzehn Jahre alt, hatte sie im Elternhaus gelegentlich gelesen, aber ließ mich gleichgültig. Offenbar war das heimische literarische Leben und die Zeit der pflegerischen Schöngeister schon vorbei. Meine, sind die zukünftige Kriegsgeneration von Gott schon für andere Straßen bestimmt. Meschendörfers Ideen entstammten, stachlig gesagt, den Literatencafés, unser Aussage forderndes Erlebnis den Schlachten, dem bewiesene Bereitschaft, fürs eigene Volk zu fallen, den Tod und durch ihn - kaum aussprechbar - der Anhauch Gottes. Selbstverständlichkeiten wie strenge Kunstmaßstäbe, Eintreten für die Heimat, bedurften für uns keiner Erörterung. Das Schöne? So liebenswert es sein mochte, Kunst, Leben oder gar beider Sinn war es nicht.

Mein erstes Buch besprach und lobte als erster Meschendörfer. Beim "Klingsor" machte er mit. Seine literarischen Vorgänger hatte er befehdet, nicht immer gerecht, uns Jüngeren stand er bei, nie als Mentor, weit hie als Führungbeanspruchender, immer nur als Kamerad, unbedingt zuverlässiger Daraus wuchs

(was seinen Rang bezeugt)

auf beiden Seiten Freundschaft.

Jeden Tag, Glock eins mittag, wanderte er aus seiner Wohnung am Katharinentor über den Marktplatz ins Deutsche Kasino, wo vor seinem Stammsitz am Fenster des Leseraums der Kaffee für ihn schon dampfte. Die Beine auf die Bank gehoben, nahm er sich die Zeitungen vor. Wie oft kam ich hin, ihn zu sprechen! Seine Hoterausfestansprachen mit ihren Visionen aus der Stadtgeschichte beschwingten jung und alt. Als Lehrer war er geliebt und gefürchtet, als Schulleiter angesehen. Die wilden politischen Auseinandersetzungen im Deutschtums Rumäniens in den dreißiger Jahren zogen ihn zu den Radikalen, unpolitisch wie er war, auch hier über der Wirklichkeit schwebend. Als ich ihm zum letztenmal begegnete, bei einem Dichtertag in einem Remter der Marienburg an der Nogat, erschrak ich; außerhalb Kronstadts ~~war~~ wirkte er, der ein Weltmann zu sein gewünscht hatte, rührend unsicher; er sprach schwerfällig, ausdrucksarm wie zahlreiche Südostdeutsche, wenn sie dem binnendeutsche Sprachquell lang ferngewesen waren. Kerzen flackerten beim Wein. Da hörte ich ihn sagen: "Die blaurote Fahne hißt man bei uns nicht mehr, nur die deutsche - ich weiß nicht -" Einen Atemzug Stille. Man ~~sah~~ starrte ihn an. Ich allein begriff ihn. Er blieb stumm. Am nächsten Tag in Zoppot bat er mich: "Entschuldige, schau, wie macht man das, ich brauch eine Bettkarte nach Berlin, bitte". Ich besorgte sie, und brachte ihm in den Zug. Er legte mir die Hand auf die Schulter. ~~Vor zwanzig Jahren,~~ 1943 war es; ~~nie~~ ich sah ~~ich~~ ~~erblickte~~ ihn nicht wieder; zwanzig Jahre verstrichen seither — und nie mehr mit Meschendörfer ein Wort gewechselt! Damals in der Marienburg und in Zoppot, er war nicht greisenhaft, nein, er war weltfremd. Auf Inseln wird man es.

Vor mir liegt ein fünf Jahre altes Blatt des "Neuen Wegs", der Bukarester deutschen Kommunistenzeitung, mit dem Bericht eines Ausfragers über einen Besuch bei Meschendörfer, der nach der Pensionierung hoch über Kronstadt in seinem Garten hauste, ~~Seiner hohen Jahre wegen wohl hatte man ihn~~ Alters in Ruhe gelassen. Er antwortete den Gast ~~xxx~~ zeitgemäß - ~~Das~~ zeitgemäß heißt auch modern - er sei stolz auf den Arbeitsorden, freue sich, weil der Staat die Kultur fördere, er schätze Landsleute nicht, die nach Westen wollten und vertraue auf die Zukunft des Deutschtums in Ru-

mänien; darnach aber, und hier horcht man auf, bekannte er, nichts ärger zu hassen als Treulosigkeit; seine Leidenschaft sei gewesen, der Ichsucht und Heuchelei die Maske abzureißen, was ihm bittere Feindschaften eingetragen habe - oh, daran erinnerte sich immer noch! - und zuletzt sagte er: "Ich habe Schönheit in jeglicher Form und Gestalt stets als das Höchste und Köstlichste gepriesen, was ein Mensch schaffen oder genießen kann".

Du lieber, verehrter, in deiner Art einziger Adolf Meschendörfer, ein sanftmütiger Freund, ein väterlicher, du Streitbares Kind, Hasser der Plebejer, der unter die Plebejer geriet, einst schriest du dem Abendland zu, weil es deinen Landsleuten nicht half: "Die Sturmflut über uns alle". Sie kam 1945. Im Garten über Kronstadt, auf einer berghohen Insel, da überstandest du es, voll Trotz daran geklammert: die Schönheit blieb dein Banner, obschon die blaurote Fahne sie sank. Zwanzig mehr flakern Jahre. Ehern wie die Gestirne zogen die Jahre über dich weg. Was mußtest du verschweigen? Welche Meere von Schweigen sagte man mit dir ein. Doch darüber glänzt, was du gültig geschaffen, eine gewichtige Gabe deutscher Dichtung; daneben hast du auch Bemühen um die Erziehung zur Kultur verlangt Ehrfurcht, Dank und Ehrfurcht, nicht minder dein Wirken als Lehrer. Träumer, schwebend über der Wirklichkeit, was du rasend liebtest, die Stadt - was geschieht mit unserer Stadt? Lässt sie dich ruhen?

Heinrich Zillich

Das Dorf Tartlau in Siebenbürgen

Im 12. Jahrhundert rief der ungarische König Geysa deutsche Bauern und Bürger nach Siebenbürgen zum Schutze der Ostgrenze seines Reiches. Sie bauten Städte und Burgen und setzten damit den Kumanen und Petschenegen, die Ungarn bis dahin oft überfallen hatten, eine feste, manchmal überrannte, doch immer wieder neuerrichtete Mauer entgegen. Nur der südöstliche Landstrich, das Burzenland, bleib noch unbewehrt, bis siebzig Jahre später König Andreas II. den Deutschen Ritterorden mit dieser Gegend im Bug der Karpaten begabte. Vierzehn Jahre blieb der Orden da, schuf Dörfer, schuf Kronstadt, und wurde dann, weil er sich von der Oberherrschaft des Königs zu befreien suchte, vertrieben. Die Ritter mußten abziehen und begannen oben im Norden ihr großes geschichtliches Werk.

Ihre Bauern aber blieben, sie waren in den vierzehn Jahren seßhaft geworden; sie besetzten die Burgen der Ritter, und der König verlieh ihnen die gleichen Freitumsrechte, die den anderen deutschen Siedlungen Siebenbürgens zustanden. Wenn der herrschaftliche Anspruch der Ritter damit dahin war, die deutsche Saat ging auf in den unerhörten Leistungen der Freibauern und blühte bald auch in der mächtigen Paßstadt Kronstadt, die unzähligen Feinden widerstand, wirtschaftlich weit hinausstrahlte in die Donauebene und ins Türkenreich. Sie fiel auch nicht, als die Türken anderthalb Jahrhunderte in Budapest saßen. Die Dörfer aber wären in den Notzeiten verschwunden, hätten sich die Bauern im Schwertgebrauch nicht ebenso tüchtig gezeigt wie im Pflügen. Kein Dorf blieb unbewehrt, jeder baute seine Kirchenburg, jedes fiel den Feinden zum Opfer und erstand wieder.

Ein beispielloses Schicksal war dabei der Gemeinde Tartlau beschieden, die - wie mir ihr Pfarrer einmal erzählte - in fünfhundert Jahren fünfzigmal niederbrannte. Nur die Kirchenburg im Kern des Dorfes, in jedem Jahrzehnt des Mittelalters bestürmt, trotzte und gab den Bauern Kraft, ihre Höfe immer wieder aufzubauen.

Tartlau liegt an militärisch wichtigster Stelle. Es ist die erste deutsche Gemeinde, die der von Osten durch den Bozaupaß nach Siebenbürgen eindringende Feind berühren mußte. Die Deutschen Ritter hatten, als 1212 das Burzenland besiedelten, in dem Paß eine Befestigung, die Kreuzburg, errichtet; damit war die Gemeinde aber nicht genügend geschützt, weil sie mehr als eine Stunde davon entfernt in der Hochebene angelegt

worden ist.Sie hatte also noch einen Sonderschutz auf eigener Dorfmark nötig. Ursprünglich bestand er wohl in Palisaden und Erdwällen, doch als die Macht der Gemeinde wuchs und ihre mächtige Kreuzkirche aufstieg, wurde diese mit steinernen Mauern umgeben, durch Zubauten vergrößert, und so entstand die ausgedehnteste Kirchenburg ganz Siebenbürgens. Ihre Bauentwicklung zieht sich durch Jahrhunderte hin, durch eine Kette von Not, Kampf und Bewährung.

Die Gegend ist schön. Nah stehen die Wald- und Felsmauern der Karpaten im Osten und Südosten. Vom Gebirge weg breitet sich bretteben die Burzenländer Hochfläche mit ihren Dörfern und wird im Norden und Westen von Hügeln beendet, an denen ungarischer und rumänischer Volksraum beginnt.

Als die Ritter Tartlaus Gebiet abschritten, erhielt jeder Bauer eine gleichgroße Hofstelle nach altgermanischem Recht; die freie Beamten- und Pfarrerwahl wurde schon damals dem Dorfe gewährt; später aber in der Zeit der schönsten Entfaltung, hatten sich die Tartlauer Bauern das Recht erworben, über Leben und Tod auf ihrem Gebiet zu richten.

Zünfte gab es in diesem Dorf, das niemals mehr als 2400 deutsche Einwohner zählte; doch die Masse bestand aus Bauern, die neben ihrer Burg schon sehr früh eine Schule bauten, ihre herrliche Kirche mit einem kostbaren Flügelaltar schmückten, der in der deutschen Kunstgeschichte einen Platz verdient.

Der Aufstieg der Gemeinde zu einer in sich geschlossenen, durchaus bäuerlichen Gemeinschaft mit freier weitausgreifender Wirksamkeit war nicht leicht gewesen und groß war die kriegerische Not, die von den Tartaren und Türken drohte. Die Kirchenburg, aus der sich eine Vorburg wölbt, hat gewaltige Ausmaße, weil darin ein ganzes Dorf Platz finden mußte. In der Mitte steht die gotische Kreuzkirche. Kreisförmig schließt sich darum das Kastell, aufgebaut aus rohen Feld- und Flußsteinen. Die Ringmauer, zwölf Meter hoch und fünf Meter breit, trägt oben einen eingebauten Umlauf, der mit Ziegeln gedeckt ist und die vier gewaltigen Wehrtürme miteinander verbindet, zugleich auch den Zugang zu den Schießscharten und Pechlöchern ermöglicht. Um die Hauptringmauer zog sich früher noch eine niedrige Mauer, wohl zum Schutz der Herden und anderer Habe; ein breiter Wassergraben umzog die Festung. Innen an der Hauptmauer befinden sich noch heute 260 Kammern, darin die einzelnen Bauernsippen bei Belagerungen Unterkunft fanden. Ein Gewirr von Holztreppen führt zu diesen Stuben. Für Pfarrer und Schule war auch ein Raum vorgesehen.

Wir wollen in der Chronik des Dorfes ein wenig blättern. Da ist zunächst zu melden, daß 1242, dreißig Jahre nach der Gründung, die Mon-

golen die Gemeinde niederbrannten und viele Menschen weführten. Sechsunddreißig Jahre später erleidet das Dorf durch die Tataren das gleiche Schicksal, und nach sieben Jahren nochmals. Dann schweigt die Chronik lange. Ihr nächstes Wort berichtet von wiederholten Tatarenverheerungen in den Jahren 1336 bis 1345. Hierauf schweigt sie wieder. Von 1421, wohl zu einer Zeit, wo die Kirchenburg schon in ihrer heutigen Größe stand, wird berichtet, daß Tartlau durch die Türken zugrunde ging, zehn Jahre später nochmals, nach einigen Monaten wieder. Sechs Jahre darauf werden 36ooo Gefangene aus Siebenbürgen von den Türken verschleppt, darunter viele Tartlauer. Einige Jahrzehntelang herrscht Frieden. 1493 verheeren die Türken das Burzenland und treiben zahllose Menschen, auch aus Tartlau, in die Sklaverei. 152o brennt das Dorf nieder; Hexen legten den Brand, sie werden gefoltert und hingerichtet. In den folgenden Jahrzehnten setzen Feinde immer wieder den Feuerhahn auf Tartlauer Höfe. 1547 plündern die Türken den Ort, die Bauern in der Burg müssen erbittert zusehen, wie ihre Habe verschwindet, vier Jahre darnach wieder. Ein Jahr später nimmt Fürst Vlad die Außenmauer der Burg; die Hauptmauer wird tapfer verteidigt, er brennt den Ort nieder, zieht heim in die Walachei und läßt die Pest zurück, die im Burzenland 5ooo Menschen tilgte. Nach fünf Jahren kommt der Fürst der Moldau, lagert bei Tartlau und zeigt sich als Freund. Doch folgen nach zwei Jahren die Tataren; Tartlau brennt nieder; vier Jahre später Dorf und Schloß, zehn Jahre darauf lassen die Tataren kein einziges Haus unversehrt. Nach zwölf Monaten richtet ein Erdbeben großen Schaden an. Die Tartlauer bauen Ort und Burg so schön auf, daß schon nach vierzehn Jahren der siebenbürgische Fürst eine Zeitlang in ihrer Burg Hof hält. Dreiundzwanzig Jahre vergehen, da verwüstet Fürst Michael der Walachei den Ort, ohne ein Haus zu schonen, drischt die Frucht aus, führt sie weg und legt alles in Asche. Viele Menschen werden hingerichtet. Viehsterben setzt ein. Nach wenigen Monaten ist Fürst Michael wieder da, zweimal in einem Jahr, im folgenden nochmals. Die Not wird entsetzlich. Tartlau brennt ab. Die Menschen essen die Ähren auf dem Felde. Sie ziehen selbst den Pflug durch die Schollen. Der Chronist meldet, daß manche dabei wieherten wie Pferde.

In fast allen folgenden Jahren schlagen Flammen aus dem Dorf oder lagern verbündete Truppen in den Häusern. Die Burg fällt nicht. Das Vieh wird geschlachtet, die Bauern auf dem Felde gemartert, weggetrieben, die Saat gemäht. Türken, Rumänen, siebenbürgische Heere, ein unentwirrbares Durcheinander! Erst 1616 wird es ruhiger, denn in den dreißig folgenden Jahren brennt Tartlau nur fünfmal ab, 1652 bis auf

acht Häuser, auch die halbe Burg sinkt in Asche. Im gleichen Jahr kommen die Türken wieder, sechs Jahre später nochmals, das Dorf brennt, die Burg ergibt sich nicht. Vor dem Kronertor stellen die Türken gefangene Bauern der Nachbargemeinden auf und bieten sie zum Kaufe an. Kinder wurden für zwei bis drei Taler, Erwachsene für zehn Taler von der Burgbesatzung freigelöst, aber sie hat zu wenig Geld, um alle zu kaufen, kaum für die deutschen Gefangenen reicht der Schatz. Wer keinen Käufer fand, wurde vor der Burg von den Türken niedergesäbelt und verscharrt.

In den nächsten Jahren dringen die Osmanen mehrmals ins Land, aber die Zeiten scheinen etwas friedlicher. 1863 marschieren die Türken zur Eroberung Wiens durch das Burzenland und an Tartlau vorbei.

Einige Jahre darauf sind die Kaiserlichen in Siebenbürgen. Kaum nehmen sie es in Besitz, beginnen die Kurutzenkriege mit den Ungarn, die sich Wien nicht unterwerfen wollen. Tartlau leidet unendlich, wird mehrmals niedergebrannt, auch die Türken kommen wieder. Bis in das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geht das so weiter, dann endlich breitet sich unter dem deutschen Doppeladler Ruhe aus. Pest und Cholera wüten zwar einigemal, aber der Markt wird wohlhabend. Jesuiten versuchen die in der Reformation lutherisch gewordenen Bauern zu bekehren - vergebens. Noch dreimal zieht der Krieg über Tartlau, 1848, 1916 und 1944, aber gemessen an den Leiden der Vorfahren sind es geringfügige Ereignisse.

Inzwischen hat das Land seine Staatszugehörigkeit gewechselt, glitt aus der kaiserlichen in die ungarische, aus dieser nach dem ersten Weltkrieg in die rumänische Hand. Das Dorf blieb deutsch, doch nahm seine rumänische Bevölkerung, die in den frühesten Urkunden nicht erwähnt wird, überhand.

Als während des 1./ Weltkrieges der letzte österreichische Herrscher Tartlau besuchte, führte ihn der deutsche Ortspfarrer in die Kirchenburg. Sie gingen durch das wohl dreißig Schritt lange Torgewölbe. In der Mitte hängt ein Fallgatter, unter dem man durchschreiten muß. Der Pfarrer erzählte, das Gatter falle nach Meinung der Bauern auf jeden, der gelogen habe, darum heiße es das Lügengatter. Sieh- und da machte der Kaiser, der gerade jenen unseligen Sixtusbrief geschrieben, der die Bundesgenossenschaft mit dem Deutschen Reich heimlich verraten hatte, einen großen heftigen Schritt. Aus dem Gefolge aber, das mehr zu wissen schien, als es wissen durfte, flüsterte einer dem Pfarrer zu: "Lassen Sie solche Späße!" Das Gatter fiel nicht. Die Burg ist friedfertig geworden.

Sie steht groß und grau. Kinder, Zöglinge eines deutschen Bezirkswaisenhauses, lärmten darin bis in die Zeit des 2. Weltkrieges. Im August 1944 drangen die Russen ins Land. Damit fällt der Schatten über die Gemeinde. Die deutschen Bauern wurden enteignet; sie arbeiten heute in Kolchosen, in Fabriken, beim Wegbau. Herren ihres Grundes sind sie nicht mehr. Die Burg ragt immer noch.

ikgs

Der Künder und Vorkämpfer des Südostdeutschtums

Vortrag zur Adam Müller-Guttenbrunn-Feier in Flensburg am 12.XI. 1952

Von Heinrich Zillich

Meine Damen und Herren,

wir sind festlich versammelt, um einen Dichter zu ehren, der vor hundert Jahren außerhalb Deutschlands geboren wurde und dennoch auf deutschem Boden, sofern ein Landstrich so heißen darf, den Deutsche gerodet, dem sie allein den schöpferischen Odem eingeflößt, das kulturelle Angesicht gegeben und den sie sich mit immer neuer Aussaat und Ernte, mit Städten und zahllosen Dörfern, zur Heimat gemacht haben.

Adam Müller-Guttenbrunn, dessen wir heute gedenken, entstammt dem Banat, einem Teilgebiet der weiten deutschen Siedlungen, die nach der Türkenvertreibung im damaligen Ungarn angelegt wurden, wo nach einem Wort des Dichters schließlich mehr Schwaben hausten als in Württemberg. Diese Herkunft ließ ihn früh geschichtliche Zusammenhänge erkennen; sie lehrte ihn durch Leiden das politische Verhängnis seiner Zeit zu durchschauen; sie trieb den begabten Dorfburschen jener erstaunlichen Entwicklung zu, die ihn während der Jahrzehnte vor dem ersten Weltkrieg im geistigen Leben Wiens zu einer mitunter umstrittenen, stets aber wichtigen Erscheinung erhob. Der Herkunft verdankte auch sein Dichtertum das entscheidende Thema und ihr den Ansporn zu einer ungemein regen kulturpolitischen Tätigkeit, die, getragen von sozialer Einsicht, deutschem Gefühl und europäischem Verantwortungsbewußtsein, in die Zukunft vorausgriff und uns heute noch Richtlinien aussteckt.

Gewöhnlich sieht man in Müller-Guttenbrunn bloß den bedeutendsten Erzähler der Donauschwaben, was er zweifellos war, doch dünkt mich der ihm häufig zuerkannte Titel Heimatdichter unzulänglich, obgleich, recht aufgefaßt, damit bekräftigt wird, daß sein Werk Fülle und Herz einer

ganzen Landschaft auszusagen vermochte. Unleugbar ist hingegen auch der abschätzige Beiklang eines solchen Titels, der dessen Träger ins Hausbackene verweist. Wie der andere große Dichter des Banats, Nikolaus Lenau, aufs Geburtsland nicht beschränkt werden kann, darf dies bei Müller-Guttenbrunn ebenso wenig geschehen. Zwar fängt er im Spiegel seiner besten Romane vorwiegend die dörfliche Heimat auf, doch die Stoffwahl ist nicht so entscheidend wie ihre Gestaltung. Wahrhaft gültige Epik wird, auch wenn sie einen scheinbar kleinen Ausschnitt des Lebens beleuchtet, sinnbildlich für allgemein menschliche Verhältnisse und steigert sich zum Gemälde einer Epoche. So fand ganz Osteuropa, besonders der südliche, zwischen Alpen und Karpaten gebettete Raum mit Millionen dort eingewurzelten Deutschen, in Müller-Guttenbrunn einen dichterischen Künder, politischen Wortführer und tätigen Anwalt. Das war nur möglich, weil er, fern jeder Hausbackenheit, innere Weite hatte, landübergreifende Schau und reichhafte Gesinnung, die das Kleine bejahte als Baustein des Ganzen.

Alle Südostdeutschen empfinden sich durch ihn dargestellt; er ist ihr Dichter, gleichgültig, ob sie zu den Schwaben, Sachsen oder Zipsern zählen. Sobald sein Name fällt, fühlen sie sich aufgerufen. Seine Romane sind Gleichnisse ihres Schicksals, seine politischen Grundanschauungen die ihren. Die Gesamtheit ihres Lebens drang zum erstenmal durch ihn, breit, frisch und überzeugend geformt, in die deutsche Literatur ein. Wäre Europa hellhöriger gewesen, hätte es die von diesem Dichter und Kulturpolitiker entlarvten Dämonen in der riesigen südöstlichen Wetterecke wirklich zu erkennen vermocht und gegen sie die Mittel angewendet, die er zur Bändigung vorschlug, so stöhnte heute kein Glied des Abendlandes unter dem Steppenstaub.

Wir feiern also den Dichter, dessen kräftige Erzählargabe Früchte hervorbrachte, die ein halbes Jahrhundert lang unverwelkt blieben; wir feiern außerdem den seherischen Menschen, wobei wir mit Bestürzung be-

greifen, daß kein Unheil naht, ohne rechtzeitig von einer warnenden Stimme vorausgesagt zu werden, die freilich immer auf taube Ohren stößt. Die meisten Menschen durchschauert das Entsetzen ja erst, wenn es sie schon würgt.

Aus seiner Herkunft, sagte ich, sei der Werdegang des Dichters erklärbar, sofern Außerordentliches überhaupt verständlich wird, denn wir dürfen das Unwägbare nicht leugnen, das als Gnade oder Sendung den Berufenen leitet. Indessen schenken auch Erde und Umgebung ihre prägende Hilfe, und bei diesem Manne gehört dazu noch der wache Sinn für die Verpflichtung, die sich aus der Geschichte seiner Heimat den treuen Söhnen auferlegt.

Durch Uneinigkeit und Verrat der Magnaten geriet Ungarn nach der Schlacht bei Mohatsch 1526 in die Gewalt der Türken. Als hundertsechzig Jahre später kaiserliche und Reichsheere die Eroberer verjagten, lag das Land wüst, versumpft, von Menschen kaum bewohnt; und was in den Winkeln endloser Leere verstreut ein armseliges Dasein fristete, war unvorstellbar verwildert, Strandgut der seit vielen Generationen andauernden ungeheueren Auseinandersetzung zwischen der Christenheit und dem Islam. Weder nach Zahl noch Fähigkeiten konnte von diesen Leuten erwartet werden, daß sie die Öden, die sich Europa endlich zurücknahm, bestellen würden. Auch vom Adel, der hier einmal Besitzungen besessen hatte und heraneilte, um Pfründen einzuheimsen, durfte man vorerst keine echte kolonisatorische Leistung erhoffen. Ein Teil der Edelleute zeigte sich überdies reichsfeindlich. Hier wirkte die alte Tradition der Untreue gegen die Aufgabe Ungarns nach, das nach seinem Gründer, dem König Stephan dem Heiligen, ein dem Westen erschlossener, ans Reich gelehnter Staat sein sollte, der allen Einwanderern Freiheit gewährte, weil nur von ihnen höhere Gesittung auszustrahlen vermochte. Das nomadische Seelenerbe freilich fühlte sich bedrückt von einer solchen fruchtbaren Ordnung. Es zieht sich durch die ungarische Geschichte

ein roter Faden des Widerstands gegen den Westen. Während das eigene Volk - die misera contribuens plebs, die elende steuerzahlende Masse - in grausamer Hörigkeit gehalten wurde, genoß der Hochadel mit dem zahlreichen Kleinadel beinahe unbegrenzte Rechte ohne nennenswerte Pflichten; sie versuchten das Königtum ständig zu schwächen und meinten damit für Ungarns Freiheit zu fechten. Vor beiden Angriffen der Türken auf die Reichshauptstadt Wien drängten solche Ehrgeizige die Pforte zum Krieg. Bald nach Erlösung ihrer Heimat vom islamischen Joch entfesselten sie einen Aufstand gegen die Befreier, stützten sich hiebei auf den alten Feind Europas und ihr Anführer Rákóczi fand zuletzt beim Sultan ein Altersasyl.

Ungarns Gesundung konnte nur vom Kaiser bewirkt werden. Wie schon einmal vor vielen Jahrhunderten deutsche Zuwanderer alle Zweige des höheren Lebens, Städte, Handel, Gewerbe, Schulen und Künste, begründet und fortan fast allein in Gang gehalten hatten, mußten sie nun wieder dasselbe leisten. Pläne Prinz Eugens setzten die Ziele, verdiente Staatsmänner führten sie durch. So floß, als der Frieden gesichert schien, durch sechzig Jahre in stets erneuerten Wellen ein Strom von Bauern, Handwerkern, Lehrern und Beamten donauabwärts. Sie verwandelten die Sümpfe zu Weizenfluren, füllten die Städte mit schaffenden Menschen, bauten ungezählte Dörfer; zugleich retteten sie neben den Madjaren auch die übrigen Völker des Südostens durch ihr vorgelebtes und allmählich nachgeahmtes Beispiel aus dem Verfall. Sie dehnten sich ~~[illegible]~~ siedelnd bis zur Grenze des benachbarten, jetzt ebenfalls kaiserlich gewordenen Siebenbürgens aus, wo dieser Vorgang der Europäisierung schon seit Mitte des 12. Jahrhunderts vom deutschen Freitum genährt wurde, das sich sogar in der hier dreihundert Jahre andauernden Türkennot im Schutz seiner bewehrten Orte hatte erhalten können.

Unter den Einwanderern, die man, woher sie auch stammten, Schwaben nannte, befand sich Christian Luckhaup aus Fürth im Odenwald; er machte

sich 1744 in Guttenbrunn ansässig und wurde der Stammherr einer bald reichen, zum Dorfpatriziat gehörenden Sippe. Adam Müller-Guttenbrunn war der uneheliche Sproß eines solchen Luckhaup und dessen Braut Eva Müller. Als Tochter eines Handwerkers fand sie bei den bauernstolzen Eltern des jungen Vaters keine Gnade. Die Hochzeit unterblieb.

Zum Makel der Geburt, die dem kleinen Adam manche frühe Demütigung brachte, kam ein schlimmeres Ereignis. Vom Dorfklatsch fälschlich des Giftmordes verdächtigt, saß seine Mutter ein Jahr lang in Untersuchungshaft. Nie konnte der Dichter diese Erlebnisse völlig verwinden; unter den stets zahlreichen Gestalten seiner Romane entdeckt man fast regelmäßig eine ledige Mutter; kaum einmal wird sie als schuldig oder unehrenhaft gezeichnet. Aber durch episodische Schilderung ähnlicher Schicksale ließ sich die tragische Geschichte der eigenen Mutter vom Herzen nicht abwälzen; was sie erlitten, war durch Häufung der Unheilsschläge ein großartiger Stoff; er verlangte unmittelbar dargestellt zu werden. Erst im Alter griff ihn Müller-Guttenbrunn auf; er brauchte bloß die wirklichen, in der Erinnerung auf das Wesentliche gereiften Vorgänge zu schildern, um mit dem Abrollen der fortreißenden Handlung das Gewese eines ganzen Dorfes zu verewigen. Jede Figur empfing dabei Form und Eigengewicht, jede folgt dem Zug ihres Schicksals. Da atmen uns der saubere, warmherzige Großvater, die resche, den Sohn innig liebende Mutter, die vielen Verwandten, die guten und bösen Weiber, Männer und Kinder der Gemeinde lebendig an. Rundum schwingt die Natur mit. Auch die staatlichen Verhältnisse und die Zeitatmosphäre werden gegenwärtig. In diesem Buch erklomm Müller-Guttenbrunn den Gipfel seiner Kunst und berührt sich hier mit einem anderen sprachgewaltigeren Dichter, der gewiß tiefer schürft, Mensch und Geschehnisse abgründiger auslotet, mit Jeremias Gotthelf, dem er jedoch in der Wiedergabe der tausend Zellen einer ungebrochenen ländlichen Gemeinschaft kaum etwas nachgibt.

ikgs

Das vom Fehltritt der Mutter abgestempelte Kind, dessen Begabung

dem Lehrer und Pfarrer auffiel, besuchte zwei Jahre hindurch das deutsche Piaristengymnasium in Temeschburg. Als es die nächste Klasse betrat, war die Schulsprache plötzlich madjarisch geworden, obgleich im Banat nur eine kleine ungarische Minderheit lebte. Vom "Dämon Staat" verwundet fiel Adam durch, kehrte als Gescheiterter und Verspotteter ins Dorf zurück und mußte bei einem Onkel, der die Baderei betrieb, nun balbieren, klystieren und sonstige Künste erlernen. Zwischendurch entfloh er ins Siebenbürgische nach Hermannstadt, in eine Umwelt, die ihrer Deutschheit bewußter war und sich kein Tüpfelchen davon rauben ließ. Obgleich er hier nur kurz verweilte, gewann er Eindrücke, die ihn für immer bestimmten.

An ähnlichen Weisungen gebrach es ihm auch sonst nicht. Daß ihn der der Sprachterror aus dem Gymnasium jagte, daß er vom Hause des Großvaters die Ruinen von Világos, wo die madjarischen Rebellen 1849 die Waffen streckten, erblicken konnte, daß in der Friseurstube 1866 der damalige preußisch-österreichische Krieg eifrig beschwatzt wurde - all dies klärte ihn fast handgreiflich über die Mächte und Gegenmächte in Ungarn auf, von denen sein Los abhing. Wie er sich dazu stellte, ist nicht zweifelhaft; im Gesicht seines Vaters, wie es uns ein Lichtbild zeigt, entdeckt man überdeutliche Züge des Trotzes, die auch ihm eignen, bloß sind sie beim Vater, der es duldete, daß seine Geliebte mit tausend Gulden großbäuerisch abgefertigt wurde, zu rücksichtloser Härte versteint. Beim Sohn verwandelte sich die überkommene Eigenschaft auf geistig höherer Ebene zum unbeugsamen Kampfwillen gegen Zwang, Widersinn und Unfreiheit. Das vorherrschende Element seines Lebens war dieser männliche Tatenmut.

Der Onkel brachte den Achtzehnjährigen 1870 nach Wien, damit er sich zum Feldscher ausbilde. Aber die Schule, die der Bader einst besucht hatte, war inzwischen erloschen. Adam blieb dennoch in Wien, bereit, sich fortan allein durchs Leben zu schlagen; etwas Geld hatte er in

der Tasche. Er rasierte Kunden seiner Wirtsmutter, einer Bekannten des Oheims, besuchte Kranke mit der Klystierspritze, schrieb sich in der Handelsschule ein, der er bald entlief, dann im Lehrgang für Telegrafenbeamte und bestand hier die Abschlußprüfung. Im Mai 1873 saß er wohlbestallt am Depeschengerät in Linz. Betreut von einer älternden Zimmervermieterin, die ihm zur zweiten Mutter wurde, hätte er bei entsprechender Veranlagung nun auf dem Amtsschimmel verspießern können.

Sein Bild aus jenen Tagen gibt einen hübschen Jüngling wieder, ohne geistigen Ausdruck, bloß der etwas derbe Mund fällt auf. Einige Jahre später ist er völlig verwandelt. Noch fehlt das hochmütig abweisende Mißtrauen, das im Mannesalter sein Antlitz bedeckt. Ungewöhnlich beseelte Augen, weiche Linien, Knebelbart und lange Haare, die modischen Zierzeichen der Künstler in der Gründerzeit,verleihen ihm das Aussehen eines Schwärmers. Was war mit ihm vorgegangen? Seifte er wirklich einmal in der Guttenbrunner Baderstube Bauern ein, und setzte ihnen Blutegel an? Jetzt ist er verinnerlicht; nichts an ihm gemahnt daran, daß er der derben Diesseitigkeit deutscher Landwirte am Saume der kaiserlichen Herrschaft entwuchs. Ein Wunder war geschehen!

In den ersten Wiener Jahren hatte sich ihm eine vorher nicht erahnte Welt aufgetan, die er von der Galerie des Burgtheaters bestaunen durfte, wann immer es sein Beutel erlaubte. Auf dieser Hühnerleiter der Kunstberauschten saß er verzückt wie auf der Schulbank eines reineren, köstlicheren, bedeutsameren Daseins. Kaum hatte er da seine Wesensheimat, den oft so höllisch finsteren Himmel des Geistes, ersichtet, als er auch schon hineinsprang. Er dichtete, doch waren die Erstlinge keine Verse, sondern, anders als es bei den meisten Dichtern anfangs zu geschehen pflegt, Akte eines Trauerspiels. So nötigte ihm die Bühne, die ihn zur Kunst erweckte, auch die Art der dichterischen Äußerung auf; freilich erwies sie sich durchaus als launische Freundin.

Was ihm an Bildung fehlte, - so gut wie alles - eignete er sich mit

dem Feuereifer des Autodidakten an, sicherlich getrieben von törichter Überschätzung des Wissens, wie dies im damaligen Bürgertum üblich war. Tausend Bücher mag er auf einmal verschlungen haben, dazu hörte er Vorträge und Universitätsvorlesungen, zu denen er sich den Eintritt verschaffte. Dies tun Kulturhungrige in seiner Lage von jeher, beachtenswerter ist es indessen, daß der kleine Telegrafist wenige Jahre darnach plötzlich als Theaterkritiker Aufsehen erregt und am Linzer Stadttheater erfolgreich aufgeführt wird. Heinrich Laube nimmt sich des jungen Autors an, läßt ein zweites Stück von ihm in Wien über die Bretter laufen, und wieder spenden die Zuschauer Beifall. Ehe der im Banat Gescheiterte das dreißigste Jahr erreicht, streift er die lästige Fessel der Beamtenlaufbahn ab und übersiedelt als freier Schriftsteller für immer in die österreichische Hauptstadt. Niemand kann ihm jetzt Bildungslücken nachsagen. Die Literaten kennen, befehden oder loben ihn. Die Eierschalen sind abgeworfen. Ein knappes Jahrzehnt genügte, daß er sich vom ungünstigsten Ausgangspunkt her emporschwang und ein Wirkungsfeld eroberte, dessen Echo bereits durch Deutschland lief. Was er nachher leistete, wundert uns weitaus weniger; es erfüllte sich folgerichtig.

Eingewienert, wie er es war, ergriff er zu den verschiedenartigsten Geschehnissen der Stadt und der Zeit, vornehmlich als Kunst- und Kulturkritiker, das Wort, aber ihm mangelte zum Glück die Leichtigkeit, freilich auch der Humor, bei diesem geschäftigen Treiben zum Virtuosen der Tagesschreiberei herabzusinken, was in der Luft Wiens, zu der man ihn bald zugehörig empfand, mit begabten Presseleuten nicht selten geschieht. Die ererbte Bodenschwere des Banats hinderte ihn zu spielen. Seine beispiellos fruchtbare Zeitungsmitarbeit - er verfaßte jahrelang fast täglich einen Aufsatz - entfloß in jedem Falle einer unbestechlichen Gesinnungstreue, diente festen Zielen, hatte Grundsätze und mündete in große Forderungen ein.

Es würde verwirren, wollte ich aufzählen, an welchen Blättern und

Zeitschriften er ständig beschäftigt war, teilweise als Schriftleiter. Er verpflichtete sich nicht nur Wiener Redaktionen, sondern auch Zeitungen in der Provinz. Vor allem in Preßburg, meist unter Decknamen, ist eine Legion seiner Beiträge erschienen.

Ein energischer Zug zum sozialen Denken und zur kulturpolitischen Tat war sogleich sichtbar und verstärkte sich mit den Jahren. Müller-Guttenbrunn ist Mitbegründer der "Literarisch-künstlerischen Gesellschaft" und des"Deutschen Schulvereins", dessen Kalender er herausgab. Seine polemische Flugschrift "Wien war eine Theaterstadt" regte die Errichtung des Deutschen Volkstheaters an; mit einer anderen über "Die Lektüre des Volkes" veranlaßte er die Schaffung des Wiener Volksbildungsvereins und der Volksbüchereien, wobei er bei der Ausgestaltung dieser Verbände leitend beteiligt blieb.

Welche reformatorischen Ziele ihm vorschwebten, verrät der Name der neuen Organisationen, die alle die Kunst dem breiten Volke näher bringen sollten. Soziales Mitgefühl, gespeist aus Erfahrungen des eigenen Lebenswegs, überzeugte ihn, daß Kultur kein Vorrecht der Reichen sein dürfe; sie müsse als Gut der Menschheit jedermann zugänglich gemacht werden. Indessen hing er, entgegen der Zeitströmung, keinen liberalistischen Allgemeinheiten an; er wußte, daß der Mensch nur im Volksganzen wurzelhaft lebt. Reisen in die Heimat befestigten diese, ihm schon von Natur und Herkunft eingepflanzten Anschauungen. Aus dem Kulturpolitiker wurde dabei der Volkspolitiker von bewußter deutscher Haltung, doch ohne chauvinistische Überspitzung; wofür sich ein Beweis auch daraus finden läßt, daß ihn der bedeutende jüdische Ethiker Karl Kraus, gegen Angriffe der jüdischen Presse verteidigte.

Seine Hoffnung, sich an Seiten der führenden Dramatiker jener theaterfrohen Zeit behaupten zu können, neben Sudermann und Hauptmann, verwirklichten sich nicht. Er hatte einige Erfolge, manche seiner Stücke wurden gespielt und gedruckt, nicht nur in Wien. Doch gerieten sie bald

in Vergessenheit. Umso rührender mutet die unverdrossene Hartnäckigkeit an, die ihn stachelt, auf der Bühne die Krönung seiner Kunst zu erlangen. Er spürte noch nicht, daß er im Feld der Epik zum Meister bestimmt war. Diese Erkenntnis verspätete sich auch deshalb erheblich, weil ihn seine dreifache Unrast, die dramatisch schöpferische, die kulturreformatorische und die theaterkritische, 1893 für zehn Jahre auf einen weiteren Seitenpfad lockte.

Er übernahm die Direktion des frisch aus der Wiege gehobenen Raimundtheaters, das er als Volksbühne, wie er sie oft gefordert hatte, auszubauen gedachte. Soweit es Widerstände, auf die er bald stieß, zuließen, bewährte er sich; Spielplan, schauspielerische Leistung, Regie waren im allgemeinen überzeugend. Er scheiterte - künstlerische gesehen - an einer Lächerlichkeit, an den unverständigen Haupteigentümern des Theaters, die ihn stürzten, weil sie eine dem Massengeschmack unterworfene Auswahl der Stücke wünschten. Gegen die Banausen kämpfte er rücksichtslos; mit ihm Kirschen zu essen, war nie leicht; dennoch hatte er die meisten Aktionäre hinter sich, dazu den besseren Teil der Presse; es entschied freilich zuletzt die Aktienmehrheit im Säckel der reichen Minderheit. Ähnlichen Intrigen unterlag er, als er sich bewegen ließ, das Kaiserjubiläums-Stadttheater als Pächter zu übernehmen; hier gerät er in den politischen Streit der Liberalen gegen den berühmten Wiener Bürgermeister Lueger, als dessen Mann er zu Unrecht galt. Mit schwerer Schuldenlast endete dieses mehrjährige Martyrium.

Wie er sich aber nun aus dem Abgrund herausriß, mit einem Fleiß, der ins Unwahrscheinliche schwillt, seine Familie auf tausend Zeitungsblättern über Wasser hielt, außerdem ein Drama und mehrere heute verstaubte Bücher schrieb und sogar die volkspolitische Tätigkeit keine Sekunde versäumte, hinterläßt den Eindruck eines rasenden Streiters, der sich, von allen Seiten angesprungen, ins Freie durchschlägt. Da

Damals stülpte sich wohl seinem Antlitz der vom Vater herrührende Trotz als abweisendes, mißtrauisches Visier auf.

Seit den achtziger Jahren, beeinflußt vom Führer des ungarischen Deutschtums Edmund Steinacker, kehrte sich seine volkspolitische Neigung immer mehr auch der Heimat zu. Noch vor der Jahrhundertwende ist er an der Gründung des "Deutschen Tageblattes für Ungarn" beteiligt; er kümmerte sich überdies um die donauschwäbischen Hochschüler, die in Wien studierten, weil er von ihnen erhoffte, sie würden ihre Landsleute daheim dereinst vor dem Volkstod retten. Es hing ja Entscheidendes davon ab, ob sich die von der Madjarisierung Jahr für Jahr ärger bedrohten Schwaben aus dem dicht gesponnenen Netz befreien konnten, das ihrem Denken und Fühlen die Renegaten übergeworfen hatten. Dazu brauchten sie eine eigene, volkstreue Führerschicht, wie sie bei den Siebenbürger Sachsen seit achthundert Jahren bestand. Dieser Stamm verdankte seinen in uralter Tradition erzogenen Führern: Gemeinschaftsgesinnung, politischen Instinkt und Abwehrgeist, an dem alle Versuche, ihn zu entwurzeln, scheiterten. Auch die deutschen Schulen waren in Siebenbürgen nicht zu brechen gewesen, während sie den Donauschwaben geraubt wurden. Daß freilich die Siebenbürger ihre, von der ungarischen Regierung widerwillig hingenommene Sonderlage durch vorbehaltloses Eintreten für die politisch unerweckten Schwaben nicht zu gefährden wünschten, verurteilte Müller-Guttenbrunn und bemühte sich, wenigstens zwischen der Jugend beider Stämme engere Beziehungen zu knüpfen.

Die große Zäsur seines Lebens ~~xxx~~ fiel ins Jahr 1907, als ihn ein Verlag bat, ein Buch über die ungarischen Verhältnisse zu schreiben. Eine viertägige Reise ins Banat und etliche Besuche in Budapest genügten zur Sammlung des Stoffes. Nach einem Vierteljahr lag der Roman "Die Götzendämmerung" vor ihm. Fünf Monate später hatte er die dritte Auflage überschritten. Was nie zuvor ans Licht der Öffentlichkeit gezogen worden war - hier stand es vor aller Welt: die Fabel vom Staats-

ikgs

terror, der Seelen raubt und die Lüge zur vaterländischen Pflicht macht. Der Jammer seiner Landsleute schrie aus jeder Seite. Eine besondere, neuzeitliche Tyrannei war entlarvt.

Ich muß es mir versagen, die zwölf Romane einzeln zu betrachten, die in der Spanne bis zum Tode des Dichters erschienen. Nun, da der Fünfundfünfzigjährige endlich zur Epik durchgestoßen war und die angestauten heimatlichen Erlebnisse unter dem ordnenden Maß seiner heiligsten Überzeugungen zum erstenmal dargestellt hatte, ließ ihn die leidenschaftlich ergriffene Aufgabe: das deutsche Volk in Ungarn zu schildern, nie mehr los. Unerschöpflich mutet die Kraft an, mit der er das dichterische Neuland in rasch aufeinanderfolgenden Bänden erpflügt.

Die Handlung dieser Bücher spielt entweder ganz im Donauschwäbischen oder fließt dorthin über. Außer dem schon gewürdigten schönsten der Romane seien, auch wenn wir die Titel nicht alle ~~herzählen~~ nennen, doch ~~xxx~~ "Die Glocken der Heimat" und die entzückende Erzählung "Der kleine Schwab" hervorgehoben, ferner die drei Bände des donauschwäbischen Epos, das sich aus einer Reihung von Kulturbildern zusammensetzt, so wie der gleichfalls dreibändige Lenauroman.

Müller-Guttenbrunn, der erst an der Schwelle des Alters nach vielerlei Fahrten durch Presse, Drama und Theaterkulissen begriff, daß er zur erzählerischen Behandlung des Themas berufen war, das ihm die Heimat abforderte und das er in jener Zeit allein zu sehen und zu gestalten vermochte — er erfüllte den Sinn seines Lebens in diesen Romanen völlig. Dem widerspricht nicht, daß er die zahlreichen Gebiete, denen er sich vorher hingab, auch jetzt nicht vernachlässigte. Weder drehte er den Tageblättern den Rücken noch der volkspolitischen Arbeit. Ja, jetzt in den letzten Jahren vor Ausbruch des ersten Weltkriegs inthronisierte ihn gerade der Ruhm seiner Romane zum geistigen Berater der Donauschwaben. Er stand in Verbindung mit Stefan ~~Kxfxx~~ Kraft, dem späteren Führer der Deutschen in Südslawien, mit dem jungen siebenbürgischen Abgeordneten Rudolf Brandsch, mit Steinacker und anderen Per-

sönlichkeiten des Südostens, außerdem mit Erzherzog Franz Ferdinand, ~~welcher~~ Österreich-Ungarn in einen lebendigen, nach Völkern gegliederten Bundesstaat umwandeln, ~~wollte~~. Die Gründung des "Deutsch-Ungarischen Kulturrates" im Jahre 1911 ging auf Müller-Guttenbrunn zurück. Die donauschwäbischen Knaben, die mit Hilfe reichsdeutscher ~~Spenden~~ siebenbürgische Gymnasien besuchten, ahnten nicht, daß der Dichter ihnen unter die Arme gegriffen hatte. Er redigierte den Kalander der Donauschwaben, verzichtete auf die Hälfte seiner Romanhonorare, wenn der Verleger Staackmann, der dasselbe Opfer gern brachte, die Bücher den Leuten im Banat als Spende mit der Post ins Haus schickte; der öffentliche Verkauf der ~~Werke Müller-Guttenbrunns~~ stieß ja dort auf behördliche Schranken. Als der Krieg 1918 zerschlug, was dem Greis schon längst ohne Dauer erschien, da man Ungarn nicht rechtzeitig zur Vernunft ~~brachte~~, trat er noch einmal politisch auf. Er ließ sich in Wien zum Abgeordneten wählen und half entscheidend mit, daß die deutschen Teile Westungarns, das Burgenland, dem kleingewordenen Österreich einverleibt wurden.

Diese volkspolitische Tätigkeit, so nützlich sie war, ist für uns jetzt weniger gewichtig als die Konfession, die sich in ihr ausdrückt. Heute, nach Jahrzehnten, ~~nachdem~~ so vieles zeitbedingt erscheint und vergessen ist, wofür Müller-Guttenbrunn kämpfte, ~~sichen~~ wir das Bleibende des merkwürdigen Mannes und fassen es in der geistigen Wegweisung, die er hinterließ, und in seiner Dichtung. ~~Sucht~~ man aber sein Innerstes ~~zu~~ greifen, so zeigt sich, daß er hinter dem Werk gänzlich verschwindet. Selbst in den Tagebüchern erschließt er sich seelisch nicht. Wenn er leidenschaftlich ausbricht, gilt es meist nur der Sache, die ihn beschäftigt. Man bedauert, daß sich die Persönlichkeit niemals so unvermittelt enthüllt, wie es sonst bei Dichtern geschieht. Der sauberen, zweckgebundenen Sprache der Romane wünscht man etwas mehr Farbe und Eigenart; man vermißt mitunter auch ein letztes Erschürfen menschlicher Abgründe.

ikgs

Solche Randbemerkungen bezweifeln seinen dichterischen Rang nicht. Er ist kein Erzähler, der Einzelschicksale bis ins Religiöse oder Teuflische aufhellt, sondern der Darsteller des Gemeinschaftsschicksals, der Atmosphäre weiter Räume und geschichtlichen Abläufe. Damit rechtfertigt sich die Kühle seiner Bücher als Stil, der in den stärksten Romanen, die ihm glückten, ohne Bruch ist.

Wenden wir uns aber nun dem zu, was ich seine Konfession nenne! Müller-Guttenbrunns geistiger Lebensweg verläuft, trotz verlorenen Jahren, die er der Bühne und dem Wiener kulturellen Betrieb opferte, bewundernswert gradlinig und dem Strom der Zeit durchaus nicht hörig. Damals stellten die meisten Dichter priman seelische Vorgänge dar; ihn ergriffen andere, scheinbar einfachere Stoffe von allgemeiner Bedeutung, die zu durchdringen Männern geziemt, die sich für große Zusammenhänge verpflichtet wähnen. Vom Herkunftsboden in die fremde entwichen, zog ihn die Heimat wieder zurück; er spürt das Dunkle, das sich dort entfaltete, wie einen Anruf, und nun muß er, was jedes Berufenen Auftrag ist, die Wahrheit verkünden. Aus dem zutreffenden Bild, das er vom wirklichen Dasein der Deutschen in Ungarn malte, grinst der staatliche Dämon, nein, noch schlimmer: der nackte Seelenmord, der das Abendland in den Untergang reißen sollte. Müller-Guttenbrunns ganzes Herz hängt an der Völkerwelt Europas. Er weiß, daß das Verschiedenartige nebeneinander leben kann, wenn es sich duldet. Wo aber Duldung aufhört, wo ein Volk wagt, sich durch Menschenraub aus anderen Völkern zu nähren, lauert der Tod schon für alle. Mit der Unbedingtheit einer konfessionellen Überzeugung steht der Dichter zu dieser Wahrheit, die seine Leser wohl nur zum Teil begreifen konnten.

Wir freilich haben erlebt, was aus Zuständen wuchert, wie er sie schildert. Seine Romane spielen in Ungarn; sie könnten, soweit es um die Aufdeckung des dämonischen Verhängnisses geht, auch in andere Länder versetzt werden, denn überall bahnte sich bereits in jener Zeit eine Entwicklung an, die in mannigfachen Formen und auf unterschiedlichsten, nicht bloß nationalen Gebieten zu diesem besonderen, ärgsten, sündigsten, weil ins Eigenste der Menschen zielenden Terror führte, der sich

i.k.g.s

dann unter jedem Regime, ob Monarchie, Diktatur oder Demokratie breitzumachen wußte. Freilich paarte sich ~~dem~~ dazu in Ungarn, die bei aller Schlauheit mystische Neigung, ~~bei~~ den Seelenraub nicht nur zum patriotischen Ethos zu erhöhen, sondern schlechtweg als gottgefällig zu empfinden. Darum hat es einen tieferen, von der Vorsehung bedachten Sinn, daß diesem Land der Dichter entstieg, der einen später allgemein werdenden Verfall der sittlichen Gesetze im Völkerleben schon im vollen Fluß erlebte.

Indem er Ungarn anlichtet, geht es ihm stets um das ganze Abendland. Ungarn, ~~eine vorwiegend von Deutschen geleistete Schöpfung europäischen Geistes,~~ war durch sich selbst gefährdet. Es gab dort in der Haßverblendung gegen den Westen Leute, die sich als Speerspitze Asiens bezeichneten. Heute, nachdem die von ihnen geübte Unduldsamkeit von außen auf sie stürzte, sind sie Asien wirklich angeschmiedet worden. Freie Völker können nur im Raume abendländischer Gesinnung bestehen. Es wäre falsch zu meinen, es handelte sich bei der Unduldsamkeit ~~nur~~ lediglich um nationalistische Verkrampfung. Der Chauvinismus, dessen Angriff auf das natürliche Leben Müller-Guttenbrunns Thema ist, beschränkt sich nicht auf völkische Dinge allein, er versteinert ebenso parteipolitische, weltanschauliche, klassenkämpferische und soziale Spannungen; Raub wird ihm zum ~~Exxx~~ Ethos, Gewalt zur Pflicht, ~~Mord zur Aufgabe.~~ Uns ist das alles geläufig. Daß aber Müller-Guttenbrunn es so früh erfaßte, erweist ihn als seherisch begnadet. Er sah auch, woher die Verkrampfung kam: aus der Mißachtung des Nebenmenschen, dem man nicht zugestehen wollte, so zu sein, wie ihn Gott geschaffen hat.

Zweimal, ich erwähnte es schon, wurde Ungarn durch Deutsche aus der Wildnis - des Landes sowohl als auch des Geistes - herausgehoben, erneuert, in die Kultur Europas aufgenommen, ohne den Zuwanderern das Geringste zu schenken außer ödem Boden, der des Königs, des Kaisers oder der Adligen war, die gern gaben, um tausendfach dafür belohnt zu werden, denn wer rodete, säte, erntete, zahlte Steuern besser als jene, die man dazu gerufen hatte, weil man ~~es nicht selbst so zu tun vermochte? Weil man~~ ihnen das höhere Leben ersehnte? Um Europäer zu werden! ~~Dies geschah~~ Im ganzen Osten geschah das gleiche: man rief die Deutschen, um selbst furchtbar zu werden. Und da ein abendländisches Gemeinschaftsgefühl von den Ansiedlern

ausstrahlte, fügte sich lange Zeit hindurch die sozial, national und volkstümlich ungemein bunte Welt, trotz allen Spannungen, wohl zueinander. Die kaiserliche Macht übergipfelte jeden, duldete jeden, und was immer an Ungerechtigkeit vorkam: eines blieb aller unangetastetes Recht - eigene Sprache frei zu sprechen, auch vor der Behörde, und sein zu dürfen, wie man war.

Die französische Revolution flößte dieser friedlichen Vielfalt ein sich langsam ausbreitendes Gift ein, die Idee: der Staat schaffe die Nation. Ungarn, zwar nur ein Glied Österreichs, vom Reich aus der Türkennot befreit, war staatsrechtlich gesondert; es sog das erregende Dogma ein. Nicht das Volk wurde davon verseucht. Es war ja stumm und lebte in sozial schlechten Umständen. Aber der von jeher nach Ungebundenheit begierige Kleinadel ließ sich verblenden. Ich übergehe die Phasen der Gärung, die seit Beginn des vorigen Jahrhunderts deutlich wird. Schließlich gebar sich damit die fast ohne Einspruch von der madjarischen Öffentlichkeit verfochtene, von der sich rasch madjarisierenden Beamtenschaft durchgesetzte Forderung: wer bei uns leben will, muß unsere Sprache ~~reden~~ sein. Dies aber war die ganz neue, bis in die Mitte der Herzen greifende Tyranei; sie richtete sich auf die Mehrheit des Landes, denn die Madjaren waren in dem nach ihnen benannten Staat an Zahl den übrigen Bürgern unterlegen. Freilich, es ist eine alte Erfahrung, daß gerade kleine Völker eher zur Unduldsamkeit und zum chauvinistischen Angriff verführt sind als große. Der Wahnwitz mußte natürlich schon deshalb mißlingen, weil, wie Müller-Guttenbrunn erkannte, Elend und Unfreiheit gerade der breiten madjarischen Volksmassen ganz andere Probleme zur Lösung stellten, während in den deutschen Siedlungen ~~xxx~~ Gegensätze zwischen den Ständen fast gänzlich fehlten und wirkliche Armut kaum erblickt werden konnte.

Jeder Mensch wird einem Volkstum eingeboren. Gott entscheidet darüber. Hierin bestimmt er die Ordnung, und wer Menschen aus ihr mit Zwang oder durch Tücke wegzerrt, leugnet nicht bloß das gottgeschaffene Wesen des Opfers sondern auch das eigene. Sobald dieser Weg betreten wird, ist

kein Halten mehr. Es beginnt mit dem Schulraub, und den Geköderten reicht man den Speck der Bevorzugung. Bei den Donauschwaben gelang es solcherart, die gebildete Schicht ~~lange Zeit hindurch~~ jahrzehntelang abzuschöpfen, Um die Spuren zu verwischen, nötigte man Überläufer zum Namenswechsel. Dann hieß der große Dichter Petöfi nicht mehr ~~Petrowitsch~~ Petrovics, der Maler Michael Lieb wurde zum Munkacsy, selbst in unseren Tagen verwandelte sich der Bischof Pehm in den Kardinal Mindszenti. Die Liste ist unendlich lang. Schließlich erstreckt sich die Enteignungsucht auf ~~jedes~~ alle Gebiete, sie fälscht die Geschichte, raubt fremde Leistungen und gibt sie als eigene aus, sie verliert jede sittliche Hemmung. ~~und~~

Die Überläufer kehrten von den Tschechen in ihre Heimat als Beamte, Lehrer, Ärzte und Pfarrer heim. Ihre innere Gespaltenheit, dunkel des Abfalls bewußt, verführte sie, den an ihnen vollzogenen Seelenmord an anderen zu wiederholen. Die Renegaten, und nicht die Madjaren, waren bald die bösesten Verderber. Sie brachten es fertig zu behaupten, der Schwabe sei lächerlich, rückständig und erst dann zähle er für voll, wenn er sich entschließe, sein Volkstum hinzuwerfen. Einfache Bauern, die sich selbst nicht untreu werden konnten, ließen aus blinder Elternliebe die Söhne auf diesen Leim kriechen.

Das war also hinter der farbigen, satten, friedlich anmutenden Oberfläche die finstere Wirklichkeit, in der Müller-Guttenbrunn sein Volk versinken sah. Ein fahler Schein ließ ~~daraus~~ die Abgründe ~~erstehen~~ aufsteigen, denen Europa zutrieb, denn es handelte sich nicht nur um eine örtliche Seuche; was im Osten nationalistisch fieberte, erkrankte im Westen parteipolitisch. Man lese bei Müller-Guttenbrunn nach, wie sich das Leben seiner unentwegt schaffenden Bauern an der unteren Donau im Anhauch solcher Dünste ~~verfälschte~~ verwüstete. Seine Bücher mahnten, aber sie erreichten nur wenige Gebildete in der Heimat.

Diese Welt brodelte dicht vor den blinden Augen Deutschlands und Wiens, wo in der Hofburg der Kaiser saß, dem die Tradition des alten Deutschen

ikgs

Reiches und des Abendlandes, als dessen legitimer Träger er sich betrachten durfte, den Blick dafür hätte schärfen müssen, welche zerstörenden Kräfte gegen das Wesen seiner Herrschaft ihr Haupt erhoben. Man sah manches, begriff es nur halb und tat wenig dagegen. Wer heute meint, man könnte die Völker jenes Raumes noch einmal unter dem einstigen Zepter vereinen, irrt. Was Unduldsamkeit 1918 zersprengte, wird sich nur in einem größeren europäischen Verband aufs neue zusammenfügen. Müller-Guttenbrunn sagte einmal, in zwanzig Jahren werde von Ungarn keine Spur mehr vorhanden sein, wenn sie es so weitertrieben. Die Geschichte vollstreckte seine Prophetie. Als aber nach dem ersten Weltkrieg Rumänien und Südslavien je ein Drittel der donauschwäbischen Gebiete einheimsten, erwachte das unterjochte Selbstbewußtsein. Die Siedler durften sich als Deutsche bekennen. Schulen, Vereine, ein eigenes kulturelles Bemühen erblühten in Dorf und Stadt. Die Saat Müller-Guttenbrunns ging hier herrlich auf, sein Zukunftsglauben rechtfertigte sich; nur in Ungarn blieb alles beim alten.

Man verstehe mich recht, ich klage an, ich beschuldige aber kein Volk. Die einfachen Menschen jeder Nation lebten im volksverzahnten Osten verträglich miteinander. Ich klage drohnenhafte Führerschichten an, die sich zum großen Teil aus abgefallenen Deutschen auffüllten. Der Häuptling der Rebellen von 1848 Kossuth, selbst kein Blutsmadjare, äußerte die grausame Weisheit, man müsse korrumpieren, um assimilieren zu können. Wer sein Volk eines Vorteils wegen verläßt, um bei einem anderen einzuschlüpfen, ist tatsächlich korrupt. Daran sterben Staaten, siecht die europäische Ordnung hin, zersetzt sich das Abendland, denn es lebt nur dann gesund, wenn jedes Volkstum alle anderen achtet, für sich aber dieselbe Behandlung beansprucht. Wo dies erfüllt ist, verliert der nationale Chauvinismus den Boden, wie sich auch der parteipolitische bei derselben Gesinnung auflöst. Gegensätze sind immer vorhanden, Kampf ist ein Lebensgesetz, aber eine sittliche Grenze darf dabei nicht über-

schritten werden, sonst stürzt das Fundament des Erdteils ein. Diese Grenze wird gesetzt durch ~~die~~ Anerkennung des Eigenwerts ~~des~~ ihr Gegners.

Als erster ~~bannte~~ Sprach Adam Müller-Guttenbrunn solche unbestreitbare Wahrheiten in Romanen aus, die einmal glücklichere Nachfahren als Epos einer wilden Zeit mit Staunen lesen werden. Seine Haltung war deutsch, kaiserlich und reichhaft, also völkerbegreifend und duldsam. Er erfuhr die schönste Genugtuung eines Dichters, als ~~ihm~~ in seinen Schwaben zum Leben erwachte, wofür er gekämpft hatte. Die Stadt Wien bettete ihn 1923 in ein Ehrengrab. Er blieb davor bewahrt, die Schrecken des zweiten Weltkrieges zu erleiden, als die von ihm ersichteten Dämonen den Erdteil zu Fall brachten, den Südosten zerwarfen, die Donauschwaben ~~grauenhaft~~ plünderten, verjagten, mordeten und versklavten.

Wenn heute unter uns Hunderttausende seiner Landsleute hausen, jeder gezeichnet durch Leid, so wollen wir nicht vergessen, daß ihre Ahnen, darunter die Urväter des Dichters, Pflüge, Dörfer, Städte und Dome in einer Wüste ~~errichtet haben~~ errangen, die vielleicht noch trostloser war als die Öden der Gegenwart; nicht vergessen, daß der Haß der Beschenkten die Wehrlosen marterte; daß aber der Geist echter Pioniere durch Prüfungen und Not nicht gebrochen werden kann.

Ich habe vor Ihnen, meine verehrten Damen und Herren, mit dem Bild eines sehr merkwürdigen Dichters die trüben Schatten der jüngsten Vergangenheit heraufbeschworen, weil dies sein Leben und Werk erheischt. Wer ihn anders darstellt, etwa nur als den Schilderer dörflicher Zustände, dringt nicht in den Kern vor. Er verkündete die Wahrheit und vermochte der Gemeinschaft der Völker auch die gute ~~Richtung~~ Wege anzugeben, die freilich nicht eingeschlagen worden ~~ist. Es ist~~ sind. Unser Trost sei, dass es zur Besinnung nie zu spät ist.

Wir würden Müller-Guttenbrunn am sinnvollsten ehren, wenn wir zu seinen Büchern griffen. ~~Sie~~ Leider werden wir in den Läden keine entdecken. Indessen - was tut es, ob wir noch etliche Jahre darauf warten müssen, bis die Romane wieder gedruckt werden.[2] Indem wir uns hier versammelten, bekannten wir

uns schon zu ihm. Die Südostdeutschen, mögen sie augenblicklich auch nichts von ihm lesen können, wissen, wer er war. Er lebt dort weiter, wo schöpferische Aussaat allein Früchte erntet, in den Herzen, und es sind die Herzen von Millionen, deren Zahl die Bevölkerung manches deutschen Landes übertrifft. Aus diesen Herzen wird dereinst das Verlorene wiedergeboren werden.

Das Dorfkind aus dem Banat, wo sich Osten und Westen seit jeher ins Antlitz starren, war ein guter Europäer, von dem wir lernen müssen, was uns allen gar zu sehr mangelt: treu dem Volk zu sein, das uns säugte, treu der Brüderschaft der Völker, unnachgiebig gegen jeden Zwang, der das Heilige in uns schändet. Ich glaube, Flensburg, die Stadt am nördlichsten Saum unseres Volkes, wird den Zuruf unserer südöstlichsten, heute furchtbar zerwühlten Siedlungsmark aus dem Mund des Dichters, vor dessen Werk wir uns ehrfürchtig verneigen, mit ganz besonderem Verständnis aufnehmen.

ikgs

Lieber Hönig,

in Deinen "Mitteilungen der Südosteuropa Gesellschaft, deren neue Ausgestaltung und deren Inhaltsreichtum mir sehr gefeällt, entdeckte ich, daß Du einen Überblick über die wissenschaftlichen Zeitschriften, die sich mit Südosteuropa befassen, eingeführt hat. Solltest Du einmal auch die weniger streng wissenschaftlichen und mehr kulturpolitisch und literarischen Zeitschriften dieses Raumes, so weit sie in Deutschland und Österreich erscheinen berücksichtigen wollen, so vergiß bitte meine "Südostdeutschen Vierteljahresblätter" nicht, auf die man, wie ich glaube, berechtigterweise, einmal einen Blick werfen darf.

Und vergiß bitte nicht, daß ich im nächsten - 2.Heft - der Viertelj. Bl. für Deinen mir versprochenen Aufsatz über die Südosteuropagesellschaft etwa 5 Seiten zu je 3o Zeilen offen halte. Ich denke mir den Aufsatz so, daß Du den Zweck der Gesellschaft erläuterst, ihre wirklich erstaunliche Entwicklung umreißt und dann mit einigen statistischen Daten ihre Veranstaltungen und Veröffentlichungen erwähnst, alles nicht für Gelehrte, sondern für normale gebildete Leute geschrieben.

Entsprechend unserer gestrigen Unterredung mit Domes gebe ich Dir rechtzeitig, wie ich annehme gleich nach Weihnachten, die Niederschriften zugleich mit dem Entwurf einer Stellungnahme zu dieser Arbeit und mit deren vorläufiger Inhaltsangabe. Ich würde Dich dann sehr bitten, das Ganze von der Südosteuropa-Gesellschaft aus Domes bis zum Jahresschluß zu übersenden.

Ich grüße Dich und Deine Frau herzlich und wünsche Euch schon jetzt ein schönes ruhiges, glückliches Weihnachtsfest! Und Dir danke ich herzlich dafür, wie freundschaftlich Du immer für mich eintrittst.

Dein

ikgs

Sop

Vis. Pr. 1.H.

(?)

?. 11.Okt 1

Betrifft: Zuschuss für eine politisch-soziologische Studie von Herrn Dr. h.c. Heinrich Zillich.

Nach den Erfahrungen , die verschiedene Besucher - insbesondere in Nordamerika und Kanada - gemacht haben, erscheint es erforderlich, dass auch einmal der südosteuropäische Raum und besonders der Einsatz des pannonischen Menschen für das angelsächsische Ausland zur Darstellung kommt.

Die aus dem südosteuropäischen Raum vertriebenen oder geflüchteten Deutschen haben sich insbesonders in Nordamerika und Kanada in guten Organisationen zusammengeschlossen, so dass eine solche Schrift, selbst wenn sie in deutscher Sprache erstellt wäre, gute Wirkung haben könnte.

Der bekannte Schriftsteller Dr. Heinrich Zillich sollte mit dieser Aufgabe betraut werden. Die Durchführung wäre möglich, wenn ihm durch einen Zuschuss von

DM 15.000.--

die materielle Grundlage gegeben würde, sich dieser Aufgabe intensiv unterziehen zu können.

Wir bitten daher die Deutsche Stiftung für europäische Friedensfragen diesen Betrag zu genehmigen, der dann über die Südosteuropa-Gesellschaft an den Schriftsteller in einem oder in Raten zur Auszahlung gelangen könnte.

Mit dem Ausdruckvorzüglicher Hochachtung

ikgs

Alfred König

ikgs

7.6.1965

Lieber Hönig, wenn es Dir erlaubt wird, bring bitte die beigefügte Notiz in der nächsten "Siebenbürgischen Zeitung", wofür ich dankbar wäre. Ich erwähnte nicht, wie meine Rede aufgenommen wurde. Meinst Du, dies solle mitgeteilt werden, so verwende vielleicht anstelle der vier letzten Wörter die unten hingeschriebene Zeile. Sie schildert den Beifall nur vage. Daß die Schwabenführer und die Ehrengäste auf mich zueilten, um mir zu danken, war weniger wichtig als die einfachen Leute, die mir mit Tränen im Auge die Hand fast zerpreßten und etwas stammelten, was sich auf den Nenner bringen läßt: endlich, das wollten wir hören!
Die Atmosphäre bei den Schwaben habe ich recht genossen; es war erfrischend und frei. Kein Kriechen vor den Götzen. Nun - wenn ich nur eine Silbe hierüber weiterschreibe, kann ich nicht mehr aufhören.

Herzlichst Dein

Festrede, die ständig wachsender Beifall X
begleitet hatte, im Druck erscheinen.

X er hat's nicht gebracht, der Sklave!

9.6.1965

Lieber Hönig,

ob Dir die Druckerei einen Abzug Deines Beitrags für die Südostd.Vj.Bl. zugeschickt hat, wie ich es ihr angewiesen habe, weiß ich nicht. Jedenfalls bekam ich den von Dir durchgesehenen Abzug nicht herein. Darum schicke ich Dir, da Du ja Gewicht darauf legst, selbst die Fahne Deines Aufsatzes zu mit der Bitte, ihn sofort zu lesen und mir, falls Du etwas noch ändern willst, dies telefonisch mitzuteilen. Morgen Abend schicke ich nämlich alle Fahnen zum Umbruch in die Druckerei, der Freitag erfolgt. Ich habe übrigens Deinen Aufsatz sehr genau gelesen. Druckfehler sind nicht drin, und ich könnte mir nicht denken, was Du noch umändern solltest.

In Dinkelsbühl muß es ja ein über das gewohnte Maß hinausgehende gegenseitige Anhimmelung von Plesch und Grundmann und dann xxx auch eine maßlose Huldigung vor Plesch gegeben haben, wie mir amüsierte Landsleute (und wütende) erzählen.

Nie offenbarte sich die politische Elefantenhaftigkeit der Westdeutschen grotesker als in den Pfingstreden, die sie vor den Ostdeutschen hielten. Man hörte, vermehrte Beziehungen zu den Oststaaten werde diese näher an den Westen binden - das sagt man laut, damit Moskau es höre. Grundmann brachte es fertig, wie der Rundfunk meldete, in Dinkelsbühl zu sagen, man werde unsere Landsleute in Siebenbürgen nicht zur Auswanderung "zwingen". Die Roten in Bukarest werden dazu den Kopf schütten; ej, das redet ein deutscher Minister, er wolle unsere Staatsbürger nicht zwingen.

Und Plesch sagte, es sei Schröder zu verdanken, wenn sich "die Erkenntnis Bahn gebrochen habe", daß "das Wissen der Siebenbürger Sachsen über die Mentalität und Kultur des rumänischen Volkes einen beachtlichen Beitrag zur Verbesserung des deutsch-rumänischen Verhältnisses darstelle". Abgesehen vom Selbstlob des Monarchen Plesch, der nun alles allein getan hat, wie erheiternd ist die Vorstellung, daß sich bei den Beamten des Auswärtigen Amtes die "Erkenntnis Bahn gebrochen habe" - geradezu ein dynamisches Geschehen! - daß vom Wissen des Rechtsanwalts Plesch die Verbesserung der Beziehungen zu Rumänien abhänge. Und was werden die Roten in Bukarest sich denken, wenn sie das lesen? Uite, da sagen die Sachsen, sie beeinflussen die deutsche Regierung, und wer sagt das? Der domnule Plesch, fost Nazist de grad mare.

Ich bin immer der Ansicht gewesen, man soll nicht glauben, durch devotes Schweigen ließen sich Hyänen in Lämmer verwandeln. Ich meine, die Landsmannschaften sollen laut und vernehmlich sagen, was sie erstreben - und die Schwaben tun es herzerfrischend! - aber ich meine nicht, daß man so kluge Äußerungen wie die von Grundmann und Plesch unbedingt auf dem Weinmarkt in Dinkelsbühl laut werden lassen soll.

Der vertrauliche Informationsdienst, den ich aus Bonn regelmäßig bekomme, berichtet, man erkenne, daß die roten Machthaber durchaus nicht bereit seien, die westlichen Hoffnungen auf weitere Lockerungen der kommunistischen Strenge zu erfüllen - etwa als Dank für Handelsabschlüsse und "Kontakte". Im Gegenteil verkünde man sowohl in Budapest wie in Bukarest die Fortsetzung des Wegs zum Kommunismus. Die Umbenennung der Partei in Rumänien zeige dies ebenso wie klare ungarische, bulgarische polnische Äußerungen.

Also, Hönig, hier die Fahnen. Herzlichst Dein

Lieber Hönig

die Weihnachtsnummer der "Berichte und Informationen" ist für mich ein wahres Fressen! Ihr habt die Literaten und die noch schlimmere Gattung der Literaturprofessoren auf die Leser losgelassen. Welch ein Getümmel, und das Ganze außerdem noch urösterreichisch, versteht sich: mit dem judenösterreichischen Einsprengseln. Brehm ist in dieser Gesellschaft als ein Dichter und ausgezeichneter Schriftsteller ziemlich verlassen, womit ich nicht sagen will, daß jeder, der sich da äußert, Abscheu bei mir weckt, aber die meisten tun es, weiß Gott. Und wie verstehe ich die Wut Brehms! Welch ein "österreichisches" Heft! Welche Selbstüberheblichkeit, welche Arroganz, und daneben welche Selbstverhöhnung und welches Minderwertigkeitsgefühl und fast in jedem Fall: welche Redseligkeit, welche dumme Klugscheißerei, welches Sichinszenesetzen! Schon Weinheber sagte mir immer wieder: die unglaublichsten Literaten lebten in Wien; was das ganze übrige Deutschtum sonst an diesem Edelgewächs hervorbringe, sei der Masse nach unerheblich und hätte selbst im trübsten Fall wenigstens etwas mitzuteilen, nur in Wien sei das absolute Nichts vorhanden, ein Geschwafel, das man gar nicht anzuhören brauche, denn drei Minuten später würde es zwar ebenso weitschweifig loslegen, aber etwas völlig anderes äußern. (Wie erwähnt, ich meine nicht: daß jeder Beitrag in Eurer Nummer dieser Art sei, aber viele). Und mit welcher Sicherheit loben die Juden-Österreicher nur eine bestimmte Literatur! Wenn ich z.B. ein Wort von Weigel lese, so sehe ich seine Gestalt vor

mir. Ich muß lachen. Und dabei weiß ich, daß dank einer erstaunlichen Übereinstimmung zwischen verschiedenen in großen Zeitungen schreibenden Figuren dieser Weigel als wichtiger Autor propagiert wird. Er ist ein Feuilletonist aus Wien, wie Karl Kraus sie auf dem Zahn hatte; ich habe nie begriffen, daß dieser Dickling gelesen und beachtet wird. Er überschlägt sich vor österreichischem Patriotismus. Wen kann das und in dieser Weise vom Herd locken, außer natürlich gewisse Leute, die wissen, weshalb sie einen Weigel anempfehlen. Auf mich wirkt er wie diese Filme, die Wien am laufenden Bahn herstellt und die alles, was an Österreich bedeutsam ist, beisei teschieben und dafür jene Niedliche, Herzige, Saublöde darbieten, als das die Völker heute Österreich offenbar anschauen sollen. Neulich traf ich auf der Straße in München einen alten Kaiserjägerkameraden; er kam aus dem Film "Kaiserjäger" und zitterte vor Ärger. Ich sagte: er sei schuld, warum besuche er einen solchen Schmarrn; ich täte es nicht. Nein, antwortete er, man muß hingehen; noch zehn solche Filme, und dann muß auch den letzten Bobby ein deutscher Furor packen, und der Spuk dieses Österreich verschwindet. - Ich lächelte, denn dieser Kamerad war immer ein Optimist, er stammt ja auch nicht aus Österreich. In einem hat er wahrhaftig recht; kein deutscher Stamm läßt es sich so viel kosten, sich unbeliebt zu machen, wenigstens bei denen, die noch etwas Verstand im Kopf haben (dies geht nun schon nicht mehr gegen Euer Weihnachtsherz).

Sei von Herzen gegrüßt. Nochmals alles Gute fürs neue Jahr von

Deinem

ikgs

Nicht abgeschickt
sondern mit König mündlich gesprochen

8.4.1968

Lieber Hönig,

sei bedankt, daß Du mit Deinem Brief an Prof.Klein eigentlich alles ausgesprochen hast, was zu seinem Aufsatz über mich zu sagen ist. Sein Aufsatz, so freundschaftlich seine Gesinnung mir gegenüber sich äußert, würde mich, wenn er veröffentlicht wird, zwingen, mich gegen etliche seiner Äußerungen und gegen die Grundtendenz zu verwahren.

Klein bezieht meine Aussprüche, auf die er sich stützt, aus meiner Ansprache zur 800-Jahrfeier der Siebenbürger Sachsen. Sie fand 1950 in München statt, zu einer Zeit, als man noch ohne geheime Zensur mit den Landsleuten in Siebenbürgen brieflich verkehren konnte, als zwar die wuchtigsten Schläge auf unsere alte Ordnung gefallen waren, doch die Überfremdung von Stadt und Land durch gesteuerte Zusiedlung von Rumänen noch nicht das Sächsische gänzlich überlagert hatte. Vor allem aber: wir konnten damals noch hoffen, daß die vom Moskau geschaffenen Zustände zerbröckeln würden durch entschiedenes Handeln des Westens.

Ein Jahr nach meiner Ansprache fand, auch von mir verursacht, in Rimsting die erste vieler Sitzungen statt, in denen wir und Neuhergewanderte ohne Gegenstimme feststellten, daß ein Fortbestehen unseres Stammes aussichtslos sei, selbst wenn der Kommunismus in Rumänien beseitigt würde.

Ich habe in zahlreichen Briefen Prof.Klein mitgeteilt, daß ich ans Weiterbeharren unseres Volksstammes in Siebenbürgen nicht mehr glauben könne. Er glaubte ans Gegenteil in fast biblischer Hartnäckigkeit und glaubt so noch heute.

Es ist nicht recht, wenn er mit Zitaten früherer Äußerungen von mir für sich eine Bestätigung heranholt. Dabei legt er mich nicht richtig aus. Wenn ich in der 800-Jahrfestrede sagte: Nicht auswandern!, so bezog sich das keineswegs auf das Auswandern aus Siebenbürgen sondern auf das Auswandern aus dem Abendland nach Amerika - denn, als ich die Rede hielt, mußte ich unsere Landsleute vor solchen Schritten warnen, weil Tausende schon übers Meer fortgezogen waren.

Klein ist ein siebenbürgisch-sächsischer Nationalist, ich bin ein Reichs-Mensch. Wer die letzte Seite meiner Rede liest, merkt das mühelos - ich spreche vom Abendland, nicht mehr von Siebenbürgen. Gewiß, ich wollte und will das Abendland soweit nach Osten erstreckt sehen

als möglich. Doch wenn ich davon spreche, daß das Abendland sich, "summend von Arbeit und trinkend am Honig der Götter" erneuern werde, betrachte ich uns Sachsen nur noch als jene, die seit 800 Jahren diese Aufgabe des Erdteils zu erfüllen bemüht waren.

In der Rede habe ich gesagt, an den Termopylen Europas fällt man nicht bis zum letzten Mann, habe auch gesagt, daß die Geschichte uns nicht entläßt aus unserer Aufgabe am Karpatenwall - aber dies sind rhetorisch zugespitzte Behauptungen. Wir sind in Wahrheit ein Nichts am Karpatenwall geworden, und wenn die Termopylen einst wieder im Südosten besetzt werden sollten, dann nur durch ein aufs neue machtvoll gewordenes Reich. Von nicht einmal 200.000 Sachsen, denen man das Rückgrat brach, kann niemand es erwarten, schon gar nicht, wenn deren Führer Bischof Müller ist, der kein Cato ist, wie Klein meint, sondern ein Kriecher.

Adenauer sagte einmal, wenn einer immer dasselbe meine, so taugten weder er noch die Meinung etwas. Darum wehre ich mich dagegen, daß Klein mich festnagelt - und zwar eindeutiger, als ich es damals äußerte - auf einstige Erklärungen. Dagegen müßte ich - ich würde es bedauern - auftreten, und wie peinlich wäre es, dazu bei meinem 70. Geburtstag genötigt zu sein.

Meine Rede endete in keiner Beschwörung der kleinen sächsischen Welt in Siebenbürgen sondern in einem Bekenntnis zum Abendland. Schon damals spürte ich, wie die Weichen gestellt waren.

In Kleins Aufsatz, 1.Seite, Mitte, stimmt auch nicht die Bemerkung, mich habe die Wandervogelgeneration 1913 bei der Weihe der Marienburger Studentendenkmals "als ihren Besten herausgestellt". Das Honterusgymnasium veranstaltete einen Gedichtwettbewerb. Ich gewann ihn. Keine Rede vom Wandervogel, der mir immer kleinbürgerlich und komisch erschien, womit ich recht hatte.

Du hast es Klein durchaus richtig geschrieben, daß es ungut wäre, eine Würdigung zu meinem 70. Geburtstag so zu formulieren, daß ich notgedrungen dazu Stellung nehmen müßte - denn 12 Jahre hindurch war ich der Vertreter meiner Landsleute und keineswegs in dem von Klein umrissenen Sinn.

Dies, lieber Hönig, meine Ansicht zu Klein Aufsatz!

Sei gegrüßt von Deinem

nicht abgeschickt
telefonisch erledigt

21.10.1968

Lieber Hönig,
nach unserem Telefongespräch "klärte" ich, wie die Ostjuden das Nachdenken bezeichnen, aber nicht zu lange, denn ich sehe ja seit Anbeginn, daß die Entspannungspolitik, wie Bonn und folgsam unsere Landsmannschaft sie betrieb, erfolglos sein muß. Mein Instinkt ließ sich da nicht beirren. Nun ist es bewiesen. Die Sowjets befürchteten von dieser Politik, daß sie aus dem Ostblock die Satelliten herausbrechen wolle. Das trug zur Besetzung der Tschecho-Slowakei wesentlich bei. Eine derartige Folge "lag drin", um im heutigen Slang zu sprechen, wenn man sich einbildete, durch Streicheln den roten Baren oder dessen Bärlein, das ist auch Rumänien, verlocken zu können, uns unterm Zagel zu lecken.

Mein Lieber, dies könnte ich Dir auch sagen, ich schreibe es aber, weil es gut ist, gewisse Äußerungen aufs Papier zu bringen; sie sind dann dokumentiert und für eventuell nötige Veröffentlichungen bereit gelegt. Die Lust dazu überkam mich, als ich in der letzten "Siebenbürgischen Zeitung" las, daß der Bundesvorstand unserer Landsmannschaft - einstimmig, was denn sonst? - mit einem "Ermächtigungsgesetz" die vom Vorsitzenden betriebene erfolglose Heimatpolitik bejahte und ihn beauftragte, sie "nach eigenem Ermessen" fortzusetzen oder zu verändern. Genau so wurde Hitler inthronisiert, allerdings bekam der Arme nicht alle Stimmen; wir sind eben bravere Gefolgsleute, wobei ich staune, wie die einstigen Nazis unter uns zu Lämmern wurden; wie hatten sie vor etlichen Jahrzehnten gegen eine so ergebnislose Politik revoltiert!

Solange ich unserer Landsmannschaft vorstand, erklärte ich jedermann, bei der Familienzusammenführung handle es sich um eine deutsche Volkssache. Das verstehen Rumänen. Nie stimmte ich zu, wenn das Auswärtige Amt die Familienzusammenführung als rein humanitäre Angelegenheit erklären wollte, weil dann die Entscheidung allein den Rumänen zugeschoben wurde. Das begriff man bei uns nicht mehr, als ich zurücktrat, denn sofort erklärte man auch bei uns lauthals, es gehe um eine lediglich humanitäre Sache. Daß schon das Wort "humanitär" die Rumänen ärgert, weil es ihnen Unmenschlichkeit vorwirft, mit Recht natürlich, bedachte man nicht. Was erreichte man mit dieser im Grunde unaufrichtig weichen Tour? Die Familienzusammenführung ist seit Jahren abgewürgt! Und der Bundesvorstand findet das einstimmig in Ordnung!

Allerdings - der Rumänische Staatsrat lobte unsere Landsmannschaft, wie Du sagst. Was? Von denen, die unsere Landsleute unterdrücken, gelobt zu

ikgs

werden - ist das ein Erfolg, ein Grund zufrieden zu sein? Ist es nicht ein Alarmzeichen, daß wir den falschen Weg gehen? Ja, es ist außerdem die verächtliche Bestätigung, daß man uns für harmlos, für Eunuchen hält. Daher stellte man die Angriffe gegen uns ein. Wer schlägt schon Menschen, die zu erkennen geben, sie seien fähig, den Volkstod ihrer eigenen Angehörigen schweigend zu übersehen? Die Banater im Westen Schwaben krochen nie, sie stellten klar fest, was geschah; geht es ihren Landsleuten etwa deswegen schlechter als den unseren in Siebenbürgen? Nein!

Einige von uns sind stolz, daß sie mithelfen, rumänische Gelehrte und Künstler im Westen herumreisen zu lassen, während man in Bukarest noch keinen von uns dorthin aufs Podium einlud, außer mich und ein paar westdeutsche Wissenschaftler, doch weiß ich nicht, ob unter denen ein Siebenbürger Sachse ist. Jeden Auftritt eines Rumänen im Westen beklatschen wir. Warum? Hat es je unseren armen Landsleuten etwas eingetragen? Nie! Im Gegenteil! Weil wir uns hierzulande den Rumänen so willfährig erweisen, haben sie keinen Anlaß, unsere Landsleute in Siebenbürgen zu schonen, denn wir bestätigen ja die rumänische Politik. Man lud uns ein zu Empfängen der rumänischen Botschaft. Zum erstenmal war ich auch dort. Nun lasse ich die übrigen hinlaufen, die im Wahn sind, Verbeugungen und Zuikatrinken erbringe einen Gewinn. Vor den roten Rumänen haben wir doch längst das Gesicht verloren. Sie geben uns nicht einmal ein Trinkgeld.

Hier erinnere ich mich, daß wir vor Jahren durch Entschiedenheit gegen einen deutsch-rumänischen Wirtschaftsvertrag die Auswanderung unserer Landsleute wesentlich erhöhen konnten. Du wendest, ich weiß, ein, damals sei eine andere Welt gewesen. Die Methoden ändern sich der Zeit entsprechend, aber wo Entschiedenheit ersetzt wird von Devotion, erreicht man nichts. Der Beweis ist geliefert!

Heute ist dies die Situation: die Russen können wann immer die Siebenbürgische Frage mit Parteinahme für Ungarn hochspielen, weil ihnen der Kurs Bukarests mißfällt. Dem wollen die Rumänen begegnen, indem sie die Zahl der Deutschen ihres Landes nicht sinken lassen - daher die Einstellung der Familienzusammenführung! die wir nicht mehr als Volkssache verfechten - und daher aber auch die Umwerbung bekannter im Westen lebender Rumäniendeutscher. Deren eventuell günstige Reaktion kann dem Kreml gegenüber als Zustimmung unserer unfreien Landsleute ausgegeben werden.

So wurde ich persona grata, obwohl mich die Feinde der Familienzusammenführung und Auswanderung in Hermannstadt bei den Rumänen für etwa 15 Jahre zur persona ingrata hatten machen können. Der Präsident des Rumänischen Schriftstellerverbandes Zaharia Stancu überschüttete mir in einem von ihm gesuchten Gespräch verschiedene allerdings vage Angebote. Die Botschaft schickt mir allwöchentlich Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, obwohl ich den Roten niemals mit Verständigungsphrasen nachlief. Man braucht uns also, doch will man

uns außer dem Zuika bei Empfängen und leeren Worten nichts geben.

Diese Lage muß uns veranlassen zu "klären". Mit der Geilheit, sie unbedingt zu umarmen, brachten wir die rumänischen Roten dazu, uns für zahnlos zu halten, doch geeignet, in ihr Spiel gegen die Russen als Bauern gesetzt zu werden. Sie sind sicherlich überzeugt, unsere Landsmannschaft wird von Verständigung reden, selbst wenn der letzte Deutsche in Rumänien mit einem in rumänischer Sprache hervorgestöhnten Röcheln krepiert.

Läßt der Spieß sich nicht umdrehen? H.O.Roth, Brandsch, selbst Fabritius dächten, wären sie lebendig, bloß daran, wie zwinge ich die Rumänen, uns endlich mehr als Zuika einzuschenken. Die Gegebenheiten sind für uns günstig. Wir sind 50 Jahre entfernt von den Karlsburger Beschlüssen und vom Mediascher Anschluß. Ein Anlaß, Bilanz zu machen! Die Rumänen verrieten alles, was sie uns damals versprachen (Meinungsfreiheit, Schul-, Kirchen-, Verwaltungsautonomie); sie enteigneten uns nach 1945; ihr Chauvinismus ist heute so arg, daß in 40 Jahren kein Deutscher mehr dort lebt. Aber der Kreml sammelt Argumente gegen die roten Chauvinisten in Bukarest. Bukarest duckt sich bereits. Also? Wir müssen den rumänischen Chauvinismus anprangern, anstatt ihm zu nützen, indem wir kriechen, wir müssen sagen, Bukarest vereitelt seit 23 Jahren die Vereinigung von Eltern und Kindern, und es wurde darin grausamer, seitdem eine westdeutsche Botschaft in Rumänien besteht. Wir müssen klarlegen, daß Bukarest unsere bis jetzt gezeigte Freundlichkeit zu nichts anderem benützt, als den Kreml zu täuschen.

Eine solche Stellungnahme, den Russen eher in die Hand gegeben als den Rumänen, wäre diesen überaus peinlich; es könnte zu keinen ungünstigen Auswirkungen auf unsere Landsleute in Rumänien führen, weil Moskau informiert ist, und es könnte sogar für die Unseren günstig sein. Und wir wären handelnd, nicht bloß süßholzraspelnd und Zuika trinkend wieder auf den Brettern.

Du sagtest mir, Coulin, Ließ, Maurer u.a. redeten davon, man solle Paul Schusters Roman "Fünf Liter Zuika" mild besprechen, weil der Verfasser Ceausescu berichten durfte, wo der Schuh die Sachsen drückt. Daß er etwas anderes äußerte, als was die Partei ihm vorher befahl, ist ausgeschlossen. Die Rücksichtnahme, die die erwähnten Herren, die ich alle schätze, verlangen, beweist, daß sie Schuster für einen charakterlosen Burschen halten, der durch eine milde Besprechung zu ködern, durch eine sachliche zu Ungunsten unseres Volksstammes aufzuputschen ist. Da zeigt sich wieder, wie sich bei uns im Westen wider jede Wirklichkeit die Ansicht einfraß, man müsse sanft sein, damit man etwas erreiche. Mit dieser Taktik, die zum Selbstzweck wurde, erreichten wir in allen Jahren nichts.

Wir verloren nur unser Gesicht.

Schuster hat - meine Zeitschrift bestätigte es - Talent, sie entlarvte ihn aber auch und seine sprachliche Unfähigkeit (Heft 1/1967, 4/1967). Er konnte, wohl mit Parteihilfe, seinen Roman im erzkatholischen, doch linksgedrallten Styria-Verlag, Graz, neuauflegen, der ihm hilft, bei den Dummen im Westen Glauben zu finden, wofür? Daß die Sachsen Faschisten waren, die Binnendeutschen Verbrecher sind, die Rumänen alle Königen gleichen. Nie gab's einen übleren Lecker seiner Brotgeber! Feind unseres Volkes! Ein sprachlicher und moralischer Flegel! Denunziant, der uns in Deutschland in Verruf bringen wird, wenn wir nicht entschieden widersprechen! Und den sollen wir schonen? Wider Wahrheit und Ehre? Man kann ein Schwein grunzen lassen, wenn es unserem Volk nützt. Wenn wir aber ihn mild behandeln, bekräftigen wir seine Lügen über uns und liefern uns selber ans Messer der westdeutschen Massenmedien.

Alle westdeutsche Anschmuserei wurde im Osten mit Ekel zurückgewiesen. Nun wollen Coulin, Ließ, Maurer usw., daß wir ausgerechnet bei Paul Schuster, dem Sohn wohlhabender Eltern, der den Sohn von Kleinbauern mimt, den man in Siebenbürgen haßt, dessen Buch von Unwahrheiten strotzt, beide Augen zudrücken. Mit diesem Verfahren ernteten wir bisher nur Ohrfeigen.

Daß Schuster unsere Geschichte grotesk verdreht, wird Dr. Ließ, wenn er dessen Roman liest, erkennen. Ich hoffe, sein Heldsdörfer Blut regt sich gegen einen solchen Unflat niederträchtiger Verfälschung. Ich jedenfalls werde Schuster behandeln, wie er es verdient.

Sei gegrüßt!

Dein

ikgs

ALFRED HÖNIG

Salzburg, 17.1.73

Lieber Zillich!

Soeben schrieb ich an Tschuli, und wir drückten unsere aufrichtige Anteilnahme am Tod unseres Hermann aus. Ich danke Dir für die Mitteilungen über den Krankheits-und Leidensweg, den er gehen musste. Ich wusste davon nichts.

Ja, Hermann ist ein scheuer Mensch gewesen, und er hatte seine ganz besondere Eigenart, die seinen Freunden Einfühlungsvermögen abverlangte. Aber so wie er war, stand er mir nahe, und es verband mich ein starkes Gefühl der Freundschaft mit ihm. Auch der Tschuli waren Ada und ich aufrichtig zugetan. -Einst verlebten wir beiden Ehepaare freundliche und frohe Stunden miteinander, oft tief in die Nacht hinein. Mein Schuldgefühl, das ich schon seit Jahren empfand, ist daher jetzt ganz gross geworden: wie konnte ich mich von den stets drängenden und alles überwuchernden landsmannschaftlichen Problemen, die ich mit Dir und Erwin in Starnberg besprach, davon abhalten lassen, auch Hermann zu besuchen? Wenn ich nicht irre, wohnte er eine Zeit lang noch in Starnberg, nachdem er mit seiner Frau aus Euerer Wohnung weggezogen war. Ich erinnere mich dunkel, dass ich einmal am Abend unbedingt die beiden besuchen wollte, deren Wohnung nicht weit von der Erwins entfernt gewesen sei -oder meinte Erwin damals die Euere? - und dass es dann schliesslich vor lauter landsmannschaftlichem Palaver doch zu spät geworden war, um noch einen Besuch zu machen.

Bei Euch habe ich dann Hermann und Tschuli bei festlichen Gelegenheiten wiedergesehen, aber es war ein Reif auf unsere Freundschaft gefallen, weil ich mich nicht gezeigt hatte, und das tat mir ehrlich leid. -

Der Tod ist also nicht ganz aus heiterem Himmel gekommen, sondern er hat sich seinen Weg zum Opfer jehrelang gebahnt! Ich werde an Hermann nocht oft denken solange mir selber noch Tage vergönnt sind.

Es war lieb von Dir, dass Du mir die Entwicklung des Geschehens geschildert hast. Der Briefwechsel mit Dir hebt sich ja überhaupt von der meisten landläufigen Korrespondenz dadurch ab, dass man als Dein Partner das Gefühl hat, Du widmetest Deine volle Aufmerksamkeit diesem Brief und der darin behandelten Sache und seist weit davon entfernt, das Schreiben eben dieser Zeilem als eine nebensächliche oder lästige Verpflichtung anzusehen. Aus allem, das Du schreibst, auch aus einem einfachen Brief, weht Dein Geist.

Ich bin Dir, wirssind Euch gut gesinnt.

Meine Lebenserinnerungen schreibe ich zunächst für meine Kinder und Enkel zwang-und formlos und so aufrichtig wie nur möglich. Ich kümmere mich bewusst nicht um die Abrundung und Akzentuierung im Blick auf einen erweiterten Leserkreis. Sollten mir noch Tage dafür zugemessen sein, so werde ich einzelne Abschnitte für die etwaige Veröffentlichung herausgreifen und entsprechend formulieren. Es sitzt mir ja die übervorsichtige Art des siebenbürgisch-sächsischen Journalisten im Nacken, und ich scheue vor offenherzigen Ausführungen in volkspolitischen Dingen - vielleicht oft allzusehr-zurück.

Gerne werde ich Dir einmal einen kleinen Abschnitt etwa über den sogenannten Kampf um Sprache, Kirche und Schule zur Verfügung stellen. Es sollte ja nicht in Vergessenheit geraten, was uns damals bewegte und wie dornenvoll auch damals das Minderheitsenschicksal war. Auch könnte ich etwa erzählen, wie Glondys 1939 bei der Feier anlässlich der 20.000 Folge unseres Tageblattes in heftigster Weise gegen Reichsbischof Müller ausfiel, und wie Roth und ich dafür verantwortlich sind, dass die Sache totgeschwiegen wurde, und warum es so geschah.

Wir sprechen noch darüber. Herzlich Grüsse von Haus zu Haus
Dein Alfred Hönig

Znze

HEINRICH ZILLICH
Dr. rer. pol., Dr. phil. h. c.

813 Starnberg am See (Obb.)
Schießstättstr. 12
Tel. (08151) 3055, Postscheck München 26726-800

16. Oktober 1975

Lieber König,

~~so~~ oft schon habe ich Dich gelobt und ~~Dir Gutes~~ Dein Wirken anerkannt, ~~gewünscht~~, auch ~~vor der~~ in der Öffentlich~~keit~~ringen, daß mir jetzt zu Deinem 75. Geburtstag Neues zu sagen unmöglich ist. ~~Ich will~~ Mich selbst ~~nicht selber~~ zu wiederholen, will ich nicht, aber unterstreichen, muß ich doch, daß ich Dir seit je gut gesinnt bin und es bleibe, und daß ich Respekt habe von Deiner Lebensarbeit, ~~Gesinnung~~, und Bewährung in zahlosen Schwierigkeiten und Fährnissen. In der siebenbürgischen ~~sächsischen~~ Publizistik hast Du einen der ~~der~~ ehrenvollsten Plätze für immer errungen. Hoffentlich sehen das auch die jüngeren Generation. In Rumänien wird man es freilich nicht laut verkünden.

Ich und meine Frau wünschen Dir und den Deiner ~~Ada~~ von Herzen Glück und Gottes Segen nicht nur für Deinen Geburtstag sondern noch für viele Jahre!

Sei gegrüßt von Deinem

[illegible]

ALFRED HÖNIG

Salzburg, 8. Nov. 1945

Lieber Zillich!

Wegen gesundheitlicher Schwierigkeiten komme ich erst heute dazu, Dir für Deinen guten Brief vom 16. und zugleich auch für die Notiz in den Vierteljahresblättern herzlich zu danken. Da die Siebenbürgische Zeitung mich zunächst ausser acht gelassen hat, warst Du es, der die Öffentlichkeit an meine Existenz erinnerte. Das brachte mir eine Vermehrung der Gratulationsschreiben ein. Plesch und Bergel entschuldigten sich in sehr herzlich gehaltenen Briefen wegen des Versäumnisses, das sie gutmachen wollen.

Lieber guter alter Freund und Bundesgenosse! Es ist goldrichtig, wenn Du schreibst, dass Du mich schon so oft in jeder Art der Ausdrucksformen herausgestellt und mich - meiner Meinung nach über Gebühr - gelobt hast, aber so wie diesmal habe ich mich auch bei den früheren Gelegenheiten stets über Dein anerkennenden Worte besonders gefreut, erstens weil ich Deine Kompetenz anerkenne und zweitens, weil mir Deine Zeichen freundschaftlicher Zuneigung halfen, mein undankbares Amt zu tragen. Deine Nachsicht und Dein Verständnis liessen mich auch Fehler, die ich gemacht habe, besser erkennen, als wenn die Entfachung einer scharfen Polemik mir ein Ausweichen in eine unfruchtbare und zur Selbsterkenntnis nicht beitragende Klopffechterei nahegelegt hätten. - Ich bin jetzt alt genug geworden, um zu meinem eigenen Tun und Lassen der vergangenen Zeit Distanz zu gewinnen. Vieles hätte ich anders, besser machen sollen. Ein kleiner Trost sind die Leistungen, die ich auch heute bejahe, weil ich sie durch die Entwicklung der Dinge bestätigt finde. - Ein Beruf, wie der meinige es war, schreit ja nach extremen Äusserungen in verneinendem und bejahendem Sinn. Wie soll man es jedem recht machen? In solcher Lage sind Freunde mit sachlicher Kritik und guter Gesinnung sowie unbestreitbarer Urteilsfähigkeit Goldes wert.. Du warst mir Goldes wert!

Deine guten Worte zu meinem 75. haben mir wohlgetan. Sie haben mir die Zunge befeuchtet, mit der ich meine Wunden lecke, wie.... ein alter Löwe..? (nein, das geht nicht).... wie ein alter Fuchs, der der Treibjagd entronnen ist. Des sei bedankt. (Frei nach Emil Witting). -

Schade, dass wir uns so selten sehen, aber ich habe einen schweren Nabelbruch bekommen, nachdem man mir einen kleinen operiert hatte, und nun kann ich kein Gepäckstück tragen, also nicht reisen. Kein Anlass zur Freude über einen "ruhigen Lebensabend"!

Also nochmals vielen Dank für Deine freundlichen und freundschaftlichen Wünsche, - Herzliche Grüsse Deiner lieben Frau und Dir von Deinem alten

Alfred Hönig

Kopie

Rimsting, 3. Jan. 1981

Herrn E. Habermann

Liebe Zillich! Wie vereinbart. Herzliche Grüße Dein alter Adolf König

König

Lieber Schnock!

Nach meinem Vortrag Ende Sept. über das Thema "Hinter den Kulissen der neueren siebenbürgisch-sächsichen Geschichte" beknieten mich mehrere unserer prominenten Landsleute, diese Ausschnitte aus meinem Lebenserinnerungen der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Die Siebenbürgische Zeitung war so freundlich, meinen Vortrag "aufsehenerregend" zu nennen. Da ich zu arm bin, um mir neuerliche Kosten der Reinschrift (ich kann nur saumässig maschinesschreiben zu leisten), hat mir der stets verständnisvolle Dr. Bruckner von der Landsmannschaft die Bezahlung der Schreibkraft zugesagt. Ich muss nämlich meine für die Enkel geschriebenen Memoiren für einen etwaigen Druck umschreiben. Die Arbeit wird etwa Ende Februar fertig sein. Nichtsachsen, die Bruchstücke daraus lasen, meinten, es sei auch für sie überaus imterssant in die neuere Geschichte der Siebenbürger und ihre Geistes- und Gesinnungswelt auf diese Weise hineinzuschauen. Und da wurde ich mir plötzlich bewusst, dass ich damit eine Arbeit leiste, wie Du sie in unseren Gesprächen mit Hans Bergel für wichtig und erforderlich angesehen und gefordert hast.
(Es handelt sich hier nicht um die Jagderinnerungen, aus denen ich Dir in München vorgelesen habe.)
Natürlich steht und fällt die Frage der Veröffentlichung mit der Qualität meiner Arbeit. Ich werde Dir nach Fertigstellung eines der Manuskriptexemplare zur Verfügung stellen, wenn Du es erlaubst.
In der Arbeit bin ich auf Anraten von Kollegen, bestrebt, ein Bild unseres Kindheits- und Jugendmilieus (einschliesslich der nachbarlichen Spielgefährten), ferner der Schul- und Studienzeit, der spannenden Erlebnisse in der Rumänischen Armee und dann die Erfharungen und Erlebnisse, Beobachtungen und Probleme meiner Redakteurszeit in Kronstadt und später in Hermannstadt darzulegen. - Eingebaut habe ich eine zusammenfassende - allein schon hundert Seiten umfassende - kurze Geschichte des neuerstandenen Grossrumänien und der deutschen Volksgruppe Rumäniens mit ihrem Selbstbehauptungsringen auf kirchlichem, schulischem geistigen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Gebiet, ~~darzustellen~~. Ein wichtiger Teil ist den inneren Auseinandestzungen und den Problemen der Auseinanderstzung mit dem Nationalsozialismus, dem Kampf mit der Zensur, mit der Unzufriedenbewegung und mit den unreifen "Regierungsmethoden" der von der SS dirigierten Volksgruppenführung des Andresa Schmidt gewidmet.
Meine Auslandsmissionen in Genf, Berlin und Paris, die Weltausstelling in Paris mit siebenbürgischen Augen geshen, Anwesenheit im Deutschen Rei

tag bei Hitlers Rede zum Einmarsch in entmilitarisierten Rheinland, Berliner Tage während der Besetzung Österreichs, Niederkämpfung des "numerus valachicus" mit Hilfe der internationalen Presse, der englischen Regierung und des Berliner Auswärtigen Amtes durch sechswöchige Presseagitation in allen Sprachen Europas von Berlin und Paris aus, vervollständigen die Erinnerungen. Vor allem aber befassen sie sich mit den Methoden, Überlegungen und internen Zusammenhängen der sächsischen Volkspolitik in allen Stadien des Geschehens zwischen den beiden Weltkriegen. Der Direktionsrat des Tageblattes war ja eine kleine Hochschule der Grauen Eminenzen. Da habe ich hinter die Kulissen sehen können. So kann ich heute viele Kulissengeheimnisse für die Historiker lüften, aber auch über das Wesen sächsischer Denkweise und Praxis aussagen.

Dann kommt das Lager in Târgu Jiu dran, auch ein lehrreiches Kapitel. Damit die ganze Sache auch für Nichtsachsen lesenswerter wird, habe ich auch Abenteuer aus Goldbergwerk, Privatleben und Gebirgsjagd eingestreut. Man wird dann Bedarf kürzen können, wenn das Geld nicht reicht, die ganze Arbeit ungekürzt zu veröffentlichen.

Dieser erste Teil wird etwa 350 Druckseiten ausmachen (fast 500 Schreibmaschinensieten).

In einem wohl als zweiten Band auszugebenden Teil behandle ich die Deportation nach Sibirien, Übersiedelung nach Deutschland, Rückkehr n. Rumänien, U-Boot-Desein in Bukarest, Prozess gegen Marschall Antonescu, Flucht nach Österreich. Wirken eines sächsischen Journalisten in Österreich mit einigen Höhepunkten, so einer von mir bewirkten Versöhnung zwischen den Kanzlern Raab und Adenauer, Triumph der siebenbürgischen Konzeption auf großer Flüchtlingstagung in Linz usw., dann Siebenbürgische Zeitung, Versuch der Gründung einer gesundnationalen Zeitung in München und Ursachen des Scheiterns, Konzept einer Befreiung von bundesdeutschen Fehlgängen in Innen- und Aussenpolitik. - Patenland und Siebenbürger. Südosteuropagesellschaft. Erreichung der Einstellung von weiteren Deutschenverfolgungen in Rumänien durch einen grossangelegten Plan. Dank des rumänischen Staatsrates an die Landsmannschaft für deren Haltung (meine Aufsätze in der Sieb. Ztg.) usw. usw.

Dieser zweite Teil, der solche Gedanken enthält, wie du sie an den Aufsätzen Bergels und auch Hönigs für verbreitenswert hältst, wird wieder schätzungsweise 250 Druckseiten umfassen.

Das Ganze trägt den vorläufigen Arbeitstitel "Odyssee eines siebenbürgischen Journalsiten" - "Siebenbürgen-Sibirien-Deutschland-Rzmänien-

Österreich-Deutschland".- Der Titel kann ja noch beliebig geändert,das Manuskript notfalls gekürzt werden. Über den Wert des Werkes könnte ein Lektorenausschuss entscheiden .
Zillich.Bruckner,Bergel,Hartl,Mescehndörfer sind der Sache zugetan,desgleichen Böbel,Schuster und Teutsch in Wien. Wer aber wird das Manuskript als Verleger betreuen? Althammer hat in seiner Ansprache an mich bei dem Empfang zu meinem 8o.die Mithilfe der SOG versprochen,aber Südostdeutsches Kulturwerk,Ostdeutscher Kulturrat und Patenministerium sind für etwa 2 Jahre schonverplant.Sollen wir noch Jahre lange warten müssen?
Das Risiko der Herausgabe ist zwar gering,aber jemandd mit Ansehen und Geld muss die Bürgschaft erfahrungsgemäss übernehmen. Die Siebenbürgische Zeitg. mit ihren 17.ooo Beziehern,also cca 5o.ooo Lesern in drei Kontinenten würde gewiss eine wirkunsvolle Werbung entfalten,deren Wert eine auf sie gestellte Werbeaktion einer cca nur mit vierem Tausend Mark erzielen könnte.Damit allein scheint ein Mindestabsatz zur Deckung des Aufwandes wohl schon gewährleistet zu sein.
Da ist mir der Gedanke gekommen,dass der liebe Gott uns die Ernst-Habermann-Stiftung geschenkt hat,die die Unterstützung siebenbürgischer Gedankenwelt auf ihre Fahne geschrieben hat. Und so erlaube ich mir in der Reihe anderer kleiner Aspiranten mit der Frage an Dich heranzutreten,ob diese Stiftung,d.h. unser Ernst Habermann mit seinem wirtschaftlichen Prestige für einen etwaigen Verlust in Geld ausgedrückt (abgesehen von dem moralischen, geistigen,kulturellen und politischen "ert der Aktion) ~~nicht~~ gutzustehen bereit wäre.
Das würde erfahrungsgemäss darin bestehen,dass einem noch zu erwähnenden Verlag gegenüber entweder eine Mindestzahl von Exemplaren zur Verteilung angenommen wird, oder dass ihm die Deckung eines etwaigen Verlustes zugesichert werden kann. Über den Daumen gepeilt,würde das im schlechtesten Falle wenig kosten im Vergleich zu Stipendien an Einzelleistungen ohne publizistische Breitenwirkung bei Sachsen und Nichtsachsen oder gar zz einer neuern Blattgründung mit einem Millionenaufwand.
Vielleicht könnte die Sache bei der von Dir einberufenn Sitzung am 1o.in München besprochen und ein Betrag-bedingt zumindest-ausgeworfen werden, Ich schätze-wieder über den Daumen gepeilt-,dass bei einem Gesamtaufwand der Drucklegeung von etwa 5o.ooo DM das Verlustrisiko höchstens 1o.ooo (sagen wir schlechtenfalls 2o.ooo) betragen würde.Die Streuwirkung siebenbürgischer Erfahrungen und Gedanken jedoch wäre auf jeden Fall ein Gewinn,-
Ich danke Dir für die Einladung zu dieser Sitzung.Ich werde kommen und kann ja den Raum verlassen,wenn mein Anliegen beraten wird. Dir stehe ich natürlich vorher oder nachher auf Wunsch zur Verfügung .
Zur Vereinfachung für weitere Beratungen glaube ich in Deinem Sinne zu handeln,wenn ich an Dr.Bruckner u.Dr.Zillich eine Abschrift dieses Briefes schicke

28.Juni 1931

Lieber König, es tut mir leid, daß ich heute bei Deinem Anruf von Zeitmangel bedrängt war. Ich hatte einen Aufsatz von mir fürs nächste Heft der Südostdeutschen Vierteljahresblätter, der in Abzugsfahnen auf meinem Schreibtisch lag, noch rasch durchzusehen, um ihn mit Eilpost abschicken zu können, damit er morgen früh in der Druckerei sei.

Du liest Möckels "Licht der Heimat" - was er Dir wohl kaum verzeihen dürfte - nicht aufmerksam genug. Sonst wäre es Dir in der Juni folge dieses Käseblattes aufgefallen, daß es zwei Leserbriefe abdruckte, die sich mit meinem Bericht über den Galgentod des Arztes Klein beschäftigen. Leserbriefe dazu, alle Möckel heftig verurteilend, erhielt dieser mehrere, auch die Kopien. Natürlich brachte Möckel als gerechter Christ lediglich zwei, die Kritik an mir üben, die zweite nicht bösartig, die erste geschwätzig, und die ist von Professor in Darmstadt Axel Azzola. Liest Du sie, so wirst Du erkennen, daß weder ein Philippide noch ein Möckel das Pamphlet gegen Dich zusammenstellte, sondern Azzola selber, von dem ich gern wüßte, wie alt er ist und was er als Hochschullehrer unterrichtet. Sein Vater soll, wie Diplich mir schrieb, ein Ehrenmann gewesen sein, so wie es

sein Bruder auch ist. Der Axel aber, ein Linker, fanatisch, peinlich aussehend, wie ich von Bergel hörte, ist, als was er sich Dir gegenüber entpuppte, ein heute noch wirkender Nazijäger, meiner Ansicht nach, nicht im Dienst Bukarests oder als Gegner der Landsmannschaft oder der Familienzusammenführung, nein, nur weil er Denunziant ist, aus innerer moralischwertrübter Lust. Der Kerl führt heran von Darmstadt, um den Ehrentag eines 81jährigen mit einem Rotzbubenattentat zu besudeln. Du hast ausgezeichnet darauf reagiert, so gut, daß der Busche sich von der letzten Bank, auf der er saß, ins Freie verdrückte.

Im Vorwort seiner Schmähschrift nennt er die "Südostdeutsche Tageszeitung" die "Verfolgerin" des "Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes". Es muß natürlich Nachfolgerin heißen. Einen solchen Sprachfehler begeht kein Möckel und kein Philippi, aber bei Banater Schwaben kann er möglich sein.

Daß der Bukarester Sender den Vorfall mit Azzola erwähnte, geht sicher auf einen rumänischen Korrespondenten zurück oder gar auf Azzola selbst, der seine Heldentat dorthin berichtete. Eine Zehnzeilennachricht kann der Familienzusammenführung und der Landsmannschaft nicht schaden. Die Landsleute in Siebenbürgen werden davon nicht beeindruckt sein.

Sei mit Deiner verehrten Frau herzlich gegrüßt von Deinem

08057/3316

Rimsting, 2. Juli 1981

Lieber Zillich!

Sei bedankt für Deine guten Worte vom 28.6.-
Mag sein, dass der gute A. die Anklage selber verfasst hat, die Anregung dazu aber haben ihm wohl andere gegeben. Er hat mir eine Arbeit erspart. Schon lange wollte ich einmal meine damaligen Ergüsse wiedersehen. Ich bin auch heute noch mit dem Inhalt einverstanden. Alles zu seiner Zeit. Ein zweites mal würde ich nicht anders handeln. Bloss die schwülstige Ausdruckweise meiner damaligen Huldigungen stört mich. Damals hat sich die Diktion der sächischen Sonntagspredigt bei mir mit dem rhetorischen Beispiel Hitlers vermählt, scheint mir.

Die Ausführungen des Armleuchters in dem „Licht der Heimat" habe ich nun auch gelesen. Eigentlich sehr zahm. Es klingt wie bestellt, ohne rechte Freude an der Polemik mit Dir. Da hat er mir gegenüber doch ganz andere Artillerie auffahren lassen. Du bist mir oft vorausgewesen, in den Schmähungen durch den Azzollah-Mullah bin ich Dir jedoch diesmal um eine Nasenlänge voraus. Bitte gönne es mir! Übrigens soll er jüdische Herkunft sein, meint Bruckner.

Wie schade, dass wir uns jetzt so selten sehen. Vielleicht suche ich Dich einmal heim, wenn Du nichts dagegen hast. Oder wir treffen uns in München, oder Du kommst doch wieder einmal her zu einer Lesung. Ich getraue mich bloss nicht, Dir das wieder zuzumuten.

Weisst Du von der Tragik mit Joke Teutsch, meinem lieben alten Jagdfreund? Er wurde von einem Rowdy niedergeschlagen, mit Füssen bearbeitet, sodass seine Beckenknochen viermal gebrochen wurden. 8 Wochen lag er im Streckverband. Dann konnte er in der Nacht in seinem Einzelzimmer die Nachtschwester nicht erreichen, versuchte aufzustehen und brach natürlich zusammen. Jetzt hat sein Martyrium von neuem begonnen. Ich schreibe ihm immer wieder. Meine Tage sind überschattet von der Sorge um Joke und seine geplagte Else.

Oskar Schuster hat von mir eine Rekapitulation meiner kurzen Dankrede in Dinkelsbühl verlangt. Beiliegend eine Kopie auch für Dich, da Du doch Zielscheibe der gleichen Feinde gewesen bist.

Herzliche Grüsse an die von mir sehr verehrte Frau Maria und an Dich!

Stets Dein

Telefoniert beantwortet
4/7. 1981

31.August 1981

Lieber Hänig,

ich verstehe, wenn Du verärgert sein solltest, weil ich Deinen Vorschlag, uns zur Besprechung meines Aufsatzes über das Bischöfebuch bei einem Treffen in München einzufinden, hinausschob und dann drei Wochen lang bis heute nichts von mir hören ließ.

Es ging mir darum, vorher zu erfahren, was der Verfasser jenes Buches Professor Dr. Binder, ehemaliger Bischofsvikar, seit etwa 11 Wochen Zuwanderer in Deutschland - ja, auch er! - zu meinen Ausführungen sagte, die Du offenbar, weil ich Pf. Wolff erwähnte, der für Dich ein Lügner ist, für unzutreffend hälst. Heute traf Binders Manuskript ein, eine überaus noble, sachliche Stellungnahme zu meinem Artikel, bestehend aus Antworten auf meine ihn betreffenden kritischen Bemerkungen, aber im ganzen eine Bestätigung dessen, was ich über die letzten Bischöfe sagte, also auch eine Bestätigung dessen, was ich von meinem Kriegskameraden Wolff bei den 4.Kaiserjägern durch Briefe erfuhr, den daheim geradezu in krankhafter Art als Lügner verschrienen Wolff. Ein so tapferer Soldat wie er es ist vielleicht ein Taktiker, der auch lügt wie alle Politiker und Jornalisten,

aber ich spüre auch, wo er nicht lügt. Und er log nicht in seinen letztem vor dem Tod verfaßten Blättern. Auch Binder nimmt hin, was er sagte, und Binder muß wissen, was die Wahrheit war.

Binders Meinung zu meinem Aufsatz über sein Buch erscheint in Heft 4 der Südostdeutschen Vierteljahresblätter, dazu ein ganz kleines Nachwort, in dem ich Binder für seine saubere Darlegung danke, die - auf das Wesentliche gebogen - mich bestätigt. Natürlich werden noch viele Einzelheiten zu klären sein. Aber das Wesentliche, was über Glondys und Müller zu bemerken ist, habe ich nicht verfehlt.

Sei mit Deine Frau herzlich gegrüßt

von Deinem

der schon vor vier Monaten Urgroßvater geworden ist.

ikgs

Rimsting, 1. Sept. 1981

Lieber Zillich!

Sei bedankt für Deinen Brief vom 31.8.
Aufrichtige Glückwünsche zu Deiner höchsten allen bisher erreichten Ehrungen : Urgrossvater!
Du hast recht: es war von mir ungehörig, den verstorbenen Freund, noch dazu Deinen Kriegskameraden, der Lüge zu bezichtigen. Ich bedauere meine Entgleisung und bitte um Entschuldigung. Milderungsgrund: schnoddriger Telegrammstil beim Telefongespräch.
Auch damit hast Du recht, dass er wahrscheinlich nicht mehr gelogen hat als ich und meinesgleichen. Ich hoffe nur, dass man es mir nicht ebenso angesehen hat, wenn ich es tat. Bei ihm pflegte die Iris stets zu flackern, wenn er sich von der Wahrheit entfernte. Er war aber ein hochbegabter Mann, der sich im Kampf gegen die DVR wacker schlug.
Meine allzuhastige Abwehr Deines Einwandes am Telefon ist auch sachlich falsch gewesen, denn was ich gemeint habe, ist komplizierter: Helmut Wolff war zwar der Beauftragte von Andreas Schmidt in dem Freiboxen des Bischoftsstuhles, als ehemaliger "Fabritianer" genoss er jedoch nicht das volle Vertrauen des Volksgruppenführers. Infolgedessen erscheinen mir die Aussagen der engsten Mitarbeiter Schmidts wie Ossi Teutsch, Otto Liess, Fritz Cloos gewichtiger. Und deren Meinung geht dahin, dass sich Schmidt von der Vomi nicht vorschreiben liess, wer Bischof werden soll. Die Entscheidung hierüber ist innerhalb der Volksgruppenführung gefällt worden und fiel auf Staedtel, (obwohl nach einer Aussage, die mir Dr. Hermann Schöpp seinerzeit in Hermannstadt gemacht hat - ich weiss nicht mehr, ob bei der Vomi oder um Schmidt herum - erwogen worden sei, den schlechtesten Pfarrer zum Bischof zu machen, um die Kirche zu entmachten). Nach all dem hat Schmidt

ikgs

wahrscheinlich bei seiner Amtsübernahme bei Müller den Eindruck erweckt, dass er ihn als Bischofskandidaten betrachte, so wie er Hans Otto Roth verpsrachen hatte, ihn zum "Gesandten " in Bukarest zu machen, wie mir Roth anvertraute. Dann hast der gute Schmidt beiden einen Tritt gegeben und Wolff (- vorher -) gegenüber aus diplomatischen Gründen so getan, als ob er aus Berlin gezwungen worden sei, Müller fallen zu lassen.

Diese Zusammenhänge allein wollte ich Dir als Ergänzung zu Deinem Aufsatz mitteilen. Sie waren gewiss nicht wichtig genug, um Dir ihretwegen eine Fahrt nach München zuzumuten. Vielmehr hatte ich das Bedürfnis, Dich wieder einmal zu sehen, wie ich offen eingestehe. -

Das erübrigt sich ja nun.

Abgesehen von diesen nebensächlichen Einzelheiten hatte und habe ich keine Einwände gegen Deine Darstellung, es sei denn, dass ich die eine oder andere Sache ein wenig anders ausgedrückt hätte, wie das ja nur selbstverständlich ist, wenn man Worte gegeneinander abwägt, weil man selbst auch gelegentlich zur Feder greift.

Ich hoffe, dass Du wohlauf bist. Mir geht es herzlich schlecht, habe arge Kreislaufstörungen und kein wirksames Gegenmittel zur Hand. -

Noch ein Wort zu den Bischöfen: Glondys war ein überzeugter Feind des Nationalspzialismus . Seine Handlungen in volkspolitischer Hinsicht waren wesentlich von Roth beeinflusst, während Müller auf eigene Faust Pragmatiker und ein schlauer Taktiker war. Übrigens hatte Roth auf Anfrage der VOMI vor der Ernennung des Andreas Schmidt zum Volksgruppenführer seine persönliche Zustimmung zu dieser Aktion gegeben, wie ich aus seinem Munde weiss. Er verriet es mir, als er mir in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Direktionsrates des S.D. Tageblattes die Nichtveröffentlichung eines journalistischen "Schusses vor den Bug" des Schmidt abrang.

Handkuss an Frau Maria! Sei und seid herzlich gegrüsst!

Setets Dein alter

Alfred Hönig

4.9.1981

Lieber Hönig,
hab Dank für Deinen lieben Brief. Ich will gleich anworten, leider nur kurz, denn mich beschäftigen wieder, obwohl ich a.D. bin, Stammesfragen. Du hat sicher gelesen, daß F.J. Strauß nach einer Reise, die ihn nach Rumänien führte, wo er sich zwei oder drei Tage aufhielt, die Lage unserer Landsleute, die er "deutschsprechende Rumänen" nannte, zuversichtlich beurteilte, und daß nun auch Dr. Dregger nach einer ebenso kurzen Reise in unsere einstigen Gefilde ähnlich, aber doch etwas erträglicher berichtete. Nun soll der Bundespräsident demnächst nach Rumänien reisen. Da war es Bergel und mir klar, er müsse genau unterrichtet werden, was durch einen Besuch Bruckners bei ihm schon geschehen war, aber nach den Erfahrungen mit Strauß und Dregger zu wiederholen wäre, wobei ich mich ihm gegenüber darauf berufen konnte, daß die Durchsetzung der Familienzusammenführung durch Peter Ludwig und mich mit seiner Hilfe, als er Staatssekretär des Äußeren war, in Bonn gelang. Ich hatte also einiges zu Papier zu bringen, wobei Dr. Bruckner, zur Zeit im Urlaub, mich deckt. Die Ausführungen Bergels waren ausgezeichnet. Und dies alles beschäftigt mich noch, weil von Dregger sehr freundliche, aber doch solche Anworten an Bergel und Ludwig einliefen, auf die man rasch erwidern muß.

Dein Brief erfreute mich. Du brauchst Dich nicht zu entschuldigen. Dr. Wolff war, wie Du aus der Ablichtung meines hier beigelegten Nachrufs für ihn ersiehst, ein überaus anständiger Kriegskamerad, obwohl er Bataillonsadjutant war, was meist nur denen glückte, die das Streichholz schon in der Hand hielten, ehe noch ihr Chef die Zigarette aus der Tasche gezogen hatte.

selbstverständlich
Es war, da er Referent für Schule und Kirche war, daß Schmidt ihn dazu verwendete, Glondys zum Rücktritt zu bewegen. Dabei kam es zu etlichen Episoden, die ich nicht weitergab. Meinen Aufsatz las aber Ossi Teutsch, der ihm ja auch einen Nachsatz anschloß, vor der Veröffentlichung, ebenso tat das Cloos. Keiner wandte sich gegen meine, auf Wolff beruhende Mitteilung, daß die VOMI den Rücktritt von Glondys verlangte. Ossi Teutsch besuchte mich vor Erscheinen des Heftes und hatte nichts einzuwenden gegen meine Darstellung. Aber wenn weitere Untersuchungen ein anderes Bild ergeben, werde ich, sofern es besser begründet ist, natürlich Jawohl dazu sagen. Diese ganze, von mir eröffnete Bemühung, die Wahrheit zu ergründen, war nötig, um die schleimige Verherrlichung der Vorgänge durch die uns wohlbekannten heiligen Landsleute zu beenden.

Daß es Dir, wie Du sagst, "herzlich schlecht ergeht", macht mich besorgt. Ich kenne Kreislaufstörungen auch. Dagegen helfen mir von meinem Sohn Till verschriebene Dihydergot-retard-Tabletten, verstärkt durch eine halbe Tablette Demetrin - beides einmal pro Tag und auch nur, wenn man sich elend fühlt.×

Neulich starb jäh Dr. Arnold Weingärtner. Hartl hatte ihn wenige Tage vorher gesehen: er strotzte von Gesundheit. Aber innerhalb 24 Stunden, schrieb Weingärtners Frau mir, brach ein Krebsgeschwür - sie sagte nicht wo - in seinem Körper auf, und er lag da, tot. Ein schöner Tod, kann man dazu äußern. Aber er war nur 68 Jahre alt.

Überlege, ob Du nicht mit Bezug auf meinen Aufsatz einen kleinen Beitrag über das, was Du mir über Roth schreibst, Acker schicken könntest.

Sei von uns mit Deiner Frau herzlich gegrüßt von Deinem

× und eher niedrigen Blutdruck hat sie es

ALFRED HÖNIG

Rimsting 19. Mai 1983

25. Mai 1983 telefon

Lieber Freund Heinrich Zillich!

Erlaub mir, daß ich mich der langen Reihe der Gratulanten schon heute anschließe, damit du meinen Brief schon vor deinem Geburtstag erhältst. Ich wünsche dir und deinen Lieben alles, alles Gute und Liebe, vor allem Gesundheit!
Und ich danke dir und zu meinem bescheidenen Teil für all das Schöne, Leuchtende und Große, das du uns mit deinem Lebenswerk geschenkt hast! Es gibt Dankenere, die dir zu deinem 85. von hohen geistigen und literarischen Warte das Richtige sagen und der Aufgabe mehr gerecht werden können als ich, deine Leistungen und Verdienste da zu würdigen, wie sie es vor Gott und der Welt verdienen. So weise ich denn diesen auf die Huldigung

durch einen kleinen Journalisten nicht angewiesen bist. Doch das Schicksal hat uns oft zu Gemeinsamkeiten zusammengeführt, die uns in einer Weise verbunden haben, daß es mich drängt, Dir einfach als Mensch zu sagen, wie stolz und dankbar ich Dir für alle Beweise Deiner Freundschaft bin.

Ich bin in meiner Hochachtung und menschlichen Verbundenheit Dir gegenüber wahrlich nie ins Wanken geraten, auch wenn mein Schicksal als Zeitungsschreiber mich auf Wege zwang, die Deine Zustimmung nicht fanden, nicht finden konnten. Aber ich habe Dich auch in diesen Fällen verstanden und die Lauterkeit Deiner Haltung geachtet, und ich habe manchmal dem Himmel gedankt, daß es Dichter wie Dich gibt, die nicht in die handwerklichen Niederungen hinabsteigen mußten, mit denen irgendwie fertig zu werden, nun einmal das Schicksal des Tagesschreibers ist und bleibt. Auch meines.

Bleibe gesund und aufrecht, lieber alter Freund!

Ich grüße Dich in unwandelbarer Treue!

Dein alter Alfred Hönig

Ein besten Wünsche Ihnen lieber Zillig! Ihre Adele Hönig

29.11.1983

Lieber Hönig,

eben las ich Dein Karpatenjagdbuch, gefesselt vom ersten bis zum letzten Wort. Ich lernte dabei ungemein viel. Auch staunte ich, wie Du, den ich, als wir bei der Kronstädter Zeitung waren, gar nicht als verwegenen Jäger erkannte hatte, Dich immer wieder in gefährlichen Lagen zu bewähren wüßtest. Ich sah in Dir damals eher den vorsichtig die Umstände erwägenden wirtschaftskundigen Schriftleiter, der es verstand, mit den Kronstädter Fabrikanten, Bankleuten und Handelsherren, auch mit den Politikern umzugehen, ihre Kenntnisse zu vermehren und ihre Sache zu fördern, soweit sie unserem Volksstamm nützte. Und wenn ich mich recht erinnere, warst Du zu jener Zeit nicht selten krank; heute vermute ich, das waren die Folgen Deiner weidmännischen Abenteuer und Anstrengungen.

Was Du mit sehr offenen Augen in Wald und Gebirge erlebtest, füllt Dein Buch fast bis zum Bersten an mit Mitteilungen, Berichten, Beurteilungen, Wissen und Erkenntnissen. Daß oft Humor es aufglänzen läßt, erinnert mich an Deine Kunst des Erzählens am weißen Tisch.

Das Buch schickte mir als Geschenk die Eigentümerin des Stockerverlages, Frau Dr.Dvorak-Stocker - mir schon von früherem Briefwechsel bekannt - mit freundlichen Zeilen, in denen sie die Erwartung äußerte, der Band werde mir gefallen. Dafür bin ich ihr, noch mehr Dir dankbar, denn er gefällt mir wirklich und wurde mir zu einem Erlebnis; er ist bestimmt eines der besten Jagdbücher nicht allein Siebenbürgens sondern unserer Zeit.

Auch die äußere Ausstattung des Bandes scheint mir wohl gelungen samt den schönen Bildern. Bloß das Format stört mich, doch das ist bei österreichischen Verlagen, auch bei Stocker, ein Erbfehler: ihre Bücher sind meist zu aufgetragen groß. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht aus einer Art des Sich-durch-setzen-Wollens. Es gibt 7 Millionen Österreicher, gemessen an der Gesamtzahl der mitteleuropäischen Deutschen (etwa 90 Millionen) nicht einmal ein Zehntel davon, um 4 Millionen weniger, als Bayern leben, aber ihre Bücher fügen sich selten ein in das sonst überall für Erzählungsbände und Romane übliche Format 19 mal 12 cm. Dein Buch - 23 mal 14 cm - ist zu hoch; es läßt sich in den von den kleineren Formaten bestimmten Regalreihen nicht unterbringen; man muß es auf den Rücken oder den Bauch legen. Jählings springt mich das ungarische Wort an: "Kis ember nagy bottal jár". Womit ich nichts vom Rang und der Sauberkeit des Stockerverlags abkratzen will.

Auf der Seite 190 bezeichnest Du die Rumänen als Urbevölkerung der Karpaten, natürlich der Süd- und nicht der Nordkarpaten. Ich lege Dir hier eine von mir unter meinem Decknamen verfaßte Besprechung eines Buches bei, das beweist: die rumänische "Kontinuitäts-Behauptung" ist, was auch K.K.Klein stets spöttisch bestätigte, Unsinn und chauvinistisches Gegacker!

Beim Lesen bedauerte ich, daß im Anhang in der Erläuterung der Weidmannssprache keineswegs alle im Text auftauchenden und nicht immer erdeutbaren Jägerwörter aufgenommen wurden, zum Beispiel nicht: Trenzer, die Neue (offenbar der erste Schneefall), Kirrplatz, Kugel nachheizen (neu laden), halber Wind, Überläufer, Kuder, Geheck, Verblenden, starker Vorschlag von Wölfen, Teller (vermutlich Trittspur) usw.

Aber das ist ein Einwand, der den Wert des Bandes nicht mindert. Ich beglückwünsche Dich zu diesem Erstling Deiner Bucherzeugung! Er wird sicherlich Leser finden über die Grenzen hinweg.

Sei herzlich gegrüßt von mir und meiner Maria, wozu wird gleich auch die Glückwünsche für Weihnachten und zum Neuen Jahr hinzufügen. Möge es Dir und Deiner Frau ein gutes, fruchtbares Jahr werden!

Dein

ikgs

Alfred Hönig

Guggenbichl 2
8219 Rimsting, 4. Dez. 1983
Tel. 08051-3316

Lieber Zillich!

Mit der gleichen Offenheit, mit der Du mein Buch in Deinem lieben und guten Brief vom 29.11. lobst, will ich Dir gestehen, daß ich mich darüber wie ein Kind am Weihnachtsabend gefreut habe. Ich danke Dir!

Ich weiß, daß zu Deinen vielen Vorzügen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit gehört, und ich weiß, dass Du der Berufenste unter allen meinen Landsleuten und darüber hinaus bist. Ich wußte von Frau Dr. Dvorak-Stocker, daß sie Dir ein Exemplar verehrt und Dir geraten hat, Dich über meine Person aus dem Klappentext zu unterrichten, was mir großen Spaß gemacht hat. Und nun wartete ich gespannt auf Dein Urteil. Mittlerweile habe ich ein erfreuliches Maß an Zustimmungserklärungen auch von respaktablen Leuten - von Frenz Josef Strauß ein Porträt mit ""kräftigem Weidmannsheil!"", von Chefredakteuren der Jagdzeitschriften und - was mich besonders beeindruckt hat, von Matthias Walden (Freiher von Saß), den ich zu den bedeutendesten deutschen Journalisten zähle. Sehr geehrt hat mich ferner die große Zahl von Frauen, die schrieben oder sagten, sie hätten das Buch mit Spannung und Interesse gelesen, mir 2. T. allerdings auch den Vorwurf machten, sie hätten vor Aufregung über die wilden Tiere gar nicht einschlafen können. Neben diesem bereits ins Quinquive gehenden Stellungnahmen, ging es mir aber um die Qualität der Kritik. Und Du warst mir auch diesmal maßgebend, zumal ich weiß, daß Du auch sehr streng sein kannst. Als ich Deinen Brief beim Mittagessen öffnete, sagte ich zu Ada wörtlich: "Über diese Anerkennung freue ich mich wie ein kleines Kind!"

Verzeih, wenn ich mich vorerst kurz fasse. Ich bin todmüde, weil ich den ganzen Tag kosmetische Retouchen an meinem Manuskripte "Zwischen Mächten und Dogmen / Odyssee eines siebenbürgischen Journalisten" (die nach meinen Vorträgen angeforderte Lebensgeschichte in volkspolitischer Sicht) beschäftigt war. Es geht mit Förderung der Habermann-Stiftung und der Südosteuropa-Gesellschaft nächste Woche in Druck. Ich schreibe leichter als vor 50 Jahren, werde aber oft recht müde. Und neben meinem Ohr dröhnt der Fernseher, den Ada mehr liebt als mir lieb ist.

Es wird Dich vielleicht interessieren, daß mir Freunde Vorwürfe machen,

ikgs

ich hätte mein"Erzählertalent"nicht erst mit 8o Jahren (ich schrieb das Buch Mitte 1980) schriftlich beweisen sollen und lieber die blöde Politik umgangen. Zumindest hätte ich in meiner Freizeit mindestens laufend Jagderzählunen schreiben müssen.-Nun,ich bezweifle,daß ich vor Jahrzehnten etwas wie dieses Büchlein hätte schreiben k ö n n e n.Ich habe die subjektive Vorstellung,daß ich zu den Zeiten meiner handwerklichen Tätigkeit im Journalismus und den unumgänglichen Winkelzügen und diplomatischen Rücksichtnahmen auf rechts und links bei jeder schriftlichen Arbeit das Unmittelbare und Natürliche des Stils, wie es z.B. Deine Werke auszeichnet, nicht zustandebringen können, ganz abgesehen von meinen Zweifeln an einer schriftstellerischen Begabung im Vergleich zu der Leichtigkeit (Leichtfertigkeit?) meiner Reden und auch im Vergleich zu etwa Deiner Sprachgewalt.

Es ist zu bedenken,daß es mir relativ leicht fällt,wirklich Erlebtes daherzuerzählen. Und in meinen Buch ist kein einiges Wort Jägerlatein.Solches ist unter Weidmännern verpönt. Ich habe im letzten Augenblick aus meinem Kapiteln eine erfundene,besonders spannende Geschichte zurückgezogen,weil mich mein weidmännisches Gewissen dazu zwang. Wir Jäger haben nämlich eine solche Ganovenmoral in vollem Ernst!Es wäre fraglich gewesen,ob meine schöpferische Phtansie zu Romanen etwa ausgereicht hätte.-

Du schreibst von meiner Kränklichkeit in der Kronstädter Zeit. Sie bestand,aber nicht als Folge der Anstrengungen im Gebirge, sondern wegen meiner Anfälligkeit für Stirnhöhlenentzündungen in dem für einen armen Hermannstädter zu rauhen Klima Kronstadts. (Wenn wir manchmal an einem sonnigen Wintertag mit Auto von der Jagd am Montagmorgen zurückkehrten,bot sich das liebe Kronstadt, in Kohlen-und Staubdünsten eingehüllt,wie eine schwarze Kugel inmitten der Schneelandschaft dar.)

Vielen Dank für Deine außerordentlich interessante und sachlich einleuchtende Arbeit. Ich kannte sie,aber ihre Einzelheiten habe ich auch jetzt wieder inhaliert. Ich bitte um mildernde Umstände, weil wir 1. als Gebirgsjäger mit den rumänischen Helfern und Wilderern innig verbunden waren, immer rumänisch fluchten,obwohl das Ungarische dazu besser geeignet ist; und weil ich zweitens mit Prof.Daicoviciu bezw. dem Staatsrat in Bukarest dem er angehörte, ein lohendes Tauschgeschäft möchte: Daicoviciu durfte Kontinuitätspropaganda auf archäologisch wissenschaftlicher Grundlage treiben,bezahlt von der SOG. Als Gegenleistung müßte er den Staatsrat zur Einstellung der Deutschenverfolgung in Rumänien und zur Öffnung der Tore zur

überreden
Familienzusammenführung öffnen. Und das Schlitzohr-Gott hab ihn
selig- tat es mit Vergnägen,denn er konnte sich auf diese Att
in Bukarest zu ungewöhnlichen DEhren hochturnen.
Die Bukarest Regierung brauchte diese Anerkennung der Kontinuitätsthe
theorie damsls ganz dringend gegenüber Moskau,und daß es gerade
die i Ostblock verteufelten ,bösen Deutschen waren,die sich Daico-
viciu aufschlossen,klnnte dem Großen Bruder im Kreml unter die
Nase gehaltenwerden. Gott,Prof. Rösler,der das Vakuum in der
Volksgeschichte der Rumänen nachwies und der überzeugende Lutz
Tilleweid mögen es mir verzeihen,daß ich halt doch eher ein politisc
hinterhältigesLuder als ein Dichter bin. Mir ist es nämkich
schitegal,was die Rumänen über die Vergangenheit ihrer Ciobane im
siebenbürgischen Karpatengebiet erdichten. Wir haben ja leider
unsere alte Hemat als unseren Volksbesitz abschreiben müssen,und
da ist es wohl nicht mehr so wichtig,welcher der vielen Stämme
von Schweißfußindianern jene Wälder und Schafweiden bevölkert hat
und wann. Wir haben ja auch zu unseren Lebzeiten den Rumänen die
Herrschaft nicht zugubtse eines deutschen Fürstentums streitig gemc
gemacht. Um das zu tun ,hätten unsere Vorfahren in den Betten
emsiger und zukunftförderer sein müssen!

Wenn mir ein einziger Fall bekannt wäre,in dem ein deutscher
Volksgenosse durch die rumänische Kontinnitätstheorie geschädigt
worden wäre,so hätte ich das grosße Tauschgeschäft mit dem Staatrat
1964 nicht gewagt.
Wenn es gelänge,weitere Erleichterungen,dauerhaftere, für unsere
Leutchen in Siebenbürgen herauszufeilschen,so wäre ich bereit-
wenn ich wieder über Bonner Gelder verfügen könnte, auch Vorträge
darüber zu fianzieren,daß die Rumänen Abkömmling der Sonnegöttin
sind oder daß die Kontuniität der rumänischen Intelligentzia
durch die nachweisbare Kontunität der Wildsauen bewiesen werde.
Bitte,nimm mir über diese schnoddrige Einstellung zu wissenschaft-
lichen Problemen nicht übel. Ich bin nun einmal ein Hermannstädter
Bruder Leichtfuß ! Gott schütze uns trotz alledem!.-

Nochmals tausen Dank für Deine Aufgeschlossenheit für
meine Berichte und z.t. unernsten Betrachtuneen im Büchlein.
Du hast mir das schönste Weihnchtsgeschenk voraus gegeben,das
ich mir nur hätte wünschen können!
Handkuß Deiner von mir unverändert sehr verehrten Frau Maria!
Dir,lieber,lieber alter Freund,alle guten Wünsche und noch mals
ein Händedruck Deines dankbaren und Dir bis zum letzten Atemzug
getreuen

A. Klein

Auch ich grüße Euch
recht herzlich!
Eure
Ada

Alfred Hönig

Guggenbichl 2
8219 Rimsting, 21. Mai 1984
Tel. 08051-3316

Herrn
Dr.Dr.h.c. Heinrich Zillich

Starnberg

Lieber Zillich!

Lieber Zillich!

Erlaub mir bitte, mich auch in die lange Reihe der Gratulanten einzureihen!

Alle meine guten Wünsche zu Deinem Geburtstag! Bleib uns gesund und geistesstark noch viele Jahre!

Dein Genius und Deine Lauterkeit waren mir in langen Jahrzehnten Lichtblicke, zuguterletzt mit Deiner herzlichen Stellungnahme zu meinem Wechselbalg eines Jagd-und Heimatbuches. Dein spontan erbrachtes Urtel und die Aufrichtigkeit, mit der Du mir Gutes schriebst, gehörten zu den besten Freuden, die ich mit diesem Büchlein unerwarteter Weise eingeheimst habe. Deine mit etwas Bange erwartete Reaktion hat mich einfach beglückt, wie ich Dir schon schrieb.

Nun stehe ich vor dem Erscheinen meiner politischen Lebenserinnerungen. Sie werden umstritten sein, denn es sind zuviele der heißen Eisen, die ich anfassen mußte. - Du erhältst gleich beim Erscheinen zu Pfingsten - wie ich hoffe - ein Ehrenexemplar von mir, zumal Du in meinen Darlegungen mehrmals vorkommst. Das Ganze ist ein Kaleidoskop, und wird weder von links noch von rechts unangefochten bleiben. Gott schütze mich und bewahre mich vor unangebrachtem Eifer des Autors in der Verteidigung dessen einmal nach langen Überlegungen Ausgesagten.

Deine prächtigen Söhne werden Dir im Verein mit Deiner großartigen Tochter gewiß ein schönes Fest bereiten, auch wenn diesmal nicht gerade ein Kaisersohn seinen Kaiserjäger rühmen wird.

Im Übrigen plane ich schon seit längerer Zeit, einmal solange mich meine alten Knochen noch tragen, Euch und Hartls einen Besuch an der Stätte meiner Zeitungsünden abzustatten und würde dankbar sein, gelgentlich zu erfahren, ob Du un Deine Frau Mairia für einen kleinen Gedankenaustscu in der Abenddämmerung unseres Lebens bereit wärt.

Nochmals alles Liebe und Gute! Stets Dein getreuer

Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich
Hirschanger 1 - Tel. 08151/3471
8130 Starnberg am See

28.12.1984

Herrn
Alfred Hönig
Siebenbürger-Heim
8219 Rimsting

Lieber Hönig,
sicher ärgert es Dich, daß ich für das mir geschenkte Buch Deiner Lebenserinnerungen noch nicht dankte. Ich las es gleich, aber ich war durch die bei einem Verkehrsunfall erlittenen Verletzungen und Gehirnerschütterung beeinträchtigt. Dazu kam Anfang September eine zweitägige ohnmachtartige Bewußtlosigkeit. In der Großhadern-Klinik in München fand man nach vielen Untersuchungen, daß alle meine Organe gesund sind, doch die Ursache des Anfalls ließ sich nicht entdecken. Damit sich ein solcher Kollaps nicht wiederhole, pflanzte man mir einen Herzschrittmacher ein. Die vierzig im Bett verbrachten Tage schwächten mich. Erst jetzt stehe ich einigermaßen fest auf den Beinen. Und nun las ich Dein Buch nochmals. Dessen Titel zwang mich zum Schmunzeln, denn seitdem mein Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" 1936 erschien und sofort ein Bestseller mit einer späteren Gesamtauflage von über 120 000 Exemplaren wurde, wählen manche Autoren den Titel "Zwischen... und..." Dein Band gehört in diese Reihe als vorläufiges Schlußlicht.

Goethe wußte, daß bei der Betrachtung des eigenen Lebenslaufs Phantasie mitspielt und zwar tatsachenverändernd. Deshalb nannte er seine Rückschau "Dichtung und Wahrheit". Memoirenschreiber sind außerdem verlockt, sich so darzustellen, wie sie gern gewesen wären. Das führt zur Selbstberühmung. Soweit sich diese auf private Dinge beschränkt, ist es unschuldige Eitelkeit. Daß Du hievon keine Ausnahme machst, darf niemand Dir vorwerfen. Ich hätte mir mit bewunderndem Vergnügen auch dreimal öfter, als Du es tust, von Dir versetzen lassen, wie Du eiskalt mit Deiner Augen Gewalt Angreifer wegscheuchst, oder wie Du 400 Pferde, sie im Galopp umkreisend, zusammenhalten kannst - ein Weltrekord!

Nun hast Du aber das ursprünglich für Deine Familie verfaßte Manuskript durch Kürzungen, wobei leider die Veranschaulichung der Deinen verblaßt - man erfährt nicht einmal, was Kinder und Enkel von Beruf sind - zu einem Band verwandelt in dem sich die Geschichte der Siebenbürger Sachsen spiegeln soll, freilich zugespitzt auf Deine Leistungen, wie Du sie siehst und wie sie Dich betreffen. Da müssen jedoch Daten und die Wiedergabe der Geschehnisse stimmen, dürfen wichtige Ereignisse nicht verschwiegen werden. Zwar erklärst Du, es sei kein geschichtliches Werk. Gewiß ist's nicht eine streng wissenschaftliche Arbeit, doch sie behandelt unser Stammesschicksal und da dürfen wir vollständige Wahrheit verlangen. Tagebücher halten Vorgänge genauer fest als

ikgs

Erinnerungsbücher. Mein Tagebuch nützte mir sehr im Vergleich mit Deinen Schilderungen.

Erlaube mir, erst Unrichtigkeiten anzulichten, die auch Du zugeben wirst: Seite 117: Du behauptest, der Anlaß für die Herausgabe der Festnummer des "Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts", Hermannstadt, vom 14. Dezember 1939 sei "die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudscha-Deutschen" gewesen. Doch diese Umsiedlung geschah erst ein Jahr später im Oktober 1940. Hitler sagte nicht bloß in Tischgesprächen sondern am 6. Oktober 1939 nach dem Polenfeldzug in einer Reichstagsrede, er wolle kleine ostdeutsche Stämme zurücksiedeln ins Reich. Damals betraf es [illegible] die Wolhyniendeutschen. -Seite 246: warum nennst Du Klein-Kopisch rumänisch Copsa mica? - Seite 296: der ungarische Aufstand 1956 fand nicht vor dem in der DDR statt; der ereignete sich ja schon 1953. - Seite 299: Die Vertriebenenpresse schrumpft nicht; ihre wichtigen Blätter blühen, "Ostpreußenblatt", die Blätter der Schlesier und Sudetendeutschen und die "Siebenbürgische Zeitung", München, deren Auflage unter Bergels Leitung auf 20 000 Stück anwuchs. - Seite 332: die diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Rumänien wurden ~~nicht~~ nicht im November sondern am 31. Januar 1967 aufgenommen.

Irgendwo äußerst Du, bei Aufsätzen über Persönlichkeiten übertreibe man meist. Das gilt wohl auch für meine Dir gewidmeten Lobartikel anno 1960. Wie stand ich zu Dir? Wir saßen einst in der Redaktion der "Kronstädter Zwitung". Du störtest mich nur anfangs mit der Eigenheit, das, was Du schreiben willst, als geborener Redner vorher zu erzählen. Ich ließ Dich reden und diktierte weiter, was sich zu veröffentlichen hatte. Unsere Beziehung war freundlich. Mir gefiel Deine Beredsamkeit am weißen Tisch, auch wenn Du kein Ende finden konntest. Ich genoß Deine Freude an der eigenen Wortberauschung.

In meiner Zeitschrift "Klingsor" (1924-1939) verzichtete sich der Erneuerung[s]-wille der geistig aufgeschlossenen Männer unserer Kriegsgeneration. Dich berührte es nicht. Du bliebst stets verbunden mit den Gebietern der Zeitungen, bei denen Du angestellt warst, konservativ in Kronstadt und Hermannstadt, bis Andreas Schmidt das Sagen hatte; da wurdest Du ein nationalsozialistischer Redakteur, dessen Aufsätze selbst Du heute schwülstig nennst. Ich las sie - damals schon in Deutschland lebend - oft etwas fassungslos. Der Klingsorkreis, den Dein Buch nicht erwähnt, hatte einen anderen Stil.

Eines seiner wichtigsten Anliegen war, den 5. Sachsentag durchzusetzen - den Du ebenfalls nicht erwähnst. Zur Vorbereitung veranstaltete ich mit drei anderen eine Tagung sächsischer Volksgenossen am 7. Juni 1931 in Hermannstadt. Du erwähnst sie nicht, obgleich ich aus der Broschüre des gedruckten Tagungsberichtes entnehme, daß Du, von mir eingeladen, dort warst. Die Zeitschrift

"Klingsor" bereitete nun fortlaufend in Aufsätzen, die zum Teil von Erwin Wittstock stammten, jene Anträge vor, die der Sachsentag am 1. Oktober 1933 beriet und annahm. Es war ein vollkommen demokratisches Programm. Du hast, wie Du bemerkst, dabei mitgewirkt - nicht bei uns, vermutlich an den wenigen konservativen Zusatzanträgen, von denen einige Zustimmung fanden. Verwunderlich, daß Du außer dem Sachsentag die Einführung des Arbeitsdienstes in Deinem Buch übergehst sowie manches andere, zum Beispiel daß Bischofsvikar Müller in einer von ihm selbst veröffentlichten Predigt, die er am 31. August 1941 in Hermannstadt hielt, den Krieg gegen Sowjetrußland inbrünstig begrüßte; Hitler vollziehe das größte Gottesgericht aller Zeiten am gottlosen Rußland und den Juden, den "Kindern des Satans", dem von "Gott verfluchten Volk"; das "Heil Hitler wird gerade uns Christen...zum Gebet". Wegen dieser Blasphemie, die sich kein NS-Propagandist leistete, hätte Müller nicht Bischof werden dürfen, als die Kommunisten 1945 die Macht ergriffen, denn sie hatten ihn nun in der Hand. Hierüber hast Du hinweggesehen, doch gerade da bot sich die Gelegenheit festzustellen, daß keiner unserer Politiker, lediglich dieser Pfarrer so wütend antisemitisch lärmte, dazu noch mit der Anmaßung, in Gottes Namen zu sprechen. Seine Predigt war ein von mehr als nationalsozialistischer Hysterie. Als man 1941 Staedel, nicht ihn zum Bischof wählte, änderte sich seine Ansicht und trieb ihn, als er endlich 1945 sein Ziel, das Bischofsamt, erreicht hatte, zu jahrelangen Exzessen unwahrer Behauptungen immer widerlich in Gottes Namen. Zwischen seinen äußersten Marken des Fanatismus lebten unsere Landsleute. Auch wie man Rudolf Brandsch festnahm, wäre zu berichten gewesen; dabei wurden Carl Göllner und Müller als Belastungszeuge schuldig. All dies behandelt ein Aufsatz von mir 1982 sehr genau. Ich schicke ihn Dir zu mit sonstigen Betrachtungen über weitere von Dir nicht erwähnte Ereignisse, die wichtig waren, so zum Beispiel das berüchtigte landeskirchliche Rundschreiben 924/1936 und die Gegensätze zwischen Glondys und Müller. Sogar dem Wiener Schiedsspruch (30. August 1940), der Siebenbürgen zerteilte und den ich mit dem Gesandten Neubacher zu verhindern bemüht war, schenkst Du keine Silbe.

Dafür vernehmen wir, daß Du 1937 den Numerus valachicus zu Fall brachtest. Zweifellos halfst Du mit, daß man in Berlin begriff, welches Vorhaben die Rumänen gegen die Minderheiten planten, das dann am Einspruch des Reichs scheiterte. Wie Du bekämpften noch andere jene Absicht, Dr. Richard Csaki, F.H. Reimesch, die beiden Theils und ich, der an den Reichssendern Vorträge übers Rumäniendeutschtum hielt. Von keinem dieser Männer hörte man, sie hätten allein die für uns tödliche Gefahr abgewendet.

Man liest Dein flüssig geschriebenes Buch leicht. Sobald Du aber über unsere Geschichte im Westen nach 1945 sprichst, häuft sich die Nichterwähnung bedeutsamer Vorgänge und Personen. Kein Wort über Erwin Tittes, dem die Landsmannschaft ihren Aufbau und Anfangserfolge verdankt, der unser erstes Altersheim Rimsting, wo Du jetzt wohnst, schuf und vorher die 800-Jahrfeier unseres Stammes am 21. Oktober 1950 in München veranstaltete, die nach kluger Anlage und

ikgs

durch Teilnahme des Bundespräsidenten Heuß größten Widerhall weckte und uns in der Vertriebenenbewegung in eine mitführende Stellung hob. Minister Hundhammer sagte mir nach meiner Festrede - die später zweimal in Broschürenform veröffentlicht wurde - mit Tränen in den Augen, er habe noch nie eine so erschütternde und hochstehende Kundgebung erlebt.

Die Landsmannschaften baten mich, eine Totengedenk-Mahnung zu verfassen. Ich tat es. Sie wurde bei der ersten Großkundgebung der Ostdeutschen in der Waldbühne in Berlin, dann etliche Jahre lang in unzähligen Veranstaltungen gesprochen. Bei der allerersten Zusammenkunft der Landsmannschaften in Frankfurt am 1. Juli 1951 hielt ich eine der Festansprachen, die wiederholt in Broschüren erschien. Volkmar Fromm, ich sein Berater, stellte schon 1950 als ersten 8 umfangreiche Anthologiebände der Vertriebenen her, die deren Heimat, Geschichte und Kultur veranschaulichten; der Band "Wir Siebenbürger" eröffnete die Reihe. Heuß war von dieser Dokumentation so begeistert, daß er Fromm, mich und den Inhaber des Akademischen Gemeinschaftsverlages, Salzburg/München, zu sich nach Bonn einlud, um uns zu danken.

Durch die 800-Jahrfeier, die aufgezählten, von Dir nicht erzählten Vorgänge und die originelle Art des Geschäftsführenden Bundesvorsitzenden Erwin Tittes waren wir im Gremium der Vereinigten Landsmannschaften wegweisend vertreten; für uns unterferttigte Titten die mit seiner Mitarbeit beschlossene Charta der Vertriebenen, die Du gar nicht erwähnst; wir hatten also in Bonn eine ausgezeichnete Rückendeckung. Plesch zeigte dafür später kein Gespürf und vernachlässigte sie.

Als Peter Ludwig, der Sprecher der Banater Schwaben, und ich, der siebenbürgische Sprecher, denen Du „Pionierarbeit" für die Familienzusammenführung bescheinigst, bei Vorsprachen in Bonn, die wir 12 Jahre fast in jedem Monat bei mehreren Ministerien unternahmen, endlich erreichten, daß in einer interministeriellen Beratung, zu der man uns hinzuzog, die vollberechtigte Aufnahme unserer Landsleute in der Bundesrepublik und deren Unterstützung ~~für~~ nun festgelegt wurde, da konnten wir zum Beispiel mit dem Vorsitzenden ~~den Präsidenten~~ des Verbandes der Vertriebenen Baron Manteuffel, der den Kanzler Adenauer in meiner Gegenwart unterrichtete, einen deutsch-rumänischen Handelsvertrag stoppen, ehe er unterzeichnet war, weil er die Rumäniendeutschen nicht berücksichtigte.

Wie jedem Klardenkenden war uns bewußt, daß man die Rumänen zur Gewährung der Familienzusammenführung, unter der wir immer die Auswanderung verstanden, nur durch Geldzuwendungen bewegen könnte. Wir versuchten in Genf, Paris und London weiterzukommen. Wir hatten sogar Kontakte mit Schwindlern. Unsere Überzeugung verstärkte sich: nur Geld half. Von all dem liest man bei Dir nichts.

Auch nichts von der Einweihung der Gedenkstätte für unsere Kriegstoten in Dinkelsbühl und nichts von der früher erfolgten Umsiedlung von Tausenden

ikgs

unserer Landsleute aus Österreich, das sie damals übel behandelte - wovon man bei Dir nichts erfährt - ins Ruhrgebiet, wo drei Siedlungen für sie entstanden., die Du wie die anderen Siedlungen nicht erwähnst.

Sogar die Patenschaftsverleihung des Landes Nordrhein-Westfalen an uns - geschickt herbeigeführt - erwähnst Du nicht, ebenso wenig die Verleihungsfeier im Landtag zu Düsseldorf am 26. Mai 1957. Dabei half uns die Patenschaft seither in außerordentlicher Weise.

Du erwähnst nicht die Errichtung der Siebenbürgischen Bücherei (Archiv und Museum) im Schloß Horneck und die immerhin bemerkenswerte Literatur, die Sachsen in Siebenbürgen ständig und hierzulande hervorbringen; Ausstellungen, Konzerte, Tagungen gehören dazu.

Mich freut es, wie Du gegen die verderbliche Linkspresse wetterst; auch was Du über Deine Taten in Österreich enthüllst, so daß Du Adenauer und Raab versöhntest, las ich gefesselt, doch unkritisch, denn hierüber erfuhr ich von anderer Seite noch nie etwas.

Als Tittes zurücktrat, wurde auf meinen Antrag Plesch Geschäftsführender Vorsitzender unserer Landsmannschaft. Ich konnte die Geschäfte nicht selber abwickeln, da ich meine Familie nur aus dem Ertrag meiner bald immer ärger vergriffenen Bücher und aus Pressemitarbeit und Vortragsreisen, die mich monatelang fernhielten, zu ernähren vermochte. Plesch schickte mir die wichtigsten Akten zur Einsicht. Nach etwa 10 Jahren meines Vorsitzes begann er aufzumucken. Er war ungebildet, primitiv und ungeschliffen, doch ein emsiger Vereinsmeier. Unsere Landsmannschaft hatte unter mir und Tittes ein in Bonn gern gesehenes Flair, eine gewisse kulturelle Ausstrahlung. Nun brachte Plesch sie auf ein minderes Niveau, und Du warst sein Hofjournalist. Plötzlich wollte er Bundesvorsitzender heißen. Wir belächelten das und erfüllten gar zu gutmütig seinen Wunsch. Mich hieß man fortan Sprecher im Einklang damit, daß bei den anderen Landsmannschaften der Obmann so benannt wird.

1962 war ich, eingeladen von einem Literaturklub in Toronto, auf einer Vortrags- und Lesereise in den USA und Kanada. Meine dortigen Landsleute wollten mich auch hören. Damit begann die spätere enge Zusammenarbeit zwischen ihnen und uns. Ich sprach zu ihnen in mehreren Städten, sie stets ermunternd, sich landsmannschaftlich zu vereinigen - was nachher geschah.

Als ich wieder in München war, lag die vorher beschlossene Denkschrift zur Familienzusammenführung, von Hans Hartl erarbeitet, fertig vor. Peter Ludwig und ich sollten sie nicht beim Auswärtigen Amt sondern beim Bundeskanzler abgeben, um einen Druck auf das Auswärtige Amt auszuüben, das vorher davon nichts erfahren durfte; wir waren also zum Stillschweigen verpflichtet. Ludwig und ich überreichten die Denkschaft im Kanzleramt. Nachher meinte ich, es sei anständig, unseren damaligen Verhandlungsmann im Auswärtigen Amt zu verständigen, was ihm drohe. Wir fuhren zu ihm. Er lachte: "All das weiß ich schon. Herr

ikgs

Plesch hat mir die Denkschrift vor Tagen zugestellt!"

Plesch war uns in den Rücken gefallen unter Bruch unseres Stillschweige-Versprechens. Unsere Aktion verlor damit an Wirkung. Ich berief den engeren Bundesvorstand ein, um Plesch zu maßregeln. Dich bat ich, in die Sitzung zu kommen. Doch Du standest mir nicht bei, fuhrst nach Salzburg, wiewohl Du mich auf Seite 312 dreimal Deiner aufrichtigen und ehrlichen Freundschaft versicherst. Plesch, wie immer, wenn er gestellt wurde, duckte sich und bot seinen Rücktritt an. Ich fand niemanden, der bereit war, sein Amt zu übernehmen. Wir mußten ihn weiter dulden, und von Dir wußte ich nun, daß du zu ihm hinübergeschwenkt warst. Nach einem Jahr, in dem er mich über die Geschäfte in empörender Art kaum noch ins Bild setzte, erklärte ich 1963 vor dem bestürzten Plenum meinen Rücktritt. Alle Landesgruppenleiter baten mich zu bleiben. Ich hätte Plesch mühelos stürzen könnte, hätte ich einen Ersatzmann für ihn gehabt. Ich ging angeekelt ab. Vorher bekannte Plesch etwas vernebelnd seine Schuld ein und man machte mich zum Ehrenvorsitzenden. Plesch hatte gewonnen, er war der Boß. Die geistige Verödung der Landsmannschaft setzte ein. Ich glaube, das spürtest Du nicht. Du bist nicht sehr musisch. Nie hatte ich mit Dir ein Gespräch über künstlerische, philosophische, geistige oder religiöse Fragen, also nie über das, was man Kultur heißt. Und mit Plesch war in dieser Hinsicht schon gar nichts zu machen. Solche Beengtheit verminderte unseren vorher beachteten Rang [illegible] unter den Vertriebenen anderer Stämme, in der Presse und in Bonn.

Du, überzeugt, Politiker zu sein - ich sei ein Poet, wobei ich bezweifle, ob Du ahnst, was das ist - hattest damals die Eingebung, es ließe sich die Familienzusammenführung fördern, wenn wir ein gutes Verhältnis zwischen uns und den offiziellen Rumänen herstellten, damit sie aufhörten, uns zu verleumden. Mit dem Verleumden war es nicht schlimm. Ich kenne keine gegen die Landsmannschaft gerichtete rumänische Verlästerung. Allerdings wurde ich einigemal angefeindet, nicht von Rumänen, sondern von rotgewordenen deutschen Literaten in Siebenbürgen, so von Bulhardt, der log, ich sei SS-Offizier gewesen und besitze ein von Bonn mir geschenktes Haus. Bei Verhören fragte man Beschuldigte nach Verbindungen zu mir. Das ist heute wohl vorbei.

Gegen gute Beziehungn zu Bukarest habe ich nichts einzuwenden, erhoffe mir von ihnen aber nichts, was ich jetzt erst erfahre, - als ich noch Sprecher war!

Ich lese bei Dir, Du habest 1962 allein damit, daß Du im Gespräch Professor Daicoviciu von unserer Harmlosigkeit überzeugtest, ihn veranlaßt, den rumänischen Staatsrat zu bewegen, uns dafür zu danken, daß wir brav sind. Der Staatsrat unterließ es, uns dies direkt zur Kenntnis zu bringen. Nicht mitgeteilter Dank ist sinnlos. Zwei Jahre später, 1964, habe Dir der in Bukarest zu Gast gewesene, inzwischen verstorbene Uzorinac-Kohary bestätigt, von jenem Dank vernommen zu haben. Dieser Dank ist Deiner Meinung nach die "große

Wende", erreicht, wie Du auf Seite 315 äußerst, durch den Verzicht der Landsmannschaft auf die völlige Umsiedlung. Vielleicht verzichteten Plesch und Du. Ein Verzicht der Landsmannschaft erfolgte nie. Was brachte die "große Wende" uns? Unsere Landsleute in Siebenbürgen leben bedrückter als je. Am 22. Oktober 1982, sehr viele Jahre nach der von Dir herbeigeführten "Wende", (war die 1962, 1964 oder 1970?) versuchte Bukarest durch ein Dekretgesetz Sachsen und Schwaben beispiellos zu schröpfen und wich vor der Empörung der ausländischen Presse von diesem Schritt bald zurück. Heute las ich, wie Ceausescu, was er schon neulich in Bonn tat, wieder log, den Minderheiten gehe es gut. Das beweist, daß es eine "Wende" nicht gab. Wäre sie geschehen, so hätte nach Aufnahme der diplomatischen Beziehungen Botschafter Oancea Dich und Plesch zu seinem Antrittsempfang am 23.8.1967 eingeladen. Er lud aus dem landsmannschaftlichen Bereich allein mich ein, der seit Jahren nicht mehr aktiv mitarbeitete.

Daß Bukarest uns freundlich anblickt, mag sein; es nützt uns aber nicht. Oder soll die "Wende" darin bestehen, daß Jahre nachher Plesch in Bukarest mit Ceausescu reden durfte, wobei er nach rumänischen Presseberichten erklärte, beglückt zu sein vom guten Zusammenleben der Deutschen und Rumänen im heutigen Rumänien. Zurückgekehrt leugnete er, dies gesagt zu haben, was aber Landsleute aus Siebenbürgen, die mich besuchten, selber gehört hatten, wie ich jetzt aus meinem Tagebuch (Seite 1067) wieder erfuhr. Derlei Beflissenheiten halfen uns zu keinem Gewinn. Ich sah entgeistert, daß Plesch in Dinkelsbühl irgend einen rumänischen Diplomaten beinahe ans Herz drückte, als der eintrat. Der amerikanische Sachsenpfarrer Foisel, mein Kriegkamerad beim Feldzug 1919 gegen Ungarn, packte mich am Arm: "Deshalb flog ich nicht her!" Wegen dieser Anbiederungen blieb ich einigen unserer Heimattage fern. Als ich Dir einmal beim Wein sagte: "Ihr kriecht mir zu viel", brülltest Du mich wie verrückt an, denn Du wähntest tatsächlich, die Familienzusammenführung den Rumänen abschmeicheln zu können.

Erst Jahre nach Deiner "Wende", als Bonn Bukarest erhebliche Beträge zahlte, kam die Familienzusammenführung auf Touren.

Doch Du hältst noch heute an Deinem Irrtum fest. Auf Deiner Seite 313 liest man: Deine und Pleschs Politik habe zu jener "Entwicklung" beigetragen, "deren Früchte herangereift erschienen, als 1970 in Dinkelsbühl der Bundeskanzler (Brandt) und der rumänische Botschafter am pfingstlichen Heimattreffen teilnahmen". Was hatten wir von dieser Ehre? Gewiß, Jahre nachher erhandelte Schmidt in Bukarest für hartes Geld eine Erhöhung der Zahl der Familienzusammenführungs-Auswanderer. Er tat, was von uns seit Jahrzehnten verlangt wurde.

Zu Eurer Politik gehört, daß Plesch die freundschaftliche Verbundenheit mit den anderen Landsmannschaften nicht pflegte. Er scheute wohl die kultivierte Überlegenheit der dort wirkenden Männer. Doch mehr bestimmte ihn auch hier eine kleinbürgerliche Schlauheit; er wünschte, man solle einen Unterschied

ikgs

machen zwischen den "guten" Landsmannschaften, die keine Gebietsansprüche haben, und den ihre Heimat zurückfordernden Mittel- und Nodostdeutschen. Brandt spielte ein paar Takte auf dieser Leier in Dinkelsbühl; sie paßten zu seiner Verzichtpolitik. Damals fragte mich der bedeutende sudetendeutsche Historiker Emil Franzel: "Na, haben Sie sich angehört, was Brandt bei Ihrem Heimattag verkündete?" Ich antwortete: "Ich war natürlich nicht dort!" Er drückte mit beiden Händen meine Rechte.

Zurück zu Daicoviciu: Du schreibst, die Südosteuropagesellschaft habe es ihm ermöglicht, die rumänische Kontinuitätstheorie hierzulande in Vorträgen darzulegen. Deswegen sei er Dir erkenntlich gewesen. Wie reimt sich das zusammen damit, daß er in der rumänischen Akademie seine Schüler warnte, diese Theorie kritiklos zu vertreten; an ihr sei noch manches unklar. Du meintest dagegen in einem Brief an mich, es sei Dir schnuppe, wer einst in unseren Bergen herumlief. Auch das lohnen Dir die Rumänen nicht. Lies in dem Dir zugehenden Aufsatz die Absurdität der Kontinuitätstheorie.

Auf Seite 318 behauptest Du im Bestreben, den Rumänen zu gefallen, es habe eine "oft bewährte Freundschaft" zwischen ihnen und uns gegeben. Du weißt doch, daß dies nicht zutrifft. Ich leugne nicht die Freundschaften zwischen einzelnen Persönlichkeiten, aber das Ziel des rumänischen Volkes war nach 1919, was es laut ausposaunte, die Eroberung unserer Städte. Mit der Agrarreform 1923 wurden wir ungeheuerlich bestohlen. Was nach 1944 geschah, Raub, Verschleppungen, ist Dir, einem der Verschleppten, bekannt. Du hast es selber erschütternd vergegenwärtigt.

Es fehlte freilich nicht an Versuchen von uns, wenigstens zwischen den künstlerischen und gelehrten Persönlichkeiten beider Völker schon vor dem 1. Weltkrieg fruchtbare Beziehungen herzustellen. Dann bemühte sich der "Klingsor" sehr, diese geistig fruchtbaren Menschen der drei siebenbürgischen Völker zusammenzubringen, was zu erheblichen Erfolgen gedieh, aber durch den Haß zwischen Rumänen und Ungarn gebremst wurde, worüber Dich der Sonderdruck aufklärt, den Du von mir erhältst. Aber obwohl Dir kulturelle Dinge ferner lagen, hättest Du auf diese guten Anstrengungen hinweisen sollen.

Übrigens hast Du damit recht, daß die Rumänen neugierig beobachten, ob wir Einfluß in Bonn haben. Bei jenem Empfang Oanceas sah ich, wie der auf mich angesetzte Aufpasser erregt näher trat, als der Staatssekretär des Äußeren, mit dem er oft verhandelt und der mich auch in Starnberg besucht hatte, mich erblickend meinen Namen rief, mich unterm Arm faßte und lang mit mir sprach. Doch das hatte für die Familienzusammenführung bei den Rumänen keine Auswirkung. Nur Geld - es sei wiederholt - zieht bei denen.

Nun noch zu Dr. Fritz Theil, den Du bewunderst. Du tätest es wohl nicht, kenntest Du den berühmten Aufsatz von Karl Kraus "Heine und die Folgen", die vernichtende Kritik an Heine, der der deutschen Sprache so sehr das Mieder lockerte.

daß heute alle Kommis an ihren Brüsten fingern können". Diese glitschige Wiener Journaille-Sprache, völlig ohne Tiefgang, schwülstig, geschwätzig, beherrscht Theil. Ich belustigte mich darüber schon in den ersten Heften des "Klingsor". Wie die von ihm in Hermannstadt geleitete "Deutsche Tagespost" 1925 insolvent wurde und sich vom "Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" verschlucken lassen mußte, ging Theil als Berichter mit dem Titel Hauptschriftleiter, wiewohl er nichts leitete, nach Bukarest und kam um 1930 als Chefredakteur zur "Kronstädter Zeitung", wohin man mich auch berief. Er blähte das Blatt als "Deutsche Landeszeitung für Rumänien" auf, ohne den Absatz erhöhen zu können. Nach etwa einem Jahr war er auch hier fertig. Und da Schlandt und ich schon Monate vorher dem Zeitungsausschuß erklärt hatten, mit unserem Chefredakteur seiner Verlogenheit wegen kein Wort mehr zu sprechen, was in der Pressegeschichte noch nie geschehen sein dürfte, wurde er entlassen. Das schildert ein in der "Siebenbürgischen Zeitung", München, am 15. Oktober 1984 erschienener Aufsatz seiner Verwandten Höchsmann-Maly auf Grund von Briefen, die er der Familie schrieb, anders und falsch. Ich glaube ihr nicht, daß er ein Widerstandskämpfer gegen Hitler war. Er sei in Graz am Ende seines Medizinstudiums 1922 ehrenpromoviert, also zum Ehrendoktor im Beisein das Landeshauptmanns erhöht worden, was noch nie einem Studenten passierte. Vermutlich hat Frau Höchsmann sagen wollen, er sei besonders feierlich promoviert worden, aber auf Anfrage beim medizinischen Fakultät in Graz bekam ich die Auskunft, so etwas habe man dort nie gemacht, Theil sei normal promoviert worden. Also muß die Lügen des von Dir Vergötterten, der längst begraben ist, immer noch festnageln. Bei einer zufälligen Begegnung 1941 in Berlin - ich prallte auf dem Lützowplatz geradezu auf ihn - sagte er schlagfertig: "Zillich, lassen wir die alten Sachen!" Ich schlug seine dargebotene Hand nicht aus. Und sofort flüsterte er mir zu: "Ich bin die rechte Hand von Goebbels!" Da zog ich meine Rechte schnell zurück. Ich vermute, er war vom Propagandaministerium auf die Widerständler angesetzt, ließ sich in seiner stets ausufernden Schwatzhaftigkeit zu sehr mit ihnen ein, schlotterte, als man Stauffenberg erschoß, und floh stracks nach Rumänien, wo er nach dem 23. August 1944 als Widerständler gefeiert worden wäre, hätte man ihn dafür gehalten. Er besaß auch einen amerikanischen Ausweis. Der so unklug herumspekulierende Mißtrauen weckende und damit Schwule litt bald in rumänischen Kerkern furchtbar, wurde elend krank, trotzdem wollte ich, als er schließlich in den Westen aussiedeln durfte und ein Wiedersehen mit mir wünschte, ihm nicht mehr begegnen. Dabei beeinflußte mich auch dies: eines Tags schlich er, er konnte ja nicht aufrecht gehen, wenn er etwas vorhatte, zu mir in der Redaktion und verriet mir unter dem Siegel des Vertrauens, er habe seine Sekretärin in der letzten Nacht beschlafen. Sofort teilte er es allen anderen mit, und zu Mittag sprach halb Kronstadt davon, daß er es einmal fertiggebracht habe. Die arme Frau floh bald in ihren Heimatort Hermannstadt zurück.

Manche Teile Deines Buches waren für mich aufschlußreich. Nimm mir meine eben geäußerten Bedenken nicht übel. Ich muß vermeiden, daß Deine Darstellung Un-

wissende zum einem beengten, einseitigen Bild unserer Geschichte führt. Sie war weit vielfältiger als Du sie auf Dich bezogen und von Dir gelenkt jetzt in Deinen alten Tagen verkennst. Darum behalte ich mir vor, diesen Brief auch anderen Landsleuten von Rang in Ablichtungen zu überreichen. Das ist keine böswillige Handlung gegen Dich, aber eine Notwendigkeit, um die Tatsachen nicht durcheinanderzurücken.

Sei freundlich gegrüßt

von Deinem

Heinrich Zillich

NB. Mit gleicher Post schicke ich Dir meine Aufsätze:

Der 5. und letzte Sachsentag in Siebenbürgen, 1. Oktober 1933
Die Bischöfe der Siebenbürger Sachsen
Hermann Neubacher und der Wiener Schiedsspruch
15 Jahre nach der Charta der Vertriebenen
~~Sprache und Zukunft~~ Die Stunde der „Siebenbürgischen Seele"
Die Ostdeutschen und der "Terrorismus"
Zur Herkunftsfrage der Rumänen

~~Noch ein Nachsatz~~:

Vergib mir die vielen Korrekturen in diesem Brief. Das Tippen behersche ich nicht mehr wie früher.

Noch ein Nachsatz: Die Leser wären sicherlich dankbar gewesen, hättest Du mitgeteilt, ob Du einen Fortbestand des Deutschtums in Rumänien für möglich hältst oder nicht.

ikgs

ALFRED HÖNIG

Guggenbichl 2
8219 Rimsting a. Chiemsee
Tel. 08051/3316

8.Januar 1985

Herrn
Dr.Dr.h.c.Heinrich Zillich
Starnberg

Lieber Zillich!

Es verpflichtet mich zu aufrichtigem Dank,daß Du Dir so viel Mühe mit meinem Buch über die Odyssee eines siebenbürgischen Journalisten gemacht hast. Und ich bin dankbar auch für die Offenheit,mit der Du schonungslos Kritik übst. So wie Du mein Jagdbuch rückhaltlos gelobt hast, sagst Du mir nun geradeheraus auch Deine-leider abfällige-Meinung über mein neues und wohl letztes Buch. Und negative Kritik nützt dem Autor mehr als es Lobesreden vermögen,die die Fehler unter den Teppich kehren.

Wenn man eine so gnadenlose Kritik liest,so erfährt man nicht nur Neues über die Schwächen,sondern auch über den Wert ses Buches ,wenn man nämlich nach strenger Selbst-und Nachprüfung erkennt,wo der so strenge Richter über mein Tun recht hat,und wo er unrecht hat. Vor mir liegt ein Haufen von sehr herzlichen Glückwunschschreiben prominenter und z.T. historischgeschulter Landsleute und anderer Bundesbürger,die mir gerade einige Vorzüge bescheinigen,die Du mir absprichst. Das ist allerdings noch kein Gegenbeweis für alles und jedes,was ich von Dir zu meinem Erstaunen erfahre,aber es verhilft zu einem gewissen Ausgleich und schützt vor einer Überschätzung des Negativen an der Kritik.

Meinerseits postiv beurteile ich Deine Hinweise auf einige Unebenheiten und Fehler des Textes ,die im unwahrscheinlichen Falle einer Neuauflage berücksichtigt werden müssen.Glücklicherweise handelt es sich um Geringfügigkeiten,die leicht auszubügeln,z.T. sogar auf Druckfehler zurückzuführen sind deren es in diesm Buch nach Zahl und grauenhafter verzeichneneder Art allzuviele gibt,weil die Setzer möglichwerweise Spowenisch und nicht Deutsch im Kärnter Gebiet der slawsichen Minderheit zur Muttersprache haben.

Die massive Kritik z.B. an den nach Deiner Meinung von mir verübten Unterlassungen aber sind sehr einfach durch die Verschiedenartigkeit Deines und meines grunssätzlichen Standpunktes in volkspolitischen Fragen und auch dadurch zu erklären,daß Du meinem Buch eine andere Aufgabe stellst,als sie mir als dem immerhin nicht ganz unmaßgeblichen Autor vorgeschwebt hat. So habe ich beileibe nicht eine Geschichte

sei es auch nur in Kurzfassung, zu schreiben versucht, sondern das ausdrücklich in meinem Text Berufeneren überlassen. Ich habe einfach die subjektiven Eindrücke eines gewissen A.H. in menschenmöglich objektivem Bemühen, seine Beobachtungen und Abenteuer dargestellt, und zwar nur dort, wo sie mich persönlich berührten, und wo ich selber mitgewirkt oder gar entscheidend gehandelt habe. Wenn ich dabei an manchen Stellen fast geschmacklos unbescheiden erscheine, so kann ich das mit meiner Überzeugung rechtfertigen, daß ich als „Stabstrompeter" der Volksgruppe während eines halben Jahrhunderts nicht irgenwer gewesen bin, sondern ein Verschwigen meiner im Auftrag oder Dienste dieses Volkstmmanes geleisteten Handlungen zur Geltung der Volksgruppe oder zu ihrem Schaden beigetragen haben würde. Diese unserer Tradtion und Wesensart zuzuschreibenden Verdienste durfte ich nicht unter den Tisch fallen lassen, soferne ich meiner Aufgabe gerecht wurde, die ich mir in diesem halben Jahrhundert gestellt habe, Anwalt meiner Volksgruppe und nicht etwa ihr Richter oder ihr Historiker zu sein. Es ging mir etwa um eine von dem bundesdeutschen Schema abweichende Vergangenheitsbewältigung, die nicht den politischen Irrtum des Lauteren zum Verbrechen stempelt, sondern die Gesinnung statt der Parteirichtung jedes Nächsten zum Kriterium macht.

Die größe Freude machen mir daher die Zushriften von Jungsakademikern, wonach sie jetzt erst ihre Väter mit ihrer einstigen Einstellung zum Dritten Reich oder zur Waffen-SS verstehen. Ebenso freut ew mich, wenn mir ein einstiger Spitzenvertreter einer ungkückseligen Volksgruppenführung, ein an sich integrer, lauterer Mann, dankbar erkärte, nach dem Lesen meines Buches den Kopf wider höher zu tragen.

Meiner Zielsetzung getreu habe ich in dem der jüngeren Geschichte der Volksgruppe einzuordnenden Teil des Buches die nicht mehr strittigen Fragen nur kurz berührt oder ganz weggelassen und mich den einer fälligen Aufklärung dringend bedürften Problemen, wie Waffen-SS, Mitverantwortung der Konservativen an der Ernenung von Andreas Schmidt, die geheimen Besitzer des Tageblattes während der Kriegezeit, den irrigen Vorstellungen über die Veränderung des numersu valachichus und den Verschwörung des Schweigens über den Anteil des Vizepräsidneten der Südosteuropa-Gesellschaft und dieser selbst an der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Rumänien und der Milderung der Deutschenverfolgung in Rumänien sowie dem Stellungswechsel des Staatsrates in Sachen Familienzusamenführung in erster Reihe zugewendet.

ikgs

Meiner Verantwortung bewußt habe ich aber auch Dinge wissentlich verschiegen, wie die unglücklichen Aussagen von Bischofsvikar Müller oder manche nicht recht repräsentable Äusserung von Spitzenvertretern unserer Landsmannschaft.

Ich habe ferner darauf verzichtet, gnadenlose Kritik an einzelnen Gestalten oder Persönlichkeiten unserer Volksgruppe-sei es in der alten Heimat, sei es hier in der Freiheit- zu üben. Wenn Du das in einem Privatbrief tust, so ist das eine andere Sache, in der Öffentlichkeit wollte ich-ich bin ja kein effektblinder Geschichtsschreiber!- schmutzige Wäsche nicht waschen.

Freunde, Leser meines Manuskriptes haben mir ohnedies schon vorgeworfen, es sei nicht fair von mir, die Abartigkeit Dr. Theils zu verschweigen. Ich konnte darauf nicht verzichten, weil sonst vieles an ihm unverständlich geblieben wäre. Ich konnte auch nicht dem Wunsche eines Freundes willfahren, die Mitverantwortung von Hans Otto Roth an der Ernennung des Andreas Schmidt zum Volksgruppenführer auszuklammern. Das war zum Verständnis wesentlicher Dinge unerläßlich, ebenso die bisher unbekannten Besitzrechte in Berlin an dem S.D. Tageblatt.

Ich könnte Deiner Liste der großen Ereignisse, die ich nicht behandelt habe, noch hundert weitere Unterlassungen hinzufügen. Ich mußte dem Thema getreu, das sich auf das ganze Leben des gewissen A.H. bezog, in den 160 von 396 Buchseiten mich auf das bisher unerkannt gebliebene oder falsch gedeutete in Kurzfassung beschränken.-Deine Einwände, lieber Zillich, gegen meine Unterlassungen wären nur dann richtig, wenn mein Thema "Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen" oder etwa gar "Heinrich Zillich und seine Volksgruppe" gelautet hätte.

Und um beim Thema Heinrich Zillich zu veweilen: die Leistungen und Fähigkeiten dieses großen Dichters unseres Volksstammmes sind erfreulicherweise geistiges Gemeingut unserer Landsleute. Es bedurfte nicht meines bloßen auf das bisher Unkennte gerichteten Buches, um ihm und seinem Werk den Weg an die Öffentlichkeit zu bahnen, wie etwa den Freiwilligen der Waffen-SS. Wenn es Dir wohl aufgefallen ist, daß ich von den eifrigen Mitgliedern der Kronstädter Redaktion Dich am kürzesten-mit dem Hinweis auf Deinen berühmten Roman und den Dr.h.c behandelt habe, so geschah es auch nur deshalb, weil die Wesensart der anderen Redakteure weithin unbekannt geblieben ist, während Dein Ansehen meiner Erläuterungen nicht mehr bedurfte.

Auffallend ist es,daß die Herren Hans Meschendörfer,Prof,Hermann Gross,Hans Hartl,die die Erstfassung meines Manuskriptes gelesen und begutachtet hatten,die damls schon vorhandenen Fehler Deiner Perspektive nicht auch schon entdeckt haben, obwohl sie es schriftlich begutachtet hatten. Und das gilt erst recht für die Letztfassung meines Manuskript das von Dr.Otto Ließ, Dr.Wilhem Bruckner und Prof.Dr. Schwob gelesen worden ist.

Dein Himweis auf meinen angeblich geradzu ehrenrührigen Gesinnungsweschsel im Lauf der Jahrzehnte ~~sei von mir~~ (unter Ausschaltung des jämmerlichen Bildes,das damit von meinem Charakter gezeichnet ~~worden ist~~), gründet sich auf einen fundamentalen Irrtum,den ich Dir schon vor Jahren in einem in Starnberg geführten Gespäch als solchen darlegt hatte! Ich beglückwünschte Dich damals zu Deiner Freiheit in der Gedankenführung als Dichter und Schriftsteller. Du seiest in der glücklichen Lage,Deiner persönlichen Moral zu folgen und Deine Ansichten frei auszudrücken,nur Deinem eigenen Gewissen verantwortlich.-Wie aber stand es um einen Redakteur,der in Hermannstadt gleichwie später in München an Mehrheitsbeschlüsse des ihm vorgesetzten Gremiums und zur Zeit der Volksgruppen diktatur ~~auch~~ nach rumänischem Gesetz und deutschem Gebot zum Gehorsam verpflichtet wurde?

So wie unser Direktionsrat in Hermannstadt sich freiwillig den Beschlüssen des Volksrates unterwarf,so mußte ich freillig oder nicht nach Vertrag und überlieferter Volksordnung auch solche Mehrheistbeschlüssen dieses Gremiums durchführen,die gegen meinen Vorschlag gefaßt worden waren. Auch in München habe ich mich um der Einigkeit unserer Landsmannschaft willen den Mehrheitsbeschlüssen gefügt und meinen Namen exponiert, weil Plesch entgegen meinen Anträgen die Mehrheit, oder sogar die Einstimmigkeit gegen mich mobilisiert hat. Sollte ich nun in meinem Buch hergehen und Einzelheiten über meine Konflikte mit Plesch und seiner Mehrheit auf den Markt bringen?!ch war nicht zu ihm übergelaufn,wie Du es auszudrücken beliebst,sondern ich war mit meinen Vorschlagen überstimmt worden.Wie aber soll man das Funktionieren eins auf den Dienst an der ganzen Lndsmannschaft ausgerichteten Blattes anders gewährleisten,wenn nicht durch demokratische Abstimmung im Bundesvorstand. Du hast ihm auch angehört ,aber Du hattest Dich grollend zurückgezogen,und ich war oft mutterseelenallein,wnn nicht Dr.Bruckner mich manchmal ,ja sogar oft unterstützt hätte.

Du warst mir als Vorsitzender lieber,wie ich Dir damals schon gesagt habe, wie ich auch in meinem Buch ausdrücklich schreibe. Als Du mir aber anvertrautest, Du wolltest Plesch durch öffentliche Brandmarkung stürzen,

machte ich Dich darauf aufmerksam-damals noch als Dein auch von Dir anerkannter Freund-,daß auch Plesch über einen nicht zu unterschätzenden Anhang in der Landsmannschaft verfüge,und daß er sich nicht wie ein Hase einfach abschießen lassen, sondern zurückschießen werde. Ich fragte Dich, ob Du Dich einem dann zu erwartenden endlosen Kampf in der Öffentlichkeit einlassen wolltest,bei dem nicht nur Plesch allerlei Federn verlieren werde.
Ich war nicht schuld daran,daß ich dann Plesch als Bundesvorsitzenden selbstverständlich auch hinsichtlich der der LM gehörenden Zeitung zu unterstützen hatte,d.h. nicht ihn,sondern die durch die Wahl gesetzte Leitung der LM.

Deshalb beneidete ich Dich um Deine Freiheit als Schriftsteller. Und ich freute mich, daß wir fast immer gesinnungsmäßig am gleichen Strang zogen. Und als Du-es wird in Deinem Brief in allzudrastischer Weise geschildert,mit mir in Gegenwart unserer Frauen in eine lautstarke, überscharfe Auseinaderszung geriet,haben wir am nächsten Tag gegenseitig um Verzeihung gebeten, und jeder von uns beiden wollte die Schuld auf sich nehmen. So stand es damals um uns beide.

Wenn Du nun in Deinem Brief mich in die Schranken weist,wenn ich von unserer Freundschaft schreibe,die mir unzerstörbar erschien, so nahme ich diese Maßregelung natürlich zur Kenntnis.Ich kann von Dir nicht fordern,daß Du mich ebenso achtest wie ich Dich.Auch noch Dein Brief,der meine menschlichen Eigenschaften-über die Kritik am Buch hinaus- in ein recht trübes Licht stellt,bin ich nicht in der Lage,die bei Dir jetzt gegen mich entfesselte Abneigung zu erwidern. Ich bin vielmehr bemüht,nicht in den gereizten Stil zu geraten,der Deinen Brief auch in seinem persönlichen,menschlichen Hinicht durchweht. Deine mir diesmal recht ungerecht erscheinenden (gelinde gesagt) Übertreibungen will ich nicht als das letzte Wort ansehen,das zwischen zwei alten Kämpen in einer gemeimsamen Sache zum Gaudium der anderen in unseren letzten Tagen gewechselt worden ist.

Ich will versuchen,Dich zu verstehen und Deine gnadenlose Sprache mir persönlich gegenüber auf Deine von mir stets geachtete Wahrheitsliebe zurückführen. Du machst eben "aus Deinem Herzen keine Mördergrube" und wenn nach Deiner langen,schweren Krankheit eine Zeit lang eine Sensibilität der Nerven einfach die Regel ist,so wäre ich unglücklich, wenn ich durch kämpferischen Einsatz der Sprache Dich erbosen und kränken würde,statt mich über Deine Gesundheit zu freuen,weil es mir eben unmöglich ist,Dich mit all Deinen Vorzügen und Fehlern, so wie Du eben als Persönlichkeit besonderen Ranges bist,nicht

weiter zu schätzen und zu achten.Und mehr darf ich ja nun nicht mehr sagen,was als Anbiederung angesehen werden könnte,nachdem Du Deine Aussagen über mich in dem Geburstagartikel "Mein Freund Hönig" mehr oder weniger zurückgezogen hast.

Ich will auch nicht nach der Ursache fragen,warum nun außer meinem Buch auch meine persönlichen Eigenschaften Gegenstand einer so scharfen Kritik geworden sind, sondern ich will mich an ein Gespräch erinnern,das wir einmal wieder in Starnberg geführt haben. Damals sagtest Du mir sinngemäß,Du habest,wenn Du Dich an die Schreibmaschine setzt,noch keine Ahnung,wohin Dich Deine wunderbare Muttersprache tragen wird. Ich erwiderte damals etwa wie folgt: Das könnt Ihr Dichter Euch eben leisten. Ich als armer Diener meiner Nation und ganz gewöhnlicher Journalist stelle mir in hinterlistiger Weise immer vor,wohin mich mein Aufsatz führen soll,und dann ordne ich den Anfang argwöhnisch dem Endzweck unter.
Ich kann mir nun vorstellen,daß auch Du diesmal in ein Fahrwasser gwrietest, das Dich in einen ähnlichen "Rausch der Worte" geführt hat,wie Du es mir öfter und auch in diesem letzten Brief in heiterer Weise einst als eine meiner Untugenden vorgeworfen hast,früher ganz freundlich gemeint. Warum sollte Dich nicht auch einmal diesem Deine von Anbeginn auf Zorn eingestellte Muttersprache trotz den Hemmungen des Tippens auf der Schreibmaschine auch in das Gefilde einer gewissen Ungerechtigkeit aus Vorurteil geführt haben,die Du ursprünglich gar nicht anvisiert hast? Und schlieslich ist nicht einmal der Papst nach heutiger katholischer Auslegung unfehlbar,so wie auch Du nicht,wenn Du wie ein zweiter Jupiter die Blitze gegen mich schleuderst!

Oder war es die von Hitler so gerne zitierte Vorsehung,die Dich dazu erkoren hat,mir die Flügel zu stutzen und mich vor noch größerer Eitelkeit als bisher zu bewahren,sodass mein schlechter Charakter nicht vollends ruiniert wird.Beim Barras versprach man sich ja Wunder davon,wenn man einen Rekruten zur Sau macht.-

Noch ein Wort zu meinem Auftreten auf internationaler Ebene gegen den numerus valachicus: Du irrst Dich ganz fundamental,wenn Du meinst, das Deutsche Reich habe im Jahre 1937 bereits die Möglichkeit gehabt, in Bukarest ein Machtwort zu sprechen. London hatte damals das Sagen, und Hans Otto Roth,der von den von Dir zitierten vergeblichen Bemühungen in Deutschland allein schon durch seinen Schwager Ccaki und in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Verbandes der deutschen M Minderheiten in Europa wußte,hat ja gerade deshalb im Volksrat für die Entssendung eines Agitators auf die europäische Pressebühne gestimmt,weil alle Helfer im Reich sich als machtlos erwisen haben,und

auch der deutsche Gesandte in Bukrest, Fabricius, sich nicht durch eine Interventionsversuch blamieren wollte. Erst als Göring ihm es über Neurath befahl, parierte er Ordre nach damligem Ritus. Aber Bukarest war damals noch nicht reif für deutsche Einflüsse. Das kam erst Jahre später, erst ab 1939. Lord Lothian war damals der große Mann, der in Europa ähnlich wie Lord Rothermere (ich weiß nicht mehr, wie er sich schrieb) die englische Regierung drängte, minderheitenfeindliche Aktionen im Südosten zu verhindern, um dem Faschismus nicht neue Nahrung zu geben. Erst als der rumänische Gesandte in London, wie mir Hasselblatt aus London nach Paris mitteilte, in London das bindende Versprechen gab, den Gesetzentwurf werde von seiner Regierung zurückgezogen, war die Schlacht gewonnen. Und warum soll dem armen kleinen Hönig nicht doch auch einmal ausnahmsweise ein kleiner Triumph gegönnt werden?

Und nun will ich Dir noch etwas anvertrauen, was ich in meinem Buch wohlweislich verschwiegen habe: meiner Überzeugung nach hatte der König diesen Gesetzentwurf unter dem Einfluß seiner Kamarilla unter der Lupescu im letzten Augenblick zurückziehen lassen, wenn er erst einmal seinen Zweck erfüllt hatte, die rumänische und die Weltöffentlichkeit von dem Wahnsinn faschistischer Gesetzgebungswerke zu überzeugen. Auch die antisemtische Regierung Goga hatte diesen Zweck des Königs zu erfüllen, bevor sie plangemäß abserviert wurde. Aber konnte unser Volksrat auf diese Überlegung kommen?

Und was die Sache mit Prof. Daicovici anbelangt, so muß man meine Darlegungen nur aufmerksam, wenn auch noch so kritisch lesen, und dann kann man leicht erkennen, daß hier ein Meisterstück an Beeinflußung der Bukarester Regierung zugunsten einer Milderung wenn nicht gar Einstellung der Deutschenverfolgungen im allgemeinen und der Verbesserung der Beziehungen mit den Landsmannschaften verdächtigen Landsleute in Siebenbürgen zu erreichen. In der letzten Präsidiumssitzung der Südosteuropa-Ges. habe ich als Mitglied h.c. den Vorsitzenden, Vizepräsident Prof. Groß, gefragt, ob ich in diesem Kapitel etwas erfunden oder vorgeflunkert hätte. Er verneinte entschieden und erklärte, auch der anwesende Herr Hartl könne das bezeugen, weil er ja auch mein Manuskript gelesen hatte und gewiß so wie Groß selbst Einwände erhoben hätte, wenn ich mir in dieser Sache die Zusammenhänge einfach erfunden hätte! Übrigens kann ein Anruf bei Prof. Groß oder eine Einblicknahme in die Vorträge, die Daicovici auf Kosten der SOG über die Kontiunitätstheorie in der Bundeserepublik hielt, jeden, der guten Willens ist, leicht beweisen, wo die Wahrheit liegt. Übrigens kam die Wende nicht schon 1962 sondern erst 1964, die in dem Brief der SOG an die Landmannschaft dokumentiert wird.

ikgs

Ich bin wohl ein irrender kleiner Mann, aber welchen Sinn soll es denn haben, mir oder der Umwelt zu beweisen, daß ich eigentlich in den langen Jahren nichts Vernünftiges zustandegebracht habe? – Ist es von mir taktlos, wenn ich etwa daran erinnere, wie ich mir die Meute vom damaligen Hilfskomitee auf den Hals lockte, als ich die Hetze von Paul Philippi gegen Dich in eine maßlose Blamage des Angreifers umwandelte?

Natürlich ist es Dein gutes Recht, Deine Meinung über den kleinen Journalisten der sich als Dein Freund wähnte, im Laufe der Zeit zu ändern. Ob Du aber nun gar so hart über meine Armseligkeit urteilen mußt wie in Deinem Brief, bleibt eine noch offene Frage, die zu beantworten mir natürlich nicht zusteht. Was ich aber sehr wohl zu behaupten wage, ist mein gutes Recht, ein Buch so zu schreiben wie ich es für richtig halte, wenn es seinem Inhalt nach meine eigene Lebensgeschichte mit all den Plagen, Verfolgungen und Qualen jener Zeiten enthält und ich mehrfach ausdrücklich im Text darauf hinweise, daß ich nicht den Versuch machen kann und will, eine Geschichte jener Zeiten unserer Volksgruppe zu schreiben, sondern es Berufeneren überlasse, meinen bescheidenen, das Vorhandene an Wissen ergänzenden Beitrag an speziell erworbenen Kenntnissen zu leisten. Und ich kann daher auch nicht einsehen, warum ich das Buch so hätte schreiben müssen, wie Du es an meiner Stelle getan hättest. Wahrscheinlich hättest Du es besser gemacht. Meine Unzulänglichkeit kann doch auch nicht Anlaß genug sein, mir bösen Willen vorzuwerfen. Und kann man mir wirklich einen Vorwurf machen, wenn ich ein Buch so schreibe wie ich es mir vorstelle und nicht wie es ein anderer täte, wenn er es täte.

Also alle Deine Vorwürfe stützen sich auf eine Voraussetzung, die nicht vorliegt, nämlich daß ich nach Absicht und Wortlaut meiner Darlegungen eine Geschichte der Volksgruppe hätte schreiben wollen. Es ist nur ein Buch aber das, was der kleine Moritz, der Alfred Hönig, persönlich erlebt, erfahren und erlitten hat, wann und wo er persönlich in den Lauf des größeren Geschehens hineingezogen wurde oder wo er gar handelnd eingegriffen hat; eine Aufzeichnung über Einzelfragen von Bedeutung, die bisher von den Historikern noch nicht erfaßt werden konnten, weil ich der letzte noch lebende Wissensträger bin, wenn ich mich nicht irre. Ich habe ferner einen Auftrag zur Zufriedenheit meiner Auftraggeber erfüllt, soweit ich das beurteilen kann.

Und so bitte ich Dich denn, mir es nicht zu verübeln, wenn ich eigentlich ein gutes Gewissen habe und der Meinung bin, daß Du mir mit einer Reihe von Anklagen unrecht tust. Ich kann mir aber erklären,

wie Du von Anbeginn in eine irrtümlich angenommene Voraussetzung geraten, Dich mit dem Schreiben in einen wachsenden Ärger über mich hineingesteigert hast. Und ich glaube, daß ich Dich auch nicht für unfehlbar halten muß, um ein ordentlicher Mensch zu sein, ja ich bin sogar davon überzeugt, daß Du Dir selbst genau so wie ich auch das Recht zum Irrtum im guten Glauben zugestehst, von dem ich in meinem Nachwort zu denen spreche, die eine andere Vorstellung von dem von mir Erlebten haben als ich selber. - Meine Betrachtungen über die Volksgruppenführung von A.Sch. münden in die These, daß wir nach der Gesinnung unseres Nächsten und nicht nach seinem politischen Irrtum urteilen müssen, wenn wir unserer Tradtion treu bleiben wollen. Soll mir allein diese Gnade versagt bleiben?

Ich war bemüht, Dir Rechenschaft abzulegen, und ich habe auf die Wahrung meines Prestiges um des lieben Friedens willen verzichtet. Erlaub mir aber auch ein Mindestmaß an Offenheit: Es wäre ein großer Irrtum zu glauben, daß irgendjemand Dich für anbgebliche Dummheiten von mir verantwortlich machen würde. Ebenso irrig wäre es, zu glauben, daß die Verehrer Deiner piterrischen Werke Dir eine Richterrolle in Fragen der Volkspolitik eher zugestehen würden als jedem andern, der sich dazu aufwirft. Die Bescheidenheit, mit der ich in meinem Antwortschreiben zu beweisen bemüht bin, möge nicht als ein Eingeständnis meiner Schwäche oder Unsicherheit ausgelegt werden. Das täte mir leid, denn ich würde es noch mehr bedauern, wenn ich mich gezwungen sähe, die große Artillerie auch meinerseits einzusetzen. Viele Leute würden sich krummlachen, wenn ausgerechnet wir beide auf unsere alten Tage und als Kampfhähne produzieren wollten. Der Schritt vom Erhabenen zu einer solchen Situation ist bekanntlich sehr kurz.

Ich wäre dem Himmel dankbar, wenn es mir gelungen sein sollte, durch Verzicht auf eine Verschärfung unserer Meinungsverschiedenheiten Deinen Zorn über mich ein wenig zu dämpfen. Ich meine, wir sollten auf Beweise unserer Jugendlichkeit lieber verzichten. Die Leute danken es den Alten nicht, wenn sie sich exponieren. Das lehrt die Erfahrung zur Genüge. Der Erfolg meines Buches kann ohnedies nicht mehr abgewendet werden. Also cui bono?
Ich wünsche Dir aufrichtig, daß Du in Zukunft Deine Gesundheit mit dem Dir eigenen Elan, wie bisher auch durch die Leidenschaft Deines Briefes, mit der Kraft eines Kaiserjägers verteidigen wirst und sie nicht durch Zornanfälle über einen möglicherweise unwürdigen gefährdest. -
Handküsse Deiner verehrten Frau Maria und alles Gute in 1985!

Dein degradierter einstiger Freund

Adalbert Stifter

ikgs

Nachtrag zum Brief Hönig-Zillich vom 8.Januar,der
Post überantwortet am 1o.Jan.1985

Die "hochangesehene Moantsschrift "Klingsor" des Dichters Heinrich Zillich" wird im Kapitel "Der Kampf um den Geist" im Rahmen einer gedrängetn Zusammenfassung genannt und nicht verschwiegen.(Seite 38).

Meinen Brief vom 8.d.M. habe ich zwei Tage und Nächte liegen lassen,um in aller Ruhe zu prüfen,ob ich auch wirklich nichts Verletzendes oder Falsches geschrieben habe.

Um Deinem Wunsch nach Bewahrung unserer Gesamtheit vor geschichtlichen Verzerrungen entgegenzukommen, erwäge ich die Veröffentlichung der als Entwurf beiliegenden Erklärung in der Siebenbürgischen Zeitung, Wenn Du es wünscht, füge ich auch Deinen Namen als den Warner und Mahner ein.

Mit nochmaligen besten Empfehlungen

Dein

Hermann Hönig

P.S.
Mittlerweile ist auch der Umschlag mit Deinen interessanten Beiträgen aus vergangen Jahren angekommen. Ich werde die wertvollen Aufsätze mit Vergnügen ein zweitesmal lesen, zumal ich vieles nicht mehr im Gedächtnis bewahren konnte. Vielen Dank für die Liebenswürdigkeit!

Auch ich bitte um Entschuldigung für meine miserable Tipperei!

ikgs

Siebenbürgische Zeituhg

Beilage zum Brief Hönig - Zillich vom 8/10. Jan. 1985

Erklärung

Mit Berufung auf unser aller Verantwortung für die geschichtliche Wahrheit wirft mir ein einziger, jedoch prominenter Landsmann in seinem Leserbrief vor, in meinem Buch "Zwischen Mächten und Dogmen / Odyssee eines siebenbürgischen Journalisten" wichtigste Ereignisse und Persönlichkeiten der jüngeren Geschichte der Siebenbürger Sachsen nur flüchtig oder gar nicht behandelt zu haben.

Da ich das Recht unserer Öffentlichkeit auf Wahrheitstreue selbstverständlich anerkenne, darf ich darauf hinweisen, daß das erwähnte Buch seinem begrenzten Thema gemäß und dem Wortlaut seiner Vorankündigungen und den ausdrücklichen Zielsetzungen des Autors im Buchtext selbst entsprechend nicht als wissenschaftlich-geschichtliches Werk verstanden werden will. Es beschäftigt sich vielmehr mit dem persönlichen Lebenslauf eines unserer Journalisten, seinen subjektiven Beobachtungen und Stellungnahmen auf einem durch eine Vielfalt von Problemen, Erlebnissen und z.T. leidvollen Abenteuern auffahrenden Werdegang; und auf rund 160 von insgesamt 369 Buchseiten - bloß der Forderung seiner Auftraggeber folgend - mit Hintergründen und Zusammenhängen aus unserem volkspolitischen Geschehen, die bisher von der Geschichtsforschung nicht behandelt wurden oder z.T. mißdeutet werden mußten, weil noch keine Dokumentation der letzten Wissensträger vorlag.

So war es denn schon technisch nicht möglich, selbst hervorragend bedeutende Dinge (z.B. Volksorganisation, Nachbarschaften, die Gesamtheit der wichtigsten Persönlichkeiten, die Anliegen des Sachsentag und Klingsorkreises und der Kriegeneration u. noch hunderte anderer Lebensfragen) zu erörtern, wie es für ein auf die ganze Geschichte der Siebenbürger Sachsen ausgerichtetes Werk selbstverständliche Pflicht gewesen wäre.

Es bleibt daher den berufenen Historikern überlassen, inwieweit sie sich dieses bloß ergänzenden Beitrags zur Dokumentation bedienen wollen.

Alfred Hönig

Rimsting, im Januar 1985

ikgs

Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich
Hirschanger 1 - Tel. 08151/3471
8130 Starnberg am See

17.1.1985

Lieber Hönig,

verzeih, daß ich Deine am 8. Januar geschriebenen Zeilen erst jetzt bestätige; ich war durch eine ärztliche Nachuntersuchung beansprucht.

Du beginnst Deine Antwort auf meinen Brief vom 28.12.1984 mit der Beteuerung, mir "aufrichtig" dankbar zu sein nicht bloß für die Mühe, die ich mir mit Deinem Buch machte, sondern auch für meine "schonungslose Kritik". Da rufe ich: Halt! Nicht schonungslos! Lediglich auf Tatsachen bezogen, daher sachlich.

Ich sehe in Deinem Buch, wie ich schon ausführte, eine leider lückenhafte Darstellung unseres Stammesschicksals in den letzten sechs Jahrzehnten. Und da ich fürchte, sie könne bei Unwissenden ein falsches Geschichtsbild verursachen, bin ich - weil andere Kritiker sich offenbar davor drücken - als Dein alter Freund verpflichtet, Dir klarzulegen, was ich in dem Band vermisse und was nicht überzeugt. Das Löbliche darin muß ich nicht hervorstreichen. Es fließt Dir, wie Du erwähnst, längst aus Leserbriefen dessen Anerkennung zu.

Das Buch ist - es sei wiederholt - nicht, wie Du behauptest, nur ein Spiegel Deiner Erlebnisse; es ist - daran zu zweifeln wird niemand fähig sein - ein von Dir bewußt geleisteter Beitrag zur Geschichtskunde, wobei ich und keiner, der Dich kennst, Dir vorwerfen darf, daß es nicht eine wissenschaftlich strenge Arbeit ist. Daß meine Einwendungen Dich ärgern könnten, mußte ich erwarten, aber daß Du, von ihnen tief gekränkt, seitenlang klagen würdest, ich hätte Dich als "kleinen Moritz" behandelt und man solle Dir doch gönnen, einmal erfolgreich zu sein, verblüfft mich und gefällt mir gar nicht. Suche doch ohne Aufregung anzuhören, um zu begreifen, was jemand, der Dir wohlgesinnt ist und den Du Deiner Wertschätzung dutzendmal versichert hast, an Dir mit Recht aussetzt. Offenbar bist Du ins Herz getroffen, weil ich bemerkte, Du seist zu Plesch hinübergeschwenkt. Na, stimmt es etwa nicht? Du bist doch ein Politiker und hast oft in Reden verkündet, Journalisten und Politiker müßten sich den Verhältnissen anpassen und notfalls sogar lügen, und es bereitete Dir ein Vergnügen, Dich selber als solchen einen schlimmen Kerl zu bezeichnen. Warum jetzt die Empfindlichkeit? Gekränkt bist Du vielleicht, weil ich zweifelte, ob Du wüßtest, was ein Poet sei, als den Du mich stets etwas herablassend benannt hast. Es gibt verschiedenste Arten von Poeten. Ich bin einer, der 58 Jahre lang in zwei Kulturzeitschriften für die Siebenbürger - für diese auch als ihr Ohmann - und für die Südostdeutschen eingetreten ist; ich habe sie nie geschädigt. Also beachtete ich, was im Augenblick zu sagen tunlich war. Deine Auslassungen darüber, was Du als Anwalt unserer Landsleute sagen oder verschweigen mußtest, sind für mich keine neue Erkenntnis;

ikgs

heute aber, wo Du Gewesenes vorbringst, fallen Rücksichten auf einstige augenblickliche Rücksichten fort. Du glaubst, ich hätte Mehrheitsbeschlüsse der Gremien, denen ich diente, im Gegensatz zur Dir nicht befolgen müssen. Das ist unrichtig. Sie banden auch mich als Schriftleiter der Kronstädter Zeitung, der Siebenbürgischen Handelszeitung, 22 Jahre als Redakteur der Südostdeutschen Vierteljahresblätter und binden mich als deren Mitherausgeber noch heute.

Zur Ära Plesch, also zu seiner und Deiner Politik, habe ich nichts mehr zu bemerken. Ich sagte das Erforderliche in meinem Brief.

Deine Gekränktheit klagt, ich achte Dich nicht wie Du mich, ich sei gereizt - nein, Du bist es - und Du vermutest, ich hätte mich beim Schreiben des Briefs in wachsenden Zorn hineingesteigert. In Wahrheit prüfte ich tagelang jede Zeile und zupfte manches zurecht. Was Dich in der Seele kränkte, müssen, da ich persönliche Anschuldigungen mied, die Tatsachen sein, die ich vorbrachte, Vorgänge und Persönlichkeiten von Gewicht. Wer sie verschweigt, verzerrt, was war. Ist es entschuldbar, keine Silbe für den 5. Sachsentag, den Wiener Schiedsspruch, die Achthundertjahrfeier, die Patenschaftsverleihung, die Gründung der Siedlungen, selbst nicht für Drabenderhöhe, und nicht für die Leistungen von Tittes aufzuwenden?

Du meinst, Dein Buch habe einen Jugendlichen dazu gebracht, daß er die politische Haltung seines Vaters jetzt kapiert; nun dieser Jugendliche ist dem Zeitgeist, unserem sehr mangelhaften Zeitgeist, ebenso verfallen gewesen wie sein Vater dem Geist jener Zeit. Ich hätte ihm dies unter die Nase gerieben.

Deine Antwort, auch ihre Gefühlsamkeiten, erschüttern den von mir vorgebrachten Sachverhalt nicht, es sei denn, daß in der causa numerus valachicus vielleicht Du es warst, der den Punkt aufs I setzte, der das Unheil beseitigte.

Ich will mit Dir öffentlich nicht ins Gefecht treten. Willst Du unsere briefliche Auseinandersetzung den Landleuten bekanntgeben, so lasse die von Dir entworfene Erklärung in der "Siebenbürgischen Zeitung" drucken, doch ändere bitte die zweite Zeile, denn ich bin bei weitem nicht der einzige Deiner Kritiker. Nenne mich mit Namen! Der zweite Absatz ist zu wortreich; er läßt sich auf drei knappe Sätze verkürzen. Im dritten Absatz erwähne in der Klammer noch die 800-Jahrfeier, die Patenschaftsverleihung, die Gedenkstätte in Dinkelsbühl, die Siedlungen, sowie den Zug von vielen Tausenden unserer Stammesbrüder aus Österreich ins Ruhrgebiet. Wenn Du dies durchführst, soll unsere Auseinandersetzung beendet sein, freilich ohne Einigung.

Noch eins beschäftigt mich: Du weist auf Deine Auftraggeber hin. Was meinst Du damit? Das Buch erschien im Bläschke-Verlag, der für Zahlung Bücher herausbringt. Du konntest die für Dich benötigten Geldgeber beschaffen, doch die sind keine Auftraggeber, was mich umso mehr überzeugt, als Du entrüstet erklärst, man solle Dich ein Buch verfassen lassen wie Du willst.

Sei ohne Zorn und durchaus im Geist alter Freundschaft

gegrüßt von Deinem

M. Lillich

ikgs

ALFRED HÖNIG

Guggenbichl 2
8219 Rimsting a. Chiemsee
Tel. 08051/3316

20.Jan.1985

Herrn
Dr.Dr.h.c. Heinrich Zillich

Starnberg

Lieber Zillich!

Sei bedankt für Deinen wieder rückhaltlos offenen Brief vom 17.1. Mein auffichtiger Dank für Deine erste scharfe Kritik an meinem Buch bleibt ebenso aufrecht wie mein gutes Recht, mit Dir im einzelnen zuzustimmen oder nicht. Jedenfalls räume ich Dir gerne Deinen Anspruch auf Kritik ein, weil ich Dich als einen Wahrheitsfanatiker kenne. Schon bevor Du mein voriges Buch (Karpatenjagd) beurteilt hast, war ich gespannt auf Deine Wertung, weil ich wußte, daß ich von Dir keine Gefälligkeitsakzepte zu erwarten und zu erdulden habe, daß Du viel mehr nach gutem alten Bracuh selbst durch Fettnäpfchen hindurch den Dir von Deinem Gewissen gewiesenen Weg schreitest. -Und deshalb war ich richtig beglückt, als Du mir ein ganz großes Lob zolltest.

Wenn Du nun mein letztes Buch nach meiner unmassgeblichen Meinung übermäßig auf seine negativen Seiten hin durchsuchst, so habe ich nach meinen eigenen Prinzipien dennoch die gottverdammte Pflicht, nicht wehleidig zu sein. Habe ich doch immer wieder an meine Mitmenschen un an mich selbst die Forderung gerichtet, den Nachbarn oder gar den Freund nicht nach seinem etwaigen politischen Irrtum sondern nach seiner Gesinnung zu beurteilen und um der Gesinnung willen auch Ungerechtigkeiten hinzunehmen.

So habe ich denn getreu meiner oben dargelgetn Überzeugung mich nach dem Lesen Deines neuen Briefes am eigenen Schopf gepackt und mich auch diesmal gefragt: Inwieweit bist Du (nämlich ich) nicht selber schuld an den Meinungsgegensätzen? Und da muß ich zugeben, daß ich vielleicht nicht deutlich genug schon im Buchtext klargestellt habe, daß ich nicht im Traum an eine Geschichtsschreibung in dem Sinne gedacht habe, wie Du es als Voraussetzung und Ausgangspunkt Deiner kritischen Stellungnahmen annimmst, und darauf dann Deinen ganzen Gedankengang aufbaust. Es war wohl ein Irrtum von mir, daß es sich eindeutig um die Lebenserinnerungen eines einzelnen Menschen handelt, der durch die Geschichte ging, lief und stolperte und da und dort persönlich betroffen oder nicht beansprucht wurde. Bewußt verzichtet habe ich auf ein schwarz auf weiß bekundetes Geständnis, daß ich aus meinem Wissenschatz vor allem noch ungeklärte Fragen zu klären bemüht sein will, und daß ich vor allem

das Unrecht an denen gutmachen will, die nach der bundesdeutschen Art der Vergangenheitsbewältigung zu Verbrechern oder Trotteln gestempelt werden, weil sie in gutem Glauben geirrt haben, soweit sie geirrt haben und die Geschichte nicht noch Veränderungen ihres Urteils über die Kausalitäten der weltgeschichtlichen Entwicklungszusammenhänge erfahren wird. Insbesondere lag mir die Gutmachung des Unrechts an unseren Soldaten am Herzen sowohl betr. Waffen-SS wie auch betr. das Soldatentum (im Unterschied zum Militarismus) überhaupt. Dazu kam die an mich herangetragene Forderung prominenter Landsleute, aus meinem Erfahrungsschatz Hintergründe und Zusammenhänge noch nicht restlos oder überhaupt nicht geklärter Geschehnisse bezw. Kausalitäten klarzustellen, z.T zu enthüllen.

Wenn ich den Werdegang meines Manuskriptes kurz darlege, so wird es klarer, daß ich, wie ich auf Seite 367 schreibe, von maßgebenden Persönlichkeiten (nach einer Vortragsreihe) aufgefordert wurde, mein Wissen nicht mit ins Grab zu nehmen. "Ich faßte" -so schreibe ich- "diesen Wunsch als Befehl auf, und nun liegt mein ganzer politischer Lebenslauf in diesm Buch vor." Ob Du auch als einer der Anwesenden und Prominenten diese Forderung an mich gerichtet hast, kann ich nicht mehr sagen, es waren mehrere, die es taten. Besonders eindringlich haben es Hans Bergel und Dr. Wilhelm Bruckner getan, und es haben sich dann brieflich noch Nichtanwesende angeschlossen wie z.B. Dr. Oskar Schuster, Dr. Otto Ließ und andere, die mir im Augenblick nicht einfallen. Eindeutig richtete sich dieses Verlangen, das ich als Auftrag empfand, auf den Inhalt meines in Deiner Anwesenheit auch in München gehaltenen Vortrages (1980, wenn ich nicht irre), den die Siebenbürgische Zeitung wegen seiner Aufdeckung bisher unbekannter Zusammenhänge als "aufsehenerregenden Alfred Hönig-Vortrag" bezeichnete. Wohl nicht wegen seines geschichtswissenschaftlichen Inhalts, sondern wegen der Neuigkeit des bis dahin unbekannt Gewesenen.

Dieser Eingrenzung des Themas entsprechend war der ursprüngliche Titel meines Manusktiptes "Odyssee eines siebenbürgischen Journalisten / Siebenbürgen-Sibirien-Deutschland-Rumänien-Österreich-Deutschland. Erst kurz vor der Drucklegung überredete mich Erich Boyer, einer der fähigsten Publizisten unserer Tage, zu dem neuen Haupttitel "Zwischen Mächten und Dogmen". Der aufklärende und eingrenzende Untertitel von der Odyssee eines siebenbürgischen Journalisten blieb.

ikgs

Unwillkürlich fällt mir in diesem Augenblick ein, ob auch Homer sich unverzeihlicher Unterlassungen schuldig gemacht hat, als er alles seine Schilderungen, auf den guten alten Odysseus ausgerichtet und beschränkt hat, hingegen versäumte, auch darüber zu berichten, was sich alles in historischer Sicht neben und um Odysseus abgespielt haben mag. Der Homer hat Glück gehabt, daß er einer ähnlichen Kritik entging, wie sie mir zuteil geworden ist, dem aber doch wohl recht geschieht, wenn er sich nicht nur mit Odysseus sondern auch noch mit Homer vergleicht! (Ich beginne jetzt auch das Heitere an meiner Situation vor dem Richterstuhl der Geschichte zu begreifen!

Die weitere Entwicklung der Vorgeschichte meines Buches berichtigt auch einige Irrtümer Deiner beiden Briefe. Nicht ich, sondern in dankenswerter Weise Willi Bruckner, damals Bundesvorsitzender unserer Landsmannschaft, sammelte mit vielen Opfern an Zeit und Mühewaltung die Gelder, die das Erscheinen des Buches erst möglich machten, nachdem das Südostdeutsche Kulturwerk Bruckner einen halb Jahre lang mit einer grundsätzlichen Zusage der Veröffentlichung in einer Buchreihe an der Nase geführt hatte, und der Gedanke uns näherückte, einen Verlag zu finden, der nicht durch seinen Lektor den Versuch machen würde, einem siebenbürgsichen Manuskript den Stempel bundesdeutscher Vergangenheitsbewältigung aufzudrücken. Mit Dank nahm ich den Vorschlag Bruckners an, auf den meines Wissens auch Hans Meschendörfer geäussert hatte, Dr. Otto Ließ zum Lektor zu machen und ihn dem Verlag vor die Nase zu setzen.

Dr. Bruckner vollendete sein Mäzenat mit dem Vorschlag, das Vorwort zu schreiben, und ich nahm diesen Vorschlag dankbar an und verschob mein eigenes Vorwort, das schon im Druck war, ans Ende des Buches. Vielleicht wurde auch wegen dieser Reihung das Schlußwort von Dir nicht sehr beachtet, wo ich mich über Inhalt und Zielsetzung -wie ich vermeinte- ausreichend klar (meinerseits wohl ein Irrtum) ausdrückte.

Lieber Heinrich Zillich! Ich will auch "aus meinem Herzen keine Mördergrube machen" und Dir gestehen, daß ich als das Verletzende Deines ersten Briefes die scheinbare oder wirkliche (das kannst Du allein entscheiden!) Zurückweisung meiner Vorstellung, ich sei Dein Freund empfand, vornehmlich in dem Passus, in dem Du die Lobesworte über mich als Übertreibungen bezeichnetest und in der Diktion, im "Ton der Musik", sei es aus Überempfindlichkeit meinerseits den Eindruck erwecktest, Du zögest mit einigen Formulierungen betreffend meine Wesensart als Mensch auf eine Verächtlichmachung ab, wil Du nun schon ein ml in Wut über mich geraten warst. Wenn Du nun in Deinem zweiten Brief Deine Anklagen gegen mein Buch aufrecht erhältst, so lasse ich das

gelten gegenüber der mich ehrlich erfreuenden Aussage am Schluß Deines neuen Briefs "im Geiste alter Freundschaft"grüßt.

Angesichts dieser Deiner Erklärung ziehe ich meine Schlußformel "Dein degradierter einstiger Freund" hiemit zurück und betrachte die rein persönliche Seite unseres Disputs als ritterlich beigelegt. Auf die Gefahr hin,einer hündischen Treue oder eins Mangels an Selbstbewußsein bezichtigt zu werden,gestehe i h Dir,daß wir um Deine Gesundheit gebangt haben,und daß ich möglichweise in diesem Gefühl,besser geagt in der Freude über Deine völlige Genesung empfindlicher gegenüber Deinen Aussagen wurde,als es unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre.

Es ist mir ja nicht neu,daß wir beide in sachlicher Hinsicht oft verschiener Meinung waren,ich hatte aber bis zu dem Mißverständlichen in Deinem ersten Brief immer felsenfest geglaubt,daß wir uns gsinnungsmäsig nahestehen. Ich bin überzeugt,daß dDu mich mnachmal in Schutz genommen hast,wen einer der "Vielzubielen"den exponierten Redakteur angriff,und meinerseits habe ich erst recht ein verfluchtes gutes Gewissen Dir gegenüber. Wenn ich auch manchmal meine subjektive Meinung über die "Gefährlichkeit von Pastoren und Poeten "in der Politik zu äußern pflegte,so habe ich doch unzähligemal Dich und Dein Prestige verteidigt,wenn die vielen Neider, die jeder bedeutende Mann hat,sich ihr Mütchen auf Deine Kosten kühlen wollten. Siehe die Meute um Paul Ph.,aber auch die Leserbriefe an die Siebenbürgische Zeitung,wenn wir nicht aufhörten, ein Leibblatt für den Ruhm von Konrad Grundmann und Heinrich Zillich zu sein,so träten sie aus der Landsmannshcaft aus.-Ich habe mit Plesch bei aller pflichtgemäßen sachlichen Zusamenarbeit nie ein Vertrauensverhältnis gehabt, denn so wie einst der Andreas Schmidt von mir sagte,ich hielte doch stets zu meinen alten Freunden (Hans Otto Roth), so pflegte Plesch von mir zu sagen,daß ich halt eben doch gesinnungsmäßig stets zu Dir halte. (Übrigens wars Du nicht mehr Sprecher der Lm als ich mit ihm das Geheimnis betr. SOG und Daicovcciu zu teilen begann.Er versuchte sogar vergeblich, mir meine Bemühungen um die dsutsch-rumänsichen Beziehungen (aus Neid) auszureden. Ich aber wußte,daß die Vertreter der Landmannschaft im Vergleich zu den"Kanonen"im Präsdium der SOG in Bonn im Nachteil waren.)

ikgs

So wie ich bemüht bin, nach bestem Wissen und Gewissen die eigene Schuld und eigene Irtümer betr, unseren Briefwechsel so weit wie möglich einzusehen, so glaube ich, daß auch Du in Tagen einer von den ersten Enttäuschungen über mein unseliges Buch befreiten Zeit nicht mehr festhalten wirst an der Meinung, ich hätte tatsächlich gegeläubt, mit dem Werben um die Gunst von Bukarest-ähnlich wie das ie SPD mit ihrer Ostpolitik gegenüber Moskau glaubt- nach den Maßstäben eines Liebhabers gegenüber seinem Schätzchen einen Erfolg für Deutschland oder die Landsmannshcfat herauszuschinden. Eines Tages wirst Du das "Meisterstück meines Lebens" anerkennen - hievon bin ich zutiefst überzeugt -, nämlich den Einfädeln eines politischen Geschäftes: Tausch der Kontinuitätstheorie der Rumänen gegen Stoppen der Deutschenverfolgung in Rumänien und der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen viele Jahre vor den übrigen Ostblocksatelliten ~~nicht mehr verkennen~~. Es war ja einer der wenigen Fälle, wo wir uns in das weltpolitische Dreiecksverhältnis Moskau-Rumänien-Ungarn einschalten konnten und Bonn überdies eine Trumpfkarte in die Hand gaben.
Bin ich rechthaberisch oder offenherzig damit?

Ich wollte Dir vorschlagen, daß wir meinen "Mitschuldigen" Willi Bruckner von unserem Briefwechsel in Kenntnis setzen. Nun höre ich am Telefon, er habe Deinen Brief schon in Ablichtung erhalten. Nun schicke ich ihm selbstverständlich auch meine Antwort zu. Und Dich bitte ich, mir mitzuteilen - nachdem Du erklärt hast, keine öffentliche Diskussion anzustreben, wem Du Deine Beschwerden gegen mich schon mitgeteilt hast, damit ich, wenn es sich nicht um allzuviele handelt, ihnen auch meine Gegendarstellung fairerweise zukommen lassen kann.
Die Erklärung in der Siebenbürgischen Zeitung werde ich gerne mit den gewünschten Änderungen zu veröffentlichen bitten, werde es aber unterlassen, wenn Du es nicht mehr für erforderlich hältst.

Herzliche Grüße von Haus zu Haus!

Dein uralter

Rupel König

P. S. Bitte um Entschuldigung für die elende Tipperei. Ich kann nicht anders!

ikgs

Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich
Hirschanger 1 - Tel. 08151/3471
8130 Starnberg am See

23.1.1985

Lieber Hönig,

ich weiß nicht, was ich auf Deinen Brief vom 20.1. Neues antworten könnte. Alles Faßbare habe ich in den zwei früheren Schreiben behandelt.

Warum ich Dir überhaupt mein Urteil über Dein Buch mitteilte, geschah - dies sei nochmals wiederholt - sowohl aus der Enttäuschung, daß Du so viele wichtigste Geschehnisse übergangen hast, als auch aus der Sorge, daß sich durch Deine begrenzte Darstellung bei manchen ein falsches Geschichtsbild einniste. Darum schickte ich Ablichtungen meines Briefes vom 28.12.1984 an geschichtskundige Landsleute, deren Namen Du am Ende dieser Seite findest. An die Öffentlichkeit wollte ich meine Einwendungen nicht bringen.

Was das Zustandekommen Deines Buches betrifft, so entsinne auch ich mich nicht, Dich zur Niederschrift Deiner Erinnerungen aufgefordert zu haben. Wäre mir Dein Manuskript vorgelegen, so hätte ich Dich auf dessen Lücken hingewiesen. Stell Dir vor, wie gut ohne sie Dein Buch geworden wäre!

Nimm meine durch eine Äußerung von Dir hervorgerufene Bemerkung, daß ich in meinen Dir gewidmeten Lobaufsätzen 1960 vielleicht übertrieben habe, nicht zu ernst. Ich betrachte Dich heute eben ein wenig kühler.

Ob Du eine Erklärung zu unserer Auseinandersetzung veröffentlichst oder nicht, liegt bei Dir; es wäre ja Deine Erklärung, gegen die ich nichts einwende.

Daß ich, wie Du überzeugt bist, Deine Gespräche mit Daicoviciu dereinst als politisches Meisterstück begreifen lerne, bezweifle ich, weil daraus kein Nutzen für uns hervorwuchs: unseren Landsleuten geht es jetzt schlechter als zu jener Zeit. Übrigens trat ich als Sprecher auf dem Verbandstag in Nürnberg am 17.11. 1963 zurück.

Mehr vermag ich Dir nicht zu sagen. Das Wesentliche ist schon gesagt worden.

Ich brachte meinen Brief vom 28.12.1984 folgenden Landsleuten zur Kenntnis: Hans Hartl, Hans Bergel, Prof. Dr. Groß, Dr. Ernst Wagner, Prof. Dr. Walter Mieß, Dr. Wilhelm Bruckner, Dr. Oskar Schuster, Hans Meschendörfer, Dr. Walter Loew, Dr. Michael Kroner, Dr. Oswald Teutsch. Falls Du ihnen Deine Antwort an mich vom 8.1.1985 schickst, so wüßte ich es gern, damit ich ihnen meinen Brief an Dich vom 17.1. zusende, und solltest Du ihnen außerdem Dein Schreiben vom 20.1. zuleiten, will ich ihnen meine hier zu Papier gebrachten Zeilen ebenfalls übermitteln.

Sein herzlich gegrüßt von Deinem

H. Z.

ikgs

ALFRED HÖNIG

Guggenbichl 2
8219 Rimsting a. Chiemsee
Tel. 08051/3316

25.Jan.1985

Herrn
Dr.Dr.h.c. Heinrich Zillich

Starnberg am See

Lieber Zillich!

Sei bedankt für Deinen Brief vom 23.1.
Du stellst mir die Veröffentlichung der von mir erwogenen Erklärung anheim. Nun,ich bin meinerseits zur Überzeugung gekommen,daß es an der Zeit ist,die Auseinandersetzung über diese ganze Angelegenheit zu beenden. Ein kluger Landsmann,den ich um seinen Rat vom Standpunkt des landsmannschaftlichen Für und Wider bat,veranlaßte mich zu diesem Meinungswechsel .

Ich will ferner keinem von den zehn von Dir Eingeschalteten (neben Dr, Bruckner,dem ich meinen Brief an Dich schon geschickt habe ,weil er mit seinem Vorwort usw. ja ein "Mitschuldiger" ist) zumuten ,auch meine volle zehn Seiten lange Epistel zu lesen,zumal ich annehme,daß die Herren sich wohl für die Sache selbst,nicht aber für persönliche Auseinandersetzungen interessieren. Im Augenblick bin ich zwar bettlägerig (eine Lymphdrüse nahe dem Ohr ist entzündet,und es ist noch unklar ob Mumps daraus wird),und überdies habe ich dringende Korrespondenz auf anderer Ebene zu erledigen. Sobald ich aber dazukomme,will ich den auf Deiner Liste (vielen Dank für die Anschriften!) stehenden Prominenten nur kurz meine Gegenmeinung in der Sache darlegen. Selbstverständlich geht Dir eine Abschrift bezw. Ablichtung zu.

Meinerseits halte ich es für überflüssig,die zehn Apostel mit meinem Teil an unserer Korrespondenz nach meinem Brief vom 8.I. heimzusuchen. Unsere beiden Erstbriefe scheinen mir die beiderseitigen Standpunkte ausreichend zu kennzeichnen,um zu einem eigenen Urteil zu finden,womit ich Dich jedoch nicht zu beeinflußen versuche.
Ich habe mich zu der Überzeugung durchgerungen,das zu tun oder zu unterlassen,was für die Gemeinschaft recht ist.So wie ich in meinem Buch bemüht war,auch in meinen"Enthüllungen" auf den Ruf unserer Volksgruppe mehr bedacht zu sein als auf Bloßstellung einzelner.

Sei herzlich gegrüßt von Deinem alten

Alfred Hönig

ikgs

Lieber Zillich! Ihr freundlichen Kommentar!

ALFRED HÖNIG
Guggenbichl 2
8219 Rimsting a. Chiemsee
Tel. 08051/3316

Dein A. Hönig

Rundschreiben an die Herren 27.Jan.1985

Hans Bergel,Dr.Wilhelm Bruckner, Prof.Dr.Hermann Groß, Hans Hartl,Dr.Michael Kroner,Dr.Walter Loew,Hans Meschendörfer,Prof.Dr.Walter Myss,Dr.Ernst Wagner,Dr.Oskar Schuster, und Dr.Oswald Teutsch

Sehr geehrter Herr Landsmann!

Herr Dr.Dr.h.c.Heinrich Zillich hat mir korrekterweise die elf Namen prominenter Landsleute mitgeteilt,denen er seine Anklage vom 28.12.84 gegen meine "Odyssee"und gegen mich persönlich in einem Privatbrief erhoben hat. Der Sache wegen erlaube ich mir, Ihnen das gegebene Problem aus meiner Perspektive als immerhin nicht unbeteiligter Autor des inkrimierten Buches darzulegen. Um Ihnen meine ebenfalls 1o Seiten lange Antwort vom 28.Jan. als Lektüre zu ersparen,zumal sie auch rein persönliche Reaktionen enthält,bin ich um eine Kurzfassung bemüht.

Wenn ich auf die emotionsgeladenen Ausführungen unseres großen Dichters und persönlichen Freundes,die mich mit seiner Sprachgewalt auch als Mensch und Person nicht schonen,nicht mit einem Gegenangriff antworte, so ist das mit meiner Hoffnung zu erklären,daß er in dieser Sache noch nicht das letzte Wort gesprochen hat.Hat er doch mein Karpatenbuch in einer mich beglückende Weise gelobt! Und ich weiß,daß die Gnadenlosigkeit seiner Ausführungen der ehrlichen Überzeugung eines Wahrheitsfanatikers entspringen,dessen hartem Urteil über mich und nicht nur über mein Buch mich noch lange nicht dazu berechtigen, auch meinerseits Emotionen des Augenblicks nachzugeben. In mir überwiegt die Freude, daß er nach einer schweren Krankheit wieder vollauf gesundet ist, wofür der Elan seines Briefes an mich glücklicherweise zeugt. Heinrich Zillich mit seiner adeligen Gesinnung bleibt für mich der begnadete Dichter,den uns die Göttin der Geschichte geschenkt hat,und dessen Urteil respektiert werden muß,selbst wenn er irrt oder vorübergehend einen eher parteilichen als überparteilichen Standpunkt vertreten sollte.

So bin ich Dr.Zillich aufrichtig dankbar für die Mühe,die er sich gegeben hat und mit einer dankenswerten Akribie mehrere Unebenheiten und auch Fehler des Verfassers in meinem leider von Druckfehlern wimmelnden Buch-nach meiner Korrektur entstanden- entdeckt hat,die der Richtigstellung bedürften. Erfreulichweise betreffen sie keine

ikgs

zentralen, lebenswichtigen Fragen.

Keineswegs bagatellisieren dürfen wir den Vorwurf, ich hätte durch die Nichtbehandlung wichtigster Begebenheiten, Zustände und Personen in meinem Buch ein falsches Geschichtsbild entstehen lassen. Zu den von Zillich genannten Unterlassungen könnte ich noch mindestens hundert andere hinzuzählen, soferne ich mich ebenfalls auf den irrigen Standpunkt meines Kritikers begeben, der eigentliche Titel meines Buches laute " Geschichte der Siebenbürger Sachsen" oder "Teilstück der Geschichte der Sie Sa " oder "Heinrich Zillich und seine Siebenbürger Sachsen". Im Schlußwort auf Seite 370 meines Buches ist unmißverständlich Folgendes zu lesen:" Ich maße mir nicht an, mit diesem Lebenbericht unter die Historiker gegengen zu sein. Zur wissenschaftlichen Geschichtsschreibung fehlen mir Neigung und Können. Es sollte mich aber freuen, mit diesem Buch einen kleinen Beitrag zur der Geschichsschreibung Berufener geboten zu haben".

So wie die Odyssee Homers eben die Abenteuer nur des Odysseus besingt, wie ein Buch über Maikäfer hauptsächlich und durchwegs immer die Perspektiven des Maikäfers im Auge hat, so ist auch die "Odyssee eines siebenbürgischen Journalisten " doch wohl nichts anders als der Lebenslauf eines unserer Journalisten, der wohl durch die Geschichte führt, jedoch nur die Erlebnisse und Beobachtungen, die Erfolge, Mißerfolge und den streckenweise leidvollen Weg eines gehetzten und gejagten Menschen, als Spielball des Ringens zwischen Möchten und Dogmen darstellt. Nur die Seiten 28 bis 49, das Kapitel "Volksminderheit in der Verteidigung" mit den Untertiteln "Rumänischer Nationalchauvinismus", "Bukarester Rumänischer Antisemitismus", "Der Kampf um das Recht", "Der Kampf um das Brot" können als ein kleines Stück Geschichtsschreibung angesehen werden. Sie geben auf engstem Raum einen Überblick über die Historie der Siebenbürger Sachen zwischen den beiden Weltkriegen, diese ganze Zeitepoche umfassend. Auf so wenigen Seiten, die als Einleitung zu den persönlichen Erlebnissen und Beobachtungen und Abenteuern des Verfassers gedacht sind, konnten weder etwa die Organisation der Volksgruppe, noch ihre Persönlichkeiten, weder Wiener Schiedsspruch oder der Sachsentag, noch die Achthundertjahrfeier, die Patenschaftsverleihung, die Siedlung Drabenderhöfe und die vielen anderen wichtigen Ereignisse beahndelt werden ohne den Rahmen meines Lebensberichtes inhaltlich und technisch zu sprengen. So ist es denn auch nicht böser Wille, wenn der wichtige Klingsorkreis und sein Schöpfer nur kurz berührt werden .

ikgs

Geistig und organisatorisch führende Landsleute haben nach einem Vortrag in München 1980 über bisher unekannte Hintergründe und Zusammenhänge hinter den Kulissen der Geschichte von mir gefordert, meine Kentnisse nicht mit ins Grab zu nehmen. Für diese Aufgabe haben sich auch die Gönner und Förderer meines Buches mit dem Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft Dr. Wilhelm Bruckner an der Spitze, eingesetzt, und in der Siebenbürgischen Zeitung schrieb Hans Bergel von einem "Aufsehenerregenden Alfred-Hönig-Vortrag".

Diese Forderung zu erfüllen, war neben der Schilderung meines persönlichen Erinnerungen zu einer Hauptaufgabe meines Buches geworden. Schließlich galt es auch, bestehende Lücken in der Geschichtsschreibung der dazu Berufenen auszufüllen, weil die nun von mir gelieferte Dokumentation noch nicht vorlag. Es kam mir beileibe nicht in den Sinn, längst bekannte geschichtliche Abläufe und Ereignisse wiederzukauen, Dinge zu erörtern, die schon geistiges Gemeingut aller Gebildeten waren.

Zu den noch offenen Lücken gehörte auch die Gutmachung des Unrechts, das an unseren Gefallenen und tapferen Soldaten begangen worden war, Verzerrungen der Erinnerung Außenstehender an inneren Geschehnissen und falsche Vorstellungen über das Maß an Verantwortung aktiver Politiker in der alten Heimat zurechtzurücken. Mir schien es wichtiger, das Ansehen unserer Volksgruppe, deren publizitischer Anwalt ich ein halbes Jahrundert lang war, vor übler Nachrede zu bewahren, Männer lauterer und gemeinschaftstreuer Gesinnung trotz ihrer politischen Irrgänge in Schutz zu nehmen und eine "Vergangenheitsbewältigung" zu versuchen, in der die gemeinschaftverbundenen auf der einen, die gemeinschaftfremden auf der anderen Seite stehen, und das bundesdeutsche Schema der Schwarzweißmalerei mindestsn für uns Siebenbürger nach meinen bescheidenen Kräften abzuwenden.

Und so ersparte ich mir auch die schwierigen Probleme mit den "heißen Eisen" des Nationalsozialismus, der Waffen-SS und die Klarstellung wirklicher Verantwortungen nicht, statt die ollen Kamellen des Gehabten aufzuwärmen.

Ein ganzer Stapel von Dankschreiben auf meinem Schreibtisch beweist mir, daß meine Mühe und Arbeit nicht vergeblich war!

Mein Gewissen ist ein wenig belatet wegen der scheinbaren Wichtigtuerei und Ruhmredigkeit als die Schilderung man von mir erbrachte Leistungen ansehen könnte, wenn man nicht bedenkt, daß ich als "Stabstrompeter" unserer Volksgruppe zu denen gehörte, die bemüht waren, siebenbürgische Überlieferungen auch in Deutschland und Österreich zum Tragen zu bringen. Zufällig von mir er-

rungene Erfolge sind nichts anderes als Erfolge unseres heimatlichen Erbgutes. Und auch der Neid des einen oder anderen Lesers dürfte sich in erträglichen Grenzen halten, wenn er all das Leid und all den Jammer zwischen Leben und Tod bedenkt, durch den meine Odyssee geführt hat. Vielleicht ist es begreiflich, daß ein Mensch, der einst den 16 stündigen Arbeitstag als Redakteur in Hermannstadt zu bewältigen hatte, der zu 2o Jahren Kerker verurteilt wurde, in Sibirien knapp dem Tode entgangen ist usw. und der in seinem Buchtext die von ihm begangenen Dummheiten niemand anderem auflastet als sich selbst, ein klein wenig das Bedürfnis hat, sich und seinen Lesern, die guten Willens sind, einzureden, daß nicht all die Quälen und Schinderein ganz sinnlos und vergeblich waren!

Zillichs Zweifel an meinem Erfolgsanteil betreffend die Abwendung des "numerus valachicus" im Jahre 1937 sind, wie er selbst mittlerweile zugegeben hat, deshalb unbegründet, weil 1937 London allein (Lord Lothian und Lord Rothermere) und nicht Berlin hinsichtlich der Minderheiten in Europa das Sagen hatten.

Und meine zweite Aktion, die ich offen gesagt, als den größten Erfolg in meinem ganzen Leben ansehe, kann doch wahrlich nicht mit Bemerkungen abgetan werden, die auf die Lächerlichkeit eines Tuns hinzielen, bei dem es um nichts anders ging als den Machthabern in Bukarest ein wohlgefälliges Lächeln zu entlocken. Wer dies Kapitel betreffend die Einwirkungen auf den Staatsrat Rumäniens über Prof. Daicovici im Rahmen der Südosteuropa-Gesellschaft ohne Vorurteil aufmerksam liest, kann leicht erkennen, daß mit dieser Aktion von 1962 (Vorbereitung) und 1964 (Wende) tatsächlich erst das Tor zu der Familienzusammenführung und indirekt auch zur Aufnahme der deutsch-rumänischen diplomatischen Beziehungen viele Jahre vor der Normalisierung des Verhältnisses zu den übrigen Ostblocksatelliten aufgestoßen worden ist, wie es ja auch Dr. Wilhelm Bruckner in seinem Geleitwort als Unparteiischer bezeugt.

Das Wort von der "großen Wende" in Bukarest haben bundesdeutsche Journalisten geprägt, als sie uns in München erzählten, wie erstaunt sie waren, welche Achtung man in Bukarester Regierungsstellen unserer Landsmannschaft plötzlich bezeugt hat, die bis dahin als 5. Kolonne verteufelt, und deren Freunde in der alten Heimat maßlos bespitzelt, verfolgt und schikaniert wurden. Diese Wende wurde auch in Bonn beim nachfolgenden Besuch des Ministers Pele registriert.

Von den meine persönlichen Eigenschaften berührenden Peitschenhieben in dem Brief des Herrn Dr.Dr.h.c. Zillich sei nur im Hinblick auf die vermeimtlichen Sinneswandlungen des Journalisten Hönig geantwortet, daß

ich einst in Hermannstadt und später in München dem mir vorgesetzten Gremium, d.h. dessen Mehrheitsbeschlüssen Rechnung zu tragen und auch dann den Mehrheitsbeschluß öffentlich zu verfechten hatte, wenn er gegen meinen Antrag gefaßt worden war. Da ist ein Dichter und Schrifsteller eben besser daran.

Alle meine dargelegten Einwände zu Dr.Zillichs Brief wollen nur der Verteidigung vor notorischer Ungerechtigkeit dienen. Ich betone nochmals, daß meine Achtung vor seiner Persönlichkeit und seiner untadeligen Gesinnung unverändert weiterbesteht. Für die kleinen Übertreibungen an Kritik habe ich auch volles Verständnis, wenn ich bedenke, wie leicht ein Sprachgewaltiger von seiner geliebten Muttersprache auf deren Flügeln zur Höhe getragen wird, wenn einmal das sensible Herz mitspricht. Möge sein Schlag uns noch lange erhalten bleiben!---

Sehr geehrter Herr Landsmann! Nun habe ich Ihnen doch mindestens die Hälfte an Länge meines Antwortbriefs an meinen hochgeborenen Kritiker erspart. Hoffentlich haben Sie sich nicht allzusehr gelangweilt. Und wenn Sie meine Ausführungen tatsächlich bis zu Ende gelesen haben sollten, so danke ich Ihnen für Ihre Mühe.
Schließlich bitte ich Sie inständig, mir die fehlerhafte Tipperei mit der Schreibmaschine gütigst nachzusehen. Ich kann und kann mit diesem Blendwerk des Teufels, der Schreibmaschine, auf meine alten Tage partout nicht zurechtkommen!

Es grüßt Sie herzlich

Ihr Ihnen aufrichtig verbundener

Alfred Hönig

HEINRICH ZILLICH
Dr. rer. pol., Dr. phil. h. c.

Hirschanger 1
8130 Starnberg am See
Tel. 0 81 51 / 34 71
Postscheck München
(BLZ 700 100 80) 267 26-800

4.1.1985

Zu Alfred Hönigs Rundschreiben vom 27.1.1985 an die Herren: Hans Bergel, Dr.Wilhelm Bruckner,Prof.Dr.Hermann Groß,Hans Hartl,Dr.Michael Kroner, Dr.Walter Loewy,Hans Meschendörfer,Prof.Dr.Walter Mieß,Dr.Ernst Wagner, Dr.Oskar Schuster und Dr.Oswald Teutsch:

Liebe Landleute,

in Alfred Hönigs Buch enttäuschten mich die Hinweise auf das Schicksal der Siebenbürger Sachsen in den letzten 60 Jahren; sie sind teilweise unrichtig und verschweigen wichtigste Tatsachen.Das kann Unwissende zu einem verzerrten Geschichtsbild verleiten.Deshalb war ich verpflichtet, darauf aufmerksam zu machen, keineswegs - Hönig zuliebe - die Öffentlichkeit,sondern ihn selber in meinem Brief vom 28.12.1984, den ich auch Ihnen, geschichtskundigen Männern, schickte, unter denen nicht jeder jene Zeiten von Anbeginn miterlebte.

Hätte ich das Manuskript des Buches lesen dürfen, wären meine Einwendungen Hönig sofort zugegangen. Und er hätte - davon bin ich überzeugt - zumindest die Lücken seiner Darstellung beseitigt; sie waren ihm offenbar gar nicht bewußt gewesen.

Wie er freilich jetzt das Buch erläutert - dazu hat ihn mein Brief bewogen. Die Bemerkung, er könne "noch mindestens hundert" andere von ihm nicht erwähnte Vorgänge aufzählen - natürlich keinen vom Gewicht des Wiener Schiedsspruchs und der sonstigen von mir benannten Unterlassungen - ist eine Übertreibung wie seine Behauptung, er habe in Hermannstadt täglich 16 Stunden gearbeitet, "ein halbes Jahrhundert" als publizistischer Anwalt unserer Volksgruppe.

Etwas an aufschneiderischer Übertreibung gehört naturhaft zu jeder rednerischen Begabung, wie Hönig sie hat. Damit vergnügte er uns oft und liebte es, die Politiker - er rechnet sich zu ihnen - als Menschen zu kennzeichnen,die schwindeln und lügen können müssen. Das sagte er immer mit Beifall weckendem Humor. Diese Ironie scheint zu schwinden, denn er wähnt nun allen Ernstes, er habe, neben ~~mancherlei~~ anderem,1962 die doch schon lange vorher angelaufene und lange nachher erst bloß durch Bonner Zahlungen auf Trab gebrachte Familienzusammenführung und sogar die diplomatischen Beziehungen zwischen Bonn und Bukarest im Allein-Gang zustandegebracht. Seltsam, daß ich, bis zum 17.11.1983 Sprecher unserer Landsmannschaft, davon 20 Jahre nichts erfuhr.

Sie, meine Herren,kennen meinen Brief vom 18.12.1984. Prüfen Sie bitte, ob er, wie Hönig meint,aus Emotionen entstand,also aus Gefühlswallungen, oder ob das nicht eher auf sein Rundschreiben zutrifft, das mir dennoch "aufrichtig" Dank und Lob spendet.

Brief
Zur Sache kurz noch dies: was mein ausspricht,ist wahr.Ich darf mich da besonders auf Hönig berufen, der mich als Wahrheitsfanatiker preist.

ikgs

Mit den hier überreichten Zeilen ist die Auseinandersetzung mit ihm, meinem Duzfreund seit anno Schnee, für mich abgeschlossen.

Ich äußere mich dazu nicht mehr.

Aber ich bin froh, daß die befürchtete Verwirrung der siebenbürgischen Geschichtskenntnis wohl unterbleiben wird infolge meines Briefs, der durch Sie weiterwirkt.

Es grüßt Sie

freundlich

Ihr

Heinrich Zillich

ikgs

Privat!

ALFRED HÖNIG

Guggenbichl 2
8219 Rimsting a. Chiemsee
Tel. 08051/3316

7.Februar 1985

Lieber Zillich!

Beiliegend der Text meines Schlußbriefes an die 11 Prominenten. Er ist so wie auch mein voriges Schreiben an die von Dir erwählten Zeugen unserer Privatkorrespondenz von meinem Willen getragen, Dein Prestige, das ich zu den Besitztümern unserer Nation zähle, nicht zu schmälern und nur auf die Sachfragen und beileibe nicht auf Deine Kritik an meiner Person und meinen Charaktereigenschaften einzugehen und mich damit auf einen Kampfplatz zwingen zu lassen, auf dem ich mich allein schon nach Kriterien des Taktes und des guten Geschmackes gar nicht wohl fühle.

Wäre mir ein zu entlarvender Ehrabschneider gegenübergestanden, so hätte ich mit Vergnügen die mir reichlich zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur Verächtlichmachung auch meines Meinungsgegners eingesetzt. In unserem Falle schien es mir eine Freundespflicht zu sein, den wahren Heinrich Zillich vor dem Schreiber des unglücklich ausgefallenen Briefes vom 28.12.84 zu verteidigen, und so habe ich unter Hintansetzung meines persönlichen Prestiges lieber den Versuch gemacht, Dir eine goldene Brücke zur Rückkehr auf auf ein Deiner wahren charakterlichen Eigenart gemäßen Turnierplatz zu bauen und Deinem Genius trotz allem mir Angetanen zu huldigen.

Ich beklage es wahrhaftig, daß Du nun auch in Deinem Schlußbrief an die Zeugen mich erst recht wieder zum Lügner zu stempeln versuchst, indem Du unter dem unanfechtbaren Hinweis auf meine amüsanten Theorien vom Recht auf Lüge in nicht uneleganter Form zu der neuerlichen Anklage führst, ich hätte nun dieses Recht betr. meine Rolle in der Familienzusammenführung allen Ernstes als Lügner und Großmaul in Anspruch genommen.

Zur Sache selbst sei nur noch vermerkt, daß ich ja nicht nur auf Deine Pionierarbeit in causa Umsiedlung, sondern auch auf die unablässigen weiteren Bemühungen der Landsmannschaft - und das warst ja viele Jahre lang Du - ohne Deinen in meinem Buch unzähligemal in ehrender Weise zitierten Namen

ikgs

weder zu nennen. Daß ich dann den Bundeskanzler Schmidt nicht namentlich als den Urheber des Umsiedlungsvertrages mit Bukarest genannt habe und nicht ausdrücklich betont habe, daß natürlich erst die Geldzahlungen an die Scheinehunde in Bukarest de facto in Gang gesetzt haben, das war vielleicht wirklich eine stilistische Unterlassung in meinem Buchtext. Was ich allein nach der Meinung auch der Kronzeugen von damals behaupte, ist, daß meine Aktion im Rahmen der Südosteuropa-gesellschaft den Wall von Verleumdungen und Verdächtigungen der Landsmannschaft weggeräumt und durchaus im logischen Zusammenhang damit die ersten Schritte zur Annäherung zwischen Bonn und Bukarest herbeigeführt haben. Das beweist der von mir so oft zitierte Brief des Dr. v. Uzdrnicas-Koharx an die Landsmannshcft aus 1964, worin der Hinweis des Gheorghiu -Dej mit Bezug auf die Familienzusammenführung vermerkt ist, daß zur Aufnahme der Verhandlungen der Stellvertretende Außenminister Pele bereits auf dem Weg nach Bonn sei.- Hierüber verliere ich aber nie mehr ein Wort. Um meine Darlegungen zu verstehen, muß man nämlich bereit sein, auf jede Gelegenheit zur Aufdeckung der schäbigen Seiten meines Charakters zu verzichten.-

Und nun einmal ein klarstellendes Wort zum vermeintlichen oder wirklichen Recht des Politikers (Du vermerkst süffisant, daß ich mich zu den Politikern "zähle" und verläßt Dich mit Recht darauf, daß ich nichts Ähnliches von Dir als Poeten sage) : Ich vertrat und vertrete sehr ernsthaft die These, daß jeder, der politische Verantwortung trägt, jedes Wort in der Perspektive seiner Verantwortung für die von ihm repräsentierte Organisation oder Gemeinschaft abwägen muß, bevor er es ausspricht. Der Verantwortung Tragende (Präsident, General oder Bischof oder Vorsitzende einer Landsmannschaft) ist nicht dazu berechtigt, im Sinne seiner Privatmoral als Wahrheitsfanatiker aufzutreten. Das würde zum Ruin seiner Armee, seiner Kirche, seiner Landsmannschaft oder Volksgemeinschaft führen. Oberstes Gebot ist seine Pflicht, sei es durch Schweigen, sei es durch diplomatische Formulierungen (Lügen) das Wohl seiner Institution zu wahren und zu mehren.

Der Poet ist frei von dieser Verpflichtung. Das ermöglicht ihm von Herz zu Herz zu sprechen und Wirkungen, Ausstrahlungen und Gefühlsregungen auszulösen, deren Sachwaltung dem Politiker, sei es aus Überzeugung, sei es aus Unfähigkeit immerdar versagt bleibt. Da Poeten und Pastoren jedoch die Wahrheit als oberstes Gabot betrachten (müssen), können sie allerlei Schaden stiften. (Siehe die

ikgs

Pastoren und literarischen Nobelpreisträger in der Friedensbewegung und der Sicherheitspolitik!).

Der einzige Dichter, der sowohl als Poet wie auch als Volkspolitiker ~~geniale~~ kongenial ist, heißt Hans Bergel. Eine Ausnahme von der Regel!

Die Problematik beginnt schon bei der Unwägbarkeit und Relativität des des Begriffes Wahrheit. Sie steht so hoch, daß sie selbst durch nachweisbare Tatsachen nicht entstellt werden darf. Andererseits hat jeder Mensch, je nach Partei, Konfession und Urteilsfähigkeit seine eigene "Wahrheit", oft auch "ewige" Wahrheit genannt. Und der Wahrheitsfanatiker kann deshalb so gefährlich werden, weil man ihn ja nicht zu entlarven vermag. Das einzige, was man an ihm enthüllen kann, ist seine redliche Gesinnung und seine relative Überzeugung, er allein habe den lieben Gott an der Zehe gefaßt.

Dies zum Allgemeinen! Und nun zum Besonderen in meiner Bereitschaft, Verantwortung zu tragen - ob man mich als ethischen Faktor anerkennt oder nicht -. Ich stand der Tatsache gegenüber, daß Du nicht nur vom Recht auf Kritik an meinem Buch, sondern Dir das Recht herausnahmst, mich auch als Menschen, Journalisten und nach Erkenntnis Ringenden lächerlich zu machen. ~~versucht hast~~. Wenn Du es nicht wahr haben willst, dann frage einmal einen Menschen Deines Vertrauens, der zu Offenheit bereit ist, wie Dein Brief an mich in den Augen Dritter oder Elfter hinsichtlich der Vermengung von Sachkritik mit persönlicher Aggressivität, empfunden wird.

Darf ich mich auch einmal als Wahrheitsfanatiker versuchen? Jener Brief hat Dir selbst am meisten geschadet, wie aus der bisherigen Reaktion der Angeschriebenen hervorgeht. So schreibt mir einer der elf Prominenten wörtlich "Obwohl ich nicht über die Detailkenntnisse des Herrn Dr. Zillich verfüge, finde ich seine Stellungnahme gehässig und beleidigend". Dieser und noch andere der Angeschriebenen wundern sich über meine "Stärke im Nehmen", d.h. meine Demut, mit der ich alles geschluckt habe. Sie tun Dir und mir unrecht. Du warst Dir in der Wut über mich nicht bewußt, wie weit Du Dich von Deiner eigentlichen adeligen Art in diesem Einzelfall entfernt hast. Und ich als verantwortungsbewußter "Lügner" hatte Angst nur vor der Gefahr, daß weitere Erregungen Dir gesundheitliche Rückschläge zufügen könnten. Ich konnte beim besten Willen keine Revanchegefühle aufbringen, hatten wir doch um Dein Leben gebangt; und nun sollte ich Dich nur wegen antiquierter Begriffe des Ehrenkodex mit Deinem sensiblen Herzen ernsten Gegenattacken

mit unabsehbaren Folgen für die kaum wiedergewonnene Gesundheit aussetzen? Andererseits konnte und durfte ich Dich ja nicht als Patienten entwerten, zumal Deine Gedankenführung so klar und zwingend war wie eh und je und alles klipp und klar erschien, was Du schriebst und auch Deine Triebfeder, der verletzte Stolz, jedem begreiflich war, der Dich kennt. Ich war in einem schweren Dilemma. Auch jetzt, in diesem Augenblick frage ich mich, ob ich Dir diese Offenheit meinerseits zumuten darf. Von gemeinsamen Freunden wurde mir jedoch mittlerweile versichert, daß Du jetzt wirklich aus dem Schneider bist und bereits wieder so stark und gesund bist, um Wahrheiten nicht nur zu verkraften, sondern auch zu ertragen.

Und so wage ich denn auch noch ein für Dein weiteres Wohlergehen nicht unwichtigen Hinweis auf eine Dir anscheinend nicht ganz bekannte Tatsache hinzuweisen: Nimm bitte von mir den trotz allem ehrlich gemeinten Rat entgegen und behandle niemanden mehr so en canaille, wie Du es mit mir getan hast! Du hast viele verdiente Ehrungen erfahren, und Dein Stolz ist mit Recht so groß, daß Du nicht erwägst, daß die meisten Menschen eher zu Neid als zu Bewunderung neigen. Glücklicherweise bildet sich um wertvolle Persönlichkeit stets ein Ring von Gerechten und Ehrlichen unter den Freunden, die den großen Repräsentanten ihrer Nation abschirmen und vor der Gehässigkeit der Vielzuvielen bewahren. Männer Deiner Bedeutung ahnen zumindest gar nicht, welch ein Waffenarsenal denen zur Verfügung steht, die darauf ausgehen, die Schwächen des Begnadeten bösen Willens und gnadenlos anzuprangern, wenn die Hunde einmal aus ihrem Hinterhalt beim Ofen hervorgelockt worden sind. Wie entsetzt wärst Du, wenn ich Dir einmal mit der gleichen Akribie, mit der Du meine menschlich-allzumenschliche Wesensart zerpflückt hast, die Liste Deiner Sünden vorlegen würde, die im Mundfunk seit Jahrzehnten umlaufen! Du hast Dir wahrhaft einen ehrenvollen und geruhigen Lebensabend verdient. Durch mich wird er, (so wahr mir Gott helfe,) nicht weiter getrübt werden. Ja, wenn ich geahnt hätte, was ich mit meinem Buch bei Dir anrichte, ich hätte wahrlich das auch noch geschrieben, was Du (so schmerzlich) vermißt hast. Aber daß Du nicht selber ein solches Buch geschrieben hast, wie es mir nach Deiner Meinung mißlungen ist, dafür bin ich in keiner Hinsicht schuld!

ikgs

5

Wie mir dieser Versuch auf die von Dir gepachtete Domäne der ungeschminkten Wahrheit vorzustoßen noch wird, weiß ich nicht. Hoffentlich habe ich Dir nicht auch zu viel "Stärke im Nehmen" zugemutet. Aber auch ich habe manchmal den Drang zu einem Mindestmaß an Aufrichtigkeit, und so glaubte ich Dir das Geständdnis nicht vorenthalten zu dürfen, daß ich Dritten nicht anzuvertrauen bereit war und bin. Mich leitet dabei mein -von Dir verspottetes Prinzip, über einen so wertvollen Menschen wie Du es bist, nicht nach Emotionen des Augenblicks vermeintliche Wahrheiten zu enthüllen. Und ich wollte und will auch in Zukunft an meinem ehernen Grundsatz festhalten, meine Mitmenschen, vor allem aber einen Freund nach seiner Gesinnung und nicht nach irgendwelchen einmaligen Eskapaden zu beurteilen und zu behandeln. Deiner von mir geachteten Gesinnung zuliebe bin ich gerne bereit, die Hiebe gegen meine Person und meine Wesensart zu vergessen und mir nur die sachlich wichtigen Ratschläge und kritischen Bemerkungen zu meinem Buch hinter die Ohren schreiben, die nicht die Spuren einer gewollten Kränkung erkennen lassen.

Ich bin mir dessen bewußt, daß ich mit einem Fuß schon jenseits des Styx stehe, und es ist mit wirklich schitegal, was "die Leute" noch von mir denken. Ich freue mich dennoch über die vielen neuen Freunde, die ich mit meinen in vorletzter Stunde geschrieben Büchern gefunden habe, Von meinen alten Freunden sind nahezu alle schon in das Jenseitige vorausgegangen. Ich bin zu sentimental, um mich von Dir freiwillig für immer zu distanzieren. Und so habe ich es denn gewagt, Dir diesen Brief zu schreiben und wünsche mir nur, daß er Dich aufgeschlossen für ein offenes Wort finden möge.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein

Alfred Hönig

Beiliegend mein Schlußbrief an die elf Prominenten.

Rechtschreibung
Offiziell

ALFRED HÖNIG

Guggenbichl 2
8219 Rimsting a. Chiemsee
Tel. 08051/3316

7.Februar 1985

Rundschreiben an den in den Briefwechsel Zillich-Hönig einbezogenen Prominentenkreis.

Lieber Landsmann !

Darf ich Ihnen auch ein Schlußwort unterbreiten?

Zur Sache: Wer wissen will,wer nun von uns beiden betr.die Aktion des Vizepräsidenten der Südosteuropa-Gesellschft Hönig über Prof. Daicovici 1962 und 1964 an den Staatsrat Rumäniens die Wahrheit sagt, der mag im Geleitwort zu meinem Buch von Dr.Wilhelm Bruckner, gew. Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft, nachlesen oder Prof.Dr.Hermann Groß,den heutigen Vizepräsidenten der SOG (Tel.Nr.unter München-Gauting anrufen und nach der Aussage dieser Kronzeugen urteilen. –

Zu der Kritik an meinen persönlichen Eigenschaften :
Herr Dr.Dr.h.c. Heinrich Zillich hat mir einmal gesagt,wenn er sich an die Schreibmschine setze,so ahne er vorerst gar nicht,wohin in die Gewalt unserer wunderbaren Muttersprache tragen werde.

Es ist ferner allgemein bekannt,daß auch ein charakterlich durchaus integrer Mensch nach einer schweren,lebensgefährlichen Erkrankung und glücklicherweise erfolgter Wiedergesundung allzu leicht in Zorn gerät.Ich glaube,daß es meine Pflicht war,mich auf sachliche Gegenargumente zu beschränken und mir persönlich zuteilgewordene Peitschenhiebe nicht zu erwidern,möge die Versuchung dazu noch so groß gewesen sein. Damit finden auch die aus Ihrem Kreis an mich gerichteten Fragen, warum ich die Rolle eines "Watschenmannes" hingenommen und selbst"perönliche Beleidigungen eingesteckt"habe,ihre rechte Antwort. – Für die mir zuteilgewordnen Worte der Verteidigung und den Tröstungsversuche danke ich natürlich von Herzen. –

Und für den sachlichen Teil der Kritik meines so schwer erzürnten Freundes war und bleibe ich dankbar.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Alfred Hönig

ikgs

22. OKT. 1985

Telegramm

Deutsche Bundespost

Verzögerungsvermerke

Datum / Uhrzeit Empfangen	TSt	Leitvermerk	Datum / Uhrzeit Gesendet
Platz / Namenszeichen	5111TB MCHN D =		Platz / Namenszeichen

aus ZCZC 875 RIMSTING 19/16 22 1140

DOKTOR HEINRICH UND FRAU MARIA ZILLICH

HIRSCHANGER 1 (8130)STARNBERG

Dienstliche Vermerke/Rückfragen

HERZLICHEN DANK FUER FREUNDLICHE WUENSCHE ALFRED HOENIG

COL 1 (8130)STARNBERG

» recycling-papier aus 100% Altpapier «

ikgs

fp 1.84/8 7 6 5 4 3 2
A5/100, Kl. 38 rcm

937 210 000-0
TO Anl. 11

17 x 6

60
42

102,20

ikgs